

WAHRNEHMUNG UND INFERENZ

Über die Möglichkeit einer nicht-inferentiellen Basis unserer Überzeugungen über die Welt

Dissertation im Fach Philosophie

eingereicht in der Philosophischen Fakultät der Universität Siegen
zur Erlangung des akademischen Grades
des Doktors der Philosophie (Dr. phil.)

vorgelegt von
Magdalena Eckes

betreut von
Prof. Dr. Richard Schantz

Siegen, im Juni 2013

gedruckt auf alterungsbeständigem holz- und säurefreiem Papier

An dieser Stelle möchte ich all denjenigen danken, die mich auf meinem wissenschaftlichen Werdegang begleitet haben und ohne deren Hilfe und Unterstützung diese Arbeit jetzt nicht vorläge.

Es liegt mir daran diejenigen zu nennen, die für diese Arbeit einen besonderen Beitrag geleistet haben:

Richard Schantz danke ich für seine langjährige Begleitung meiner philosophischen Auseinandersetzung und inhaltliche Betreuung der Arbeit, deren Durchführung ohne die berufliche Einbindung durch Angela Ziesche nicht möglich gewesen wäre. Diese beiden haben die Grundlage und Voraussetzung für die Arbeit geschaffen, die durch Anregungen und Korrekturen von Lothar Eckes, Markus Seidel und Mario Franz schließlich die vorliegende Form angenommen hat.

INHALT

| | |
|--|----|
| Einleitung | 1 |
| 1. Wahrnehmung und Inferenz | 5 |
| 1.1. Zwei Anforderungen | 9 |
| 1.1.1. Wahrnehmung muss eine nicht-inferentielle Basis bilden | 13 |
| 1.1.2. Wahrnehmung muss in inferentiellen Zusammenhängen mit Überzeugungen stehen können | 14 |
| 1.2. Einige Voraussetzungen | 27 |
| 1.2.1. Wahrnehmung und Erfahrung | 27 |
| 1.2.2. Mentale Zustände und mentale Ereignisse | 35 |
| 1.2.3. Erfahrung und Inhalt | 36 |
| 1.3. Die Basis | 39 |
| 1.3.1. Nicht-inferentielle Basis und direkte Wahrnehmung | 39 |
| 1.3.2. Was ist die nicht-inferentielle Basis unserer empirischen Überzeugungen? | 45 |
| 2. Inferenz | 47 |
| 2.1. Inferenz – ein erster Eindruck | 49 |
| 2.2. Inferenz auf den zweiten Blick – von Gilbert Ryle zu Alan.R.White | 53 |
| 2.3. Inferenz auf den dritten Blick – eine Diagnose mit Heilungschancen | 65 |

| | |
|---|-----|
| 3. Unbewusste Inferenz | 73 |
| 3.1. Distanzwahrnehmung - unbewusste Inferenz? | 82 |
| 3.1.1. Wann ist Inferenz unbewusst? | 82 |
| 3.1.2. Berkeleys Interpretation der Distanzwahrnehmung | 88 |
| 3.1.3. Das Problem der Chicken sexers | 98 |
| 3.2. Unbewusste Prozesse – unbewusste Inferenz | 106 |
| 3.2.1. Kategorie 1: Gibson und die Stimulus-Theorie | 112 |
| 3.2.2. Kategorie 2: Helmholtz/Rock/Peirce und die inferentiellen Theorien der Wahrnehmung | 116 |
| 3.2.3. Kategorie 3: Theoriebeladenheit | 146 |
| 3.3. Unbewusste Inferenz? | 149 |
| | |
| 4. Die nicht-inferentielle Basis | 151 |
| 4.1. Propositionalität und Begrifflichkeit | 158 |
| 4.1.1. Propositionalität | 159 |
| 4.1.2. Begrifflichkeit | 164 |
| 4.2. Überzeugung als nicht-inferentielle Basis (1) | 191 |
| 4.2.1. Davidsons Gründe | 191 |
| 4.2.2. Glaubenstheorien | 201 |
| 4.3. Propositionale und begriffliche Erfahrungen als Basis (2) | 213 |
| 4.4. Nicht-propositionale und begriffliche Erfahrungen als Basis (3) | 219 |
| 4.4.1. Welche Begriffe? | 220 |
| 4.4.2. Zustands-Sicht oder Inhalts-Sicht? | 222 |
| 4.4.3. Probleme mit begrifflichen Erfahrungen | 224 |

| | |
|--|-----|
| 4.5. Propositionale und nicht-begriffliche Erfahrung als Basis (4) | 236 |
| 4.5.1. Probleme mit nicht-begrifflicher Erfahrung | 236 |
| 4.5.2. Propositionale und nicht-begriffliche Erfahrung | 247 |
| 4.6. Nicht-propositionale und nicht-begriffliche Erfahrung als Basis (5) | 251 |
| 4.7. Was ist nun die Basis? | 256 |
| | |
| Resümee | 260 |
| | |
| Literatur | 263 |
| | |
| Personen | 275 |

EINLEITUNG

Well, this bit which I am writing, called Introduction, is really the *er-h'r'm* of the book, and I have put it in, partly so as not to take you be surprise, and partly because I can't do without it now.

A. A. Milne

Eine der zentralen Fragen der Erkenntnistheorie ist die Frage, wie wir Wissen über die Welt erlangen können. Wie können wir wissen, dass Gras grün und Holz braun ist? Auf den ersten Blick scheint die Antwort einfach zu sein: Wir wissen bestimmte Dinge über die Welt, weil wir sie wahrnehmen. Unsere Sinneswahrnehmung scheint eine Basis für unsere Überzeugungen über die Welt zu bilden.

Auf den zweiten Blick gestaltet sich die Antwort – wie so oft – etwas schwieriger. Geben unsere Sinne die Wirklichkeit tatsächlich korrekt wieder? Sind wir uns sicher, dass unsere Sinneswahrnehmungen eine solche Basis bilden, oder ist die Basis nicht viel mehr in der Stimulation der Sinnesrezeptoren zu sehen als in der bewussten Wahrnehmung? Und wie genau können Sinneswahrnehmungen eine Basis für Überzeugungen über die Welt sein?

Besonders mit der ersten Frage hat man sich in der Philosophie der Wahrnehmung lange und intensiv auseinandergesetzt. Die Tatsache, dass unsere Sinne uns oft täuschen, führte spätestens mit dem britischen Empirismus zu ausgedehnten Debatten darüber, was genau unsere Sinneswahrnehmungen sind, ob wir uns über sie im Irrtum befinden können und was das für unser Wissen über die Welt (oder gar die Beschaffenheit der Welt selbst) bedeutet. Direkter Realismus¹, Repräsentationalismus² und Phänomenalismus³ sind klassische Positionen der Wahrnehmungsphilosophie, die versuchen, einem Skeptizismus durch

¹ Vgl. bspw. Austin (1962), Schantz(1990), Smith (2002).

² Vgl. bspw. Locke (1975), Robinson (1994).

³ Vgl. bspw. Berkeley (1979d).

verschiedene Interpretationen von Sinneswahrnehmung, Sinnestäuschung und Halluzination zu entgehen.

Die beiden anderen Fragen (sind wir uns sicher, dass unsere Sinneswahrnehmungen eine solche Basis bilden, oder ist die Basis nicht viel mehr in der Stimulation der Sinnesrezeptoren zu sehen als in der bewussten Wahrnehmung? Und wie genau können Sinneswahrnehmungen eine Basis für Überzeugungen über die Welt sein?) haben hingegen erst in den letzten beiden Jahrhunderten massiv an Bedeutung gewonnen und entsprechend ist das Feld der Auseinandersetzung noch keineswegs so gut vorbereitet, wie es bei der ersten Frage der Fall ist.

Die Frage danach, ob Sinneswahrnehmung tatsächlich als Basis charakterisiert werden kann oder ob nicht vielmehr der Stimulation der Sinnesrezeptoren diese Rolle in unserem kognitiven Arrangement zukommt, ist eng mit der Entwicklung in anderen Wissenschaftsbereichen verbunden. Mit dem Aufkommen psychologischer und physiologischer Untersuchungen geraten unbewusste Vorgänge im menschlichen Gehirn immer mehr in den Fokus der Untersuchungen; die Basis für Erkenntnisse scheint sich beliebig weit an die Grenze des Gehirns, sogar an die Grenze des menschlichen Körpers verschieben zu lassen. Damit aber verliert die bewusste Sinneswahrnehmung ihren basalen Charakter.

Die Frage danach, ob unsere Überzeugungen überhaupt in rationalen Zusammenhängen mit Sinneswahrnehmungen stehen können (Letztere eine rationale Basis für Erstere sein können), gewinnt spätestens mit Wilfrid Sellars' „Empiricism and the Philosophy of Mind“ massiv an Bedeutung. Wie können Sinneswahrnehmungen als Resultat des Einwirkens äußerer Kräfte auf den Körper nicht nur als kausale, sondern als rationale Basis unserer Überzeugungen fungieren? Selbst wenn Sinneswahrnehmungen einen basalen Charakter haben, wie können sie in rationalen Zusammenhängen mit Überzeugungen stehen?

Ziel der vorliegenden Arbeit ist es, sich mit der Möglichkeit einer Basis für unsere Überzeugungen über die Welt auseinanderzusetzen. Dafür werden wir vor allem die letzten beiden Fragen in den Fokus nehmen, wenn auch die erste Frage immer wieder gestreift wird. Gemäß den in beiden Fragen angerissenen Problemen, werden wir zwei Anforderungen an

Sinneswahrnehmung stellen, die diese erfüllen muss, um als Basis für unsere Überzeugungen zu fungieren:

(A1) Wahrnehmung muss eine nicht-inferentielle Basis bilden.

(A2) Wahrnehmung muss in inferentiellen Zusammenhängen mit Überzeugungen stehen können.

Wir werden untersuchen, ob Sinneswahrnehmung diesen Anforderungen überhaupt gerecht werden kann (ob es nicht unbewusste Vorgänge im Gehirn gibt, die dieser Möglichkeit widersprechen) und welcher Art eine solche Basis sein könnte (ob begrifflich oder nicht-begrifflich, propositional oder nicht-propositional).

Wenn in einem erkenntnistheoretischen Kontext von „Basis“ die Rede ist, legt das den Eindruck nahe, es werde ein Rechtfertigungs-Fundamentalismus vorausgesetzt, in dem jede Rechtfertigung einer Überzeugung in letzter Instanz auf eine unumstößliche Basis (eben z.B. die Sinneswahrnehmungen) zurückgreift. Tatsächlich sind meine Sympathien so wie die der meisten zeitgenössischen Wahrnehmungsphilosophen eher auf der Seite eines milden Fundamentalismus⁴ denn auf Seiten eines Kohärentismus. Nichtsdestotrotz liegt der Fokus dieser Arbeit nicht auf Rechtfertigung, sondern auf Inferenz. Die Frage ist nicht, was unsere Überzeugungen über die Welt rechtfertigt, sondern auf welcher Basis wir zu ihnen gelangen. Im ersten Kapitel werden wir – neben einer allgemeinen Bereitung des philosophischen Feldes, auf dem diese Arbeit aufbaut – genauer auf diesen Unterschied eingehen.

Das zweite Kapitel wird dann einer – in der aktuellen Debatte vernachlässigten – genaueren Fassung des Inferenzbegriffs dienen, so wie der in diesem Kontext zu verstehen sein sollte. Auf Grundlage dieser Fassung können wir uns im dritten und vierten Kapitel der Arbeit den

⁴ Vergleichbar mit McDowells minimalem Empirismus: „[...] in the sorts of case that must come first for reflection on the very idea of directedness at the world, the world's verdict, to which thinking must be answerable if it is to be thinking at all, is delivered by way of pronouncement from (in Quine's phrase) “the tribunal of experience”. McDowell (1995), S. 231 f.

beiden angerissenen Fragen widmen: Sind wir uns sicher, dass es sich bei Sinneswahrnehmungen tatsächlich um eine Basis handelt, oder ist die Basis nicht viel mehr in der Stimulation der Sinnesrezeptoren zu sehen als in der bewussten Wahrnehmung? Und wie genau können Sinneswahrnehmungen eine Basis für Überzeugungen über die Welt sein?

Die erste Frage wird uns im dritten Kapitel näher beschäftigen. Dort wird die Möglichkeit unbewusster Inferenz eingehend untersucht. In diesem Zusammenhang werden wir feststellen, dass es zwar möglich ist, bestimmte unbewusste Vorgänge mit bewusster Inferenz zu vergleichen, dass jedoch keineswegs die Notwendigkeit besteht, dieselben in einem erkenntnistheoretisch relevanten Sinne als unbewusste Inferenz zu charakterisieren. Damit bleibt es prinzipiell möglich, unsere Sinneswahrnehmungen als Basis unserer Überzeugungen über die Welt zu verstehen.

Im vierten Kapitel werden wir uns dann mit der zweiten Frage näher beschäftigen. In der Folge von Sellars' Auseinandersetzung über die Möglichkeit eines rationalen Zusammenhangs zwischen Sinnesempfindung und Überzeugungen wurde es oftmals als notwendig empfunden, die Basis unserer Überzeugungen über die Welt als begrifflich zu fassen. Wir werden die verschiedenen Zusammenhänge zwischen rationaler Basis, Begrifflichkeit und Propositionalität beleuchten, um herauszufinden, welche Kandidaten den Ansprüchen an eine nicht-inferentielle Basis am besten gerecht werden können. Dabei wird auch die aktuelle Debatte über Zustands- und Inhaltssicht nicht-begrifflicher Erfahrung Eingang in die Betrachtungen finden. Wir werden schließlich zu dem Schluss kommen, dass es mehr als einen geeigneten Kandidaten für eine nicht-inferentielle Basis gibt, dass diese Kandidaten aber allesamt in mindestens einer Hinsicht als nicht-begrifflich zu charakterisieren sind.

1. WAHRNEHMUNG UND INFERENZ

– *auf der Suche nach einer Basis*

“Isn’t there anybody here at all?”

“Nobody”

Winnie-the-Pooh took his head out of the hole, and thought for a little, and he thought to himself, “There must be somebody there, because somebody must have *said* ‘Nobody’.”

A. A. Milne

In diesem ersten Kapitel werden wir zwei allgemeine Anforderungen an Wahrnehmung formulieren, denen diese gerecht werden muss, um ihre angedachte Rolle in unserem kognitiven Arrangement⁵ einnehmen zu können. Diese Anforderungen können, das werden wir versuchen deutlich zu machen, mithilfe des Inferenzbegriffes gefasst werden (Abschnitt 1.1.). In erster Näherung lauten diese:

(A1) Wahrnehmung muss eine nicht-inferentielle Basis bilden.

(A2) Wahrnehmung muss in inferentiellen Zusammenhängen mit Überzeugungen stehen können.

Mit diesen Anforderungen an Wahrnehmung haben wir ein grundlegendes Instrument, mit dem wir verschiedene Theorien zur Basis unserer Überzeugungen in der Wahrnehmung überprüfen können.

Neben einer Einführung und Diskussion der Anforderungen werden wir noch einige grundsätzliche Anmerkungen zur Charakterisierung der Basis treffen. Dabei werden zum einen die allgemeinen terminologischen und theoretischen Voraussetzungen für eine solche Basis im Bereich von Wahrnehmungstheorien geklärt (Abschnitt 1.2.) und zum anderen die Frage nach der Basis (die durch die beiden Anforderungen implizit gestellt wird) und mögliche Antworten auf diese Frage näher spezifiziert (Abschnitt 1.3.).

Im Allgemeinen bilden wir täglich eine Menge von Überzeugungen, Meinungen, Ansichten (beliefs) aus: darüber, welcher Mensch als Erster den Mond betreten hat, darüber, was ein

⁵ Vgl. Einleitung.

platonischer Körper ist, darüber, ob die Post heute schon gekommen ist oder nicht... Es wäre ein müßiges Unterfangen, allein diejenigen Überzeugungen aufzählen zu wollen, die wir an einem einzigen Tag bilden.

Diese Überzeugungen haben verschiedene Quellen. Einige Überzeugungen erlangen wir durch das Zeugnis anderer (z.B. durch Bücher, diverse andere Medien oder durch ein Gespräch), einige Überzeugungen bilden wir aufgrund der Wahrnehmung unserer Umgebung, einige Überzeugungen sind Resultat längeren Nachdenkens und einige wenige Überzeugungen entstammen vielleicht sogar Wünschen, Halluzinationen oder Hypnosen, wobei Überzeugungen letzterer Provenienz (Wünsche, Halluzinationen oder Hypnosen) vermutlich wenig vertrauenswürdig sind.

Ganz anders verhält es sich mit denjenigen Überzeugungen, die auf unsere Wahrnehmung der Welt zurückgehen (die sogenannten empirischen Überzeugungen).⁶ Diese Überzeugungen zeichnen sich dadurch aus, dass sie uns verlässlicher erscheinen als beispielweise Überzeugungen, die auf dem Zeugnis anderer beruhen (Es mag ja sein, dass in diversen Medien behauptet wird, Neil Armstrong hätte als erster Mensch den Mond betreten, aber diese Behauptung kann zur bewussten Irreführung gestreut worden sein. Etwas anderes ist es, dieses Betreten mit eigenen Augen – und nicht via Fernsehgerät – zu sehen.). Darüber hinaus scheint Wahrnehmung für alle rationalen Überzeugungsquellen (also neben Wahrnehmung selbst, dem Zeugnis anderer und Nachdenken – Wünsche, Halluzinationen und Hypnose können wir als rationale Quelle wohl ausschließen) eine Voraussetzung zu sein: Wie können wir ohne sinnliche Wahrnehmung vom Zeugnis anderer Kenntnis erhalten, wie können wir im Nachdenken zu neuen Überzeugungen/Gedanken kommen, wenn wir keine Überzeugungen haben, die der Wahrnehmung entstammen?⁷

⁶ Vgl. Wright (1998), S. 395: „Now there is, of course, a distinction between empirical beliefs which are rationally held and empirical beliefs held, for whatever cause – prejudice, wishful thinking, hypnotic suggestion, etc. – without reasons. Essentially, what distinguishes the former is that they are *based* on experience.”

⁷ Ein Rationalist könnte natürlich auch auf andere Überzeugungsquellen als die Wahrnehmung verweisen, aber auch er würde vermutlich eingestehen, dass die Überzeugungen dieser Quellen endlich wären und Wahrnehmung entsprechend für einen Großteil der durch Nachdenken gewonnenen Überzeugungen eine wichtige Rolle spielt.

Unserer Wahrnehmung kommt für unsere Überzeugungen also eine exponierte Rolle zu. Für unsere empirischen Überzeugungen scheint sie sogar unabdingbar zu sein. Hätte Winnie-the-Pooh nicht gehört, dass jemand „Nobody“ gesagt hat, wäre er nicht zu der Überzeugung gelangt, dass sich jemand in dem Loch befindet, in das er seinen Kopf gesteckt hat. Wäre dieser Text nicht wahrnehmbar (auf Papier/auf dem Monitor), es wäre nicht möglich, sich über Papierbeschaffenheit, Formatierung und Inhalt Meinungen zu bilden.

Nun könnten wir beliebige Überzeugungen bilden, die aber nur wenig Zusammenhang mit der Art und Weise haben müssten, wie die Welt tatsächlich beschaffen ist. Damit diejenigen Überzeugungen, die wir aufgrund unserer Wahrnehmung entwickeln, korrekt sind, muss die Wahrnehmung selbst zu größten Teilen verlässlich sein. Nur dann können unsere Überzeugungen tatsächlich von der Welt handeln. Wenn Poohs auditive Wahrnehmung nicht verlässlich wäre (er beispielsweise permanent „Nobody“-Rufe hörte, auch wenn tatsächlich keine derartigen Rufe erfolgten), wäre seine Überzeugung, dass jemand da sein muss, vermutlich nicht korrekt (in jedem Falle nicht gerechtfertigt). Und wenn wir davon ausgehen, dass seine komplette Wahrnehmung in einem starken Maße unzuverlässig wäre, könnten seine – auf dieser falschen Basis aufbauenden – Überzeugungen nicht von der Welt handeln (oder lediglich in einem sehr derivativen Sinne). Wahrnehmung kann also nur dann als eine gute Quelle für (korrekte) Überzeugungen über die Welt gelten, wenn sie einigermaßen verlässlich ist.

Trotz dieser Verlässlichkeit der Wahrnehmung (die wir zunächst als möglich annehmen wollen) können zwei Wesen mit vergleichbaren Wahrnehmungen zu unterschiedlichen Überzeugungen gelangen. Wenn Piglet gemeinsam mit Winnie-the-Pooh seinen Kopf in das Kaninchenloch steckte (was Poohs Körperfülle vermutlich unmöglich machen würde), könnte er, ebenso wie dieser, Kaninchens „Nobody“-Ruf hören. Doch vielleicht käme er, anders als Pooh, zu dem Ergebnis, dass sich niemand im Kaninchenloch befindet, weil das eben die Aussage des gehörten Rufes war. Die Überzeugungen beider handelten dann von der Welt, wenn auch nur eine der beiden Überzeugungen wahr sein kann (entweder es befindet sich

jemand im Kaninchenloch oder es befindet sich niemand im Kaninchenloch⁸). Um festzustellen, welche der Überzeugungen wahr ist, könnten sie, von ihrer geteilten Wahrnehmung ausgehend, für die eine oder andere Überzeugung argumentieren. Dafür müssen Piglet und Pooh aber nicht nur verlässliche Wahrnehmungen haben, sondern sie müssen auch über diese verfügen können. Es muss den beiden prinzipiell möglich sein, ihre gebildeten Überzeugungen auf Basis der verlässlichen Wahrnehmung und gegebenenfalls weiterer Annahmen zu revidieren. Nur dann können sich Pooh und Piglet über ihre verschiedenen Überzeugungen auseinandersetzen und eventuell herausfinden, welche der beiden Überzeugungen richtig ist.

⁸ In dem hier konstruierten Fall muss eine der beiden Überzeugungen wahr sein. Prinzipiell könnten bei sich widerstreitenden Überzeugungen auch beide falsch sein. Aber es ist nicht möglich, dass beide gleichzeitig wahr sind.

1.1. ZWEI ANFORDERUNGEN

Wenn Wahrnehmung in der Weise fungieren soll, wie wir es anhand des Beispiels von Pooh (und Piglet) umschrieben haben, muss sie also zwei Anforderungen erfüllen: Sie muss erstens verlässlich und zweitens den Überzeugung bildenden Subjekten zugänglich sein. Wir können diese Anforderungen, abseits von Pooh und Piglet, so formulieren:

(1) Verlässlichkeit/Neutralität: Damit unsere Überzeugungen tatsächlich von der Welt handeln können, muss uns Wahrnehmung mit verlässlichen Informationen über dieselbe versorgen (wie stark diese Verlässlichkeit zu interpretieren ist, können wir zunächst außen vor lassen). Darüber hinaus sollte Wahrnehmung – zumindest in bestimmten Aspekten – möglichst neutral sein, damit sie eine gemeinsame Basis für unsere Auseinandersetzung über unsere verschiedenen Überzeugungen bilden kann. Verlässlichkeit und Neutralität scheinen zwar auf den ersten Blick zwei unterschiedliche Anforderungen zu sein, zwischen beiden gibt es aber einen Zusammenhang, wie wir später noch sehen werden.

(2) Rationale Zugänglichkeit: Damit Wahrnehmung nicht nur eine verursachende (kausale) Rolle spielt, sondern tatsächlich Teil unseres kognitiven Arrangements sein kann (damit Piglet und Pooh sich auf Basis ihrer Wahrnehmung sinnvoll auseinandersetzen können), muss sie rational zugänglich sein/in rationalen Beziehungen zu Überzeugungen stehen.

Beide Anforderungen tauchen – in verschiedenen Formulierungen – in vielen Auseinandersetzungen über die Natur der Wahrnehmung auf. Bereits Immanuel Kants Dictum „Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind.“⁹ lässt sich in diese Richtung lesen. Damit Gedanken von etwas handeln können, müssen sie einen Inhalt haben. Wenn Gedanken von der Welt handeln sollen, muss dieser Inhalt durch Anschauungen Eingang in das Denken finden. Es bedarf eines Zusammenhangs zwischen

⁹ Kant, KrV, AA, B75, A51.

Gedanken und Welt, der über die Anschauungen hergestellt wird. Dieser Zusammenhang findet sich in der ersten Anforderung wieder – sie geht sogar noch ein wenig über diesen hinaus: Damit unsere Gedanken uns tatsächlich Informationen über die Welt liefern können (und nicht nur Inhalte haben), muss es nicht nur einen Zusammenhang zwischen Gedanken und Welt (in Form von Wahrnehmung/Anschauung) geben, sondern dieser Zusammenhang sollte auch einigermaßen zuverlässig sein (uns eine Idee davon geben, wie die Welt tatsächlich ist).

Der zweite Teil des Dictums entspricht unserer zweiten Anforderung. Wenn Kant behauptet, Anschauungen ohne Begriffe seien blind, steht die rationale Zugänglichkeit der Anschauungen im Vordergrund. Für Kant ist diese rationale Zugänglichkeit nur dann gegeben, wenn Anschauungen „unter Begriffe“¹⁰ gebracht werden. Wir können hier offen lassen, ob damit die Anschauungen selbst als begrifflich verstanden werden sollten (und welchen Begriff von „Begriff“ Kant hier verwendet) – das wird uns in Kapitel 4 noch ausreichend beschäftigen. Wesentlich ist, dass die Anschauungen dem Verstand in irgendeiner Weise zugänglich sein müssen, damit dieser „den Gegenstand sinnlicher Anschauung zu denken“¹¹ vermag.

An Kant anknüpfend versucht auch John McDowell diese beiden Anforderungen stark zu machen und ihnen in seiner Theorie der Wahrnehmung gerecht zu werden.¹² Robert Brandom fasst beide Anforderungen bei McDowell mit dem Ausdruck „rational constraint“ zusammen.¹³ Dass die Basis unserer Überzeugungen über die Welt in rationalen Beziehungen stehen sollte (Anforderung 2), wird durch das „rational“ ausgedrückt. Der Zwang, der durch diese Basis ausgeübt werden soll („constraint“), kommt der ersten Anforderung sehr nahe. Bei McDowell steht zwar – ebenso wie in Kants Dictum – nicht die Verlässlichkeit der Basis im Vordergrund, doch die Idee, dass eine Basis eine Beschränkung der Inhalte empirischer Überzeugungen durch die Welt liefern sollte, läuft auf eine solche Verlässlichkeit hinaus.

¹⁰ Vgl. Kant, AA, KrV, ebd.

¹¹ Kant, AA, KrV, ebd.

¹² Vgl. z.B. McDowell (1995), S. 232 f. und (1996), S. xi-xvi.

¹³ Vgl. Brandom (1995), u. A. S. 241.

Könnte die Basis durch andere Überzeugungen beeinflusst und verändert werden (fehlte ihr Verlässlichkeit), verlöre sie ihre zwingende Wirkung¹⁴ und damit handelten die Inhalte unserer empirischen Überzeugungen nicht mehr von der Welt – ein Ergebnis, das McDowell sicherlich vermeiden möchte.

Die beiden Anforderungen scheinen also – wenn auch in unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen – eine zentrale Rolle in der Auseinandersetzung um unsere Wahrnehmung zu spielen. Kann Wahrnehmung diesen Anforderungen nicht gerecht werden, verliert sie ihre erkenntnistheoretisch exponierte Rolle. Denn dann liefert sie entweder keine Informationen darüber, wie die Welt tatsächlich ist, oder diese Informationen sind dem menschlichen Denken nicht zugänglich.

Wir werden im Folgenden davon ausgehen, dass eine Wahrnehmungstheorie beiden Anforderungen gerecht werden sollte, um diese desaströsen Konsequenzen zu vermeiden.¹⁵

Eine vielversprechende Möglichkeit, beide Anforderungen miteinander zu verbinden, besteht darin, den Inferenzbegriff zur Formulierung der Anforderungen zu verwenden. Dieses Vorgehen hat den Vorteil, dass mit seiner Hilfe näher spezifiziert wird, wie die Basis in Wahrnehmungstheorien zu verstehen sein muss, um beiden Anforderungen gerecht zu werden. Wir werden hier deshalb der Möglichkeit, die Anforderungen mithilfe des Inferenzbegriffs zu formulieren, nachgehen.

Zu diesem Zweck benötigen wir eine grobe Vorstellung davon, was mit „Inferenz“ gemeint ist. Einer ausführlichen Untersuchung von Inferenz wollen wir uns erst im zweiten Kapitel dieser Arbeit widmen. Hier können wir zunächst festhalten, dass „Inferenz“ im Allgemeinen für Schlussfolgerungsbeziehungen zwischen einzelnen Überzeugungen eines Individuums verwendet wird. Aus der Überzeugung, dass Hunde Säugetiere sind, können wir die Überzeugung folgern, dass der Hund unseres Nachbarn ein Säugetier ist. Diese Folgerungsbeziehung zeichnet sich durch einen gewissen rationalen Zusammenhang – der für die Korrektheit der gefolgerten Überzeugung sorgen kann – auf der einen Seite (hier in Form

¹⁴ Oder die zwingende Wirkung verlöre ihre Sinnhaftigkeit.

¹⁵ Womit nicht ausgeschlossen ist, dass Wahrnehmung *tatsächlich* eine der Anforderungen nicht erfüllt.

eines deduktiv-logischen Zusammenhangs) und ihre prinzipielle Revidierbarkeit durch das Subjekt selbst auf der anderen Seite aus. Sollte festgestellt werden, dass nicht alle Hunde Säugetiere sind (oder sollten wir dahinter kommen, dass unser Nachbar eine Ente als Hund ausgibt), wäre die gefolgerte Meinung prinzipiell revidierbar.

Das Merkmal der prinzipiellen Revidierbarkeit ist ein Vor- und ein Nachteil der Folgerungsbeziehungen. Denn zum einen können sich Subjekte durch sie auf neue Informationen einstellen und ihre Überzeugungen entsprechend anpassen, zum anderen aber werden die resultierenden Überzeugungen stark abhängig vom Informationsstand des Subjektes (davon, welche Informationen ich über das Haustier meines Nachbarn oder die Zugehörigkeit bestimmter Tiere zu bestimmten Tiergruppen habe). Damit also so etwas wie Neutralität (und damit – wie wir sehen werden – Verlässlichkeit) gesichert ist, darf die Basis der Überzeugungen (die Wahrnehmung selbst oder eine Komponente der Wahrnehmung) nicht geschlussfolgert worden sein – sie sollte nicht-inferentiell sein.¹⁶

Mit Hilfe des Inferenzbegriffs lassen sich unsere ursprünglichen Anforderungen damit wie folgt formulieren:

(A1) Verlässlichkeit/Neutralität: Wahrnehmung muss eine nicht-inferentielle Basis bilden.

(A2) Rationale Zugänglichkeit: Wahrnehmung muss in inferentiellen Zusammenhängen mit Überzeugungen stehen können.¹⁷

¹⁶ Zumindest nicht wenn Schlussfolgerung/Inferenz prinzipielle Revidierbarkeit beinhaltet.

¹⁷ Wobei mit „können“ nicht die Struktur von Wahrnehmung charakterisiert wird, sondern festgelegt wird, dass diejenigen Wahrnehmungen, die als Basis für Überzeugungen über die Welt dienen (einige Wahrnehmungen geben vielleicht keinen Anlass zu weitergehenden Überzeugungen), in inferentiellen Zusammenhängen mit Überzeugungen stehen.

1.1.1. Wahrnehmung muss eine nicht-inferentielle Basis bilden

Damit Wahrnehmung als verlässlich und neutral gelten kann, reicht es natürlich nicht aus, sie als nicht-inferentiell zu bestimmen. Nicht-Inferentialität ist keine hinreichende Bedingung für Verlässlichkeit/Neutralität. Es müssen andere Faktoren wie die spezielle Beschaffenheit unserer Sinnesorgane, der Umgebung und des Gehirns hinzukommen, damit Wahrnehmung tatsächlich als verlässlich und neutral gelten kann. Nichtsdestotrotz ist Nicht-Inferentialität eine notwendige Bedingung für Verlässlichkeit/Neutralität. Fast jede Schlussfolgerung, die wir vollziehen (und das betrifft ganz besonders diejenigen Schlussfolgerungen, die ihren Ausgang in unserer Wahrnehmung finden), ist fehleranfällig. Wir schließen auf Basis unserer bisherigen Erlebnisse, Erinnerungen und unseres angesammelten Wissens. Da diese Grundlagen von Person zu Person und von Zeitpunkt zu Zeitpunkt verschieden sind, unterscheiden sich auch die jeweiligen Schlussfolgerungen. Was wir erschließen, ist nicht immer verlässlich und selten neutral. Mangelnde Verlässlichkeit und mangelnde Neutralität sind damit gleichzeitig Indikatoren dafür, dass eine Schlussfolgerung vorliegen könnte. Und hier liegt auch der Zusammenhang zwischen den beiden: Neutralität und Verlässlichkeit werden beide durch Schlussfolgerungsprozesse gefährdet. In den meisten Fällen haben wir eher Einblick darin, dass es an Neutralität mangelt, als darin, dass Verlässlichkeit fehlt. Wenn Piglet und Pooh in dem Kaninchenloch massiv voneinander abweichende – und damit nicht-neutrale – Wahrnehmungen machten (trotz nahezu identischer Umweltvoraussetzungen), könnte das für Prozesse sprechen, die nicht nur die Neutralität, sondern auch die Verlässlichkeit ihrer Wahrnehmungen gefährdeten.¹⁸ Schlussfolgerungen (bzw. Inferenz) können als solche Prozesse betrachtet werden. Denn trotz gleicher Ausgangsinformationen können unterschiedliche Schlussfolgerungen bei Piglet und Pooh zu unterschiedlichen Ergebnissen (in Form von unterschiedlichen Wahrnehmungen oder Überzeugungen) führen. Damit Wahrnehmung als eine Quelle von Verlässlichkeit und Neutralität fungieren kann, muss sie also nicht-inferentiell sein oder ein nicht-inferentielles Element enthalten.

¹⁸ Da nur eine der beiden gefolgerten Überzeugungen („Jemand ist im Kaninchenloch“ oder „Niemand ist im Kaninchenloch“) wahr sein kann, die andere also falsch ist, sind die gefolgerten Überzeugungen augenscheinlich weniger verlässlich als die geteilte Wahrnehmung.

1.1.2. Wahrnehmung muss in inferentiellen Zusammenhängen mit Überzeugungen stehen können

Die Forderung nach einer rationalen Beziehung zwischen nicht-inferentieller Basis und Überzeugungen findet sich bei der Mehrzahl der zeitgenössischen Wahrnehmungsphilosophen. Damit ein mentaler Zustand/mentales Ereignis/mentaler Prozess/mentales Objekt (Wahrnehmung selbst oder eine Komponente der Wahrnehmung¹⁹) die Basis unserer Überzeugungen bilden kann, darf er/es nicht bloß Ursache, sondern muss rationaler Grund sein. Wir haben diesen Anspruch mit der Idee gleichgesetzt, dass unsere Überzeugungen in inferentiellen Beziehungen zu der entsprechenden Basis stehen müssen. Diese zweite Formulierung der Anforderung (A2) kann aber in zweierlei Hinsicht als von der ersten Formulierung (2) abweichend verstanden werden.

Erstens zeichnen sich inferentielle Beziehungen nicht nur durch ihre Rationalität aus, sondern auch durch ihr tatsächliches Vorkommen in einem Subjekt. Mit (A2) behaupten wir nicht nur, dass Subjekt *könnte* sich unter rationalen Gesichtspunkten auf diese Basis stützen, sondern auch, dass es dies tatsächlich tut.²⁰ (2) ist in dieser Hinsicht neutral.

Zweitens werden inferentielle Beziehungen oft so interpretiert, dass sie nur zwischen Zuständen mit begrifflichen Inhalten bestehen können. Rationale Zusammenhänge werden aber oft auch für das Verhältnis von Zuständen mit begrifflichen und nicht-begrifflichen Inhalten postuliert. Damit wäre (A2) auf weniger Fälle anwendbar als (2).

Wir werden im Folgenden versuchen zu zeigen, dass die erste Differenz eher für (A2) denn für (2) spricht, während die zweite Differenz bei genauerer Betrachtung zu vernachlässigen ist.

1.1.2.1. Inferentielle Beziehungen und rationale Zusammenhänge

Inferentielle und rationale Beziehungen können als nicht deckungsgleich betrachtet werden. Wenn wir von rationaler Zugänglichkeit und inferentiellen Zusammenhängen sprechen, beziehen wir uns auf die Vorgänge in einem konkreten Subjekt (und dessen prinzipielle

¹⁹ Siehe Absatz 1.2.1.

²⁰ Wobei sich das Subjekt der Rationalität selbst nicht bewusst sein muss.

Fähigkeit, über rationale Gründe zu verfügen). Doch die Frage, ob etwas als rationaler Grund für etwas anderes gelten kann, ist nicht abhängig von einem Subjekt und dessen mentalen/psychischen Vorgängen. Rationale Gründe sind Teil des Begründungszusammenhangs, während rationale Zugänglichkeit und inferentielle Zusammenhänge eher auf die Seite des Entdeckungszusammenhanges gehören. Hans Reichenbach hat die Unterscheidung zwischen beiden Zusammenhängen eingeführt und sie am Beispiel des Wissenschaftlers veranschaulicht:

Das Verfahren, das die Wissenschaft dabei [beim Einrichten von Theorien für möglichst gute Voraussagen] benutzt, ist grundsätzlich rationalisierbar. Man muß dabei nur unterscheiden zwischen dem Verfahren, welches der einzelne Forscher bei der Auffindung neuer Theorien benutzt, und demjenigen Verfahren, in welchem er seine Theorien vor der Öffentlichkeit darlegt. Das erstere Verfahren, das wir Auffindungsverfahren nennen können, ist allerdings kaum rationalisierbar, so wenig wie das Rätselraten. Anders aber steht es mit dem zweiten Verfahren, das wir Rechtfertigungsverfahren nennen können.²¹

Wie ein Wissenschaftler eine bestimmte Theorie entdeckt (Auffindungsverfahren), ist eher ein Produkt des Zufalls. Vielleicht kam er durch einen Traum zu seiner Theorie (wie man es Friedrich August Kekulés Entdeckung des Benzolrings nachsagt) oder es lagen bei einem Experiment zufällig noch ein paar Materialien eines anderen Versuchs auf dem Tisch (wie bei Hans Christian Ørsteds Entdeckung des Elektromagnetismus). Die Begründung des Wissenschaftlers für eine neu entdeckte Theorie (Rechtfertigungsverfahren) ist allerdings rationalisierbar (mit Hilfe von Induktion und ihren Regeln). In einer solchen Begründung sollte der Wissenschaftler eine Basis für seine Theorie liefern, wobei Letztere durch Erstere rational gestützt²² werden sollte. Diese Begründung kann Gegenstand erkenntnistheoretischer

²¹ Reichenbach (1935), S. 172.

²² Diese rationale Stützung erfolgt – wie bereits in der Klammer des vorhergehenden Satzes angeführt – durch Induktion und ihre Regeln (vgl. Reichenbach (1935), S. 172 f.): „Ein System von Beobachtungsfakten zeichnet eine gewisse theoretische Annahme, die über das Beobachtete hinaus Voraussagen für neue Beobachtungen macht, vor anderen Systemen aus, und es ist die Aufgabe der Wissenschaft, in systematischer Ordnung dieses ausgezeichnete System von Prophezeiungen aufzustellen. Für diesen Rechtfertigungs-Zusammenhang gibt es Regeln; und wenn

Untersuchungen werden, während die tatsächliche Entdeckung eher Gegenstand psychologischer Forschung ist.

In „Experience and Prediction“ formuliert Reichenbach analog zum Fall wissenschaftlicher Erkenntnis einen Unterschied von erkenntnistheoretischen und psychologischen Forschungsgebieten (und damit von Entdeckung und Begründung) für das Denken im Allgemeinen:

There is a great difference between the system of logical inter-connections of thought and the actual way in which thinking processes are performed. The psychological operations of thinking are rather vague and fluctuating processes; they almost never keep to the ways prescribed by logic and may even skip whole groups of operations which would be needed for a complete exposition of the subject in question. [...]

The only way to escape this difficulty is to distinguish carefully the task of epistemology from that of psychology. Epistemology does not regard the processes of thinking in their actual occurrence; this task is entirely left to psychology. What epistemology intends is to construct thinking processes in a way in which they ought to occur if they are to be ranged in a consistent system; or to construct justifiable sets of operations which can be intercalated between the starting-point and the issue of thought-processes, replacing the real intermediate links. Epistemology thus considers a logical substitute rather than real processes.²³

Harvey Siegel interpretiert diese Äußerungen Reichenbachs als eine klare Trennung der Begründung einer bestimmten Überzeugung von ihrer psychologischen Herkunft (Entdeckung).²⁴ Dieser Trennung entsprechend kann etwas rationaler Grund für eine Überzeugung sein, ohne in tatsächlichen inferentiellen Zusammenhängen stehen zu müssen,

man im einzelnen eine derartige Darstellung niemals in voller Strenge entwickelt, so ist doch im Prinzip die Induktion rationalisierbar.“

²³ Reichenbach (1938), S. 5.

²⁴ Siegel, H. (1980), S. 299 f.: „The point of introducing a “logical substitute” for “real processes” of thought is clear. What is crucial for epistemology is not the actual train of thought which culminates in an epistemologically potent pronouncement; rather, epistemology is concerned with evaluating, with establishing the potency of, that pronouncement. Since a given claim is correct (true, probably true, warrantably assertible, etc.) independently of its psychological origin; and since epistemology (as opposed to psychology) is concerned only with evaluating such claims as to correctness (truth, probable truth, warranted assertibility, etc.), it follows that psychological origin is irrelevant to epistemology.”

da rationale Gründe in den Begründungszusammenhang gehören, während tatsächliche inferentielle Zusammenhänge Teil des Entdeckungszusammenhangs sind.

Damit aber ginge unsere Anforderung, die nicht-inferentielle Basis müsse in tatsächlichen inferentiellen Zusammenhängen mit Überzeugungen stehen, weit über die Forderung nach einem rationalen Grund hinaus. Denn sie erstreckte sich nicht nur auf das Feld der Begründung, sondern auch auf das der Entdeckung.

Sollten wir also unsere Anforderung abmildern und auf tatsächliche inferentielle Beziehungen verzichten?

In der Konsequenz könnten wir den rationalen Grund unabhängig von tatsächlichen inferentiellen Beziehungen auf folgende Weise fassen:

(Anmerkung zu 2): Etwas ist rationaler Grund für etwas anderes, wenn Ersteres eine rechtfertigende Rolle für Letzteres spielen kann; dabei muss der rationale Grund weder mit einem psychologischen Wahrnehmungsprozess in Zusammenhang stehen noch muss das Subjekt über ihn verfügen können.

Der strengen Lesart der Trennung von Entdeckungs- und Begründungszusammenhang des Denkens (und Wahrnehmens) folgend, müssten wir diese Konzeption von rationalem Grund akzeptieren. Doch sie scheint ein wesentliches Interesse unserer Auseinandersetzung mit Wahrnehmung zu übergehen. Die Frage, warum ausgerechnet diese Zustände/Ereignisse/Prozesse/Objekte die Basis für unsere Überzeugungen bilden, nimmt sowohl rationale Zusammenhänge (Begründung/Rechtfertigung) in den Blick als auch die konkrete Verfasstheit des Menschen (Entdeckung/Auffindung). Unsere Wahrnehmung ist ein natürliches Phänomen mit erkenntnistheoretischer Relevanz. Wenn Reichenbach davon spricht, dass die Erkenntnistheorie eher ein logisches Substitut betrachtet als die tatsächlichen Prozesse, müssen wir diese Trennung der Erkenntnistheorie von den tatsächlichen Prozessen auf etwas mildere Weise lesen²⁵: Die tatsächlichen psychischen Prozesse sind nicht Objekt der

²⁵ Ob diese Lesart Reichenbachs Intentionen besser widerspiegelt als die stärkere Lesart, sei dahingestellt.

Erkenntnistheorie. Ihre Untersuchung findet auf einer vollkommen anderen Ebene statt als die Untersuchung rationaler Zusammenhänge.²⁶ Wir können aber versuchen, anhand der Untersuchung psychischer Prozesse eine Art rationale Rekonstruktion²⁷ der mentalen/rationalen/inferentiellen Vorgänge vorzunehmen; das Ergebnis dieser Rekonstruktion wäre, der milden Lesart zufolge, das logische Substitut.²⁸ Dieses logische Substitut kann dann wieder unter erkenntnistheoretischen Gesichtspunkten (in Bezug auf Implikationen für eine Theorie der Wahrnehmung) betrachtet werden.

Eine solche milde Lesart von Reichenbachs Trennung stellt nicht die Unterscheidung von Entdeckungs- und Begründungszusammenhang oder Erkenntnistheorie und Psychologie im Allgemeinen in Frage. Vielmehr soll sie für den Fall der Wahrnehmung verständlich machen, wie Personen mit ihrer konkreten Verfasstheit in der Wahrnehmung eine rationale Basis für ihre Überzeugungen über die Welt finden können. Sowohl Entdeckung als auch Begründung sollten bei der Suche nach der Basis unserer Überzeugungen in der Wahrnehmung eine Rolle spielen.

Doch auf dem Weg zur zweiten Formulierung der zweiten Anforderung (A2) liegt noch ein weiteres Hindernis: Auch wenn wir akzeptieren, dass es tatsächliche Zusammenhänge zwischen Grund und Überzeugung gibt, führt uns das noch nicht automatisch zu der Ansicht, dieser Grund müsse in (bewussten) *inferentiellen* Beziehungen zu unseren Überzeugungen stehen. Wir können diesen Umstand relativ leicht an einem schematischen Beispiel deutlich machen. Nehmen wir an, ein gewisser psychischer Prozess A führt zu einem Ergebnis (einer Wahrnehmung) B. Das Subjekt, in dem dieser Prozess vor sich geht, hat zwar ein Bewusstsein von B, nicht jedoch von A oder dem Verhältnis A/B. In diesem Fall könnte A ein rationaler Grund für B sein und in tatsächlichen Zusammenhängen mit B stehen, ohne dass dem Subjekt

²⁶ Wir werden in nachfolgenden Kapiteln (Kapitel 2 und 3) sehen, dass mentale Prozesse auf verschiedenen Ebenen beschrieben werden können und dass Zuschreibungen auf einer Ebene nicht mit Zuschreibungen auf einer anderen Ebene einhergehen müssen.

²⁷ Hier ist natürlich nicht eine rationale Rekonstruktion im Carnap'schen Sinne gemeint.

²⁸ Dies lohnt sich vor allem bei Vorgängen, die vollkommen unbewusst sind (siehe Kapitel 3). Diejenigen Vorgänge, auf die das Subjekt Zugriff hat (die im Bereich seiner Spontaneität/seines Bewusstseins liegen), bedürften nur in bestimmten Fällen einer Rekonstruktion, da sie im Allgemeinen bereits mit Prinzipien der Begründung/Rechtfertigung operieren.

dieser rationale Grund zugänglich ist. Und damit wäre die Forderung nach einem rationalen Grund (und seinem tatsächlichen Vorkommen in psychischen Zusammenhängen) erfüllt, ohne dass wir inferentielle Zusammenhänge postulieren müssten.²⁹

Als ein Beispiel für einen solchen Prozess (A) können wir die Stimulation der sinnlichen Rezeptoren und die Konstruktion einer sinnlichen Wahrnehmung aus dieser Stimulation heraus betrachten. W.V.O. Quine konstruiert in „Epistemology naturalized“ diese Stimulation als die einzige Evidenz (den einzigen Grund), die Subjekte benötigen³⁰:

The stimulation of his sensory receptors is all the evidence anybody has had to go on, ultimately, in arriving at his picture of the world. Why not just see how this construction really proceeds? Why not settle for psychology?³¹

In the old epistemological context the conscious form had priority, for we were out to justify our knowledge of the external world by rational reconstruction, and that demands awareness. Awareness ceased to be demanded when we gave up trying to justify our knowledge of the external world by rational reconstruction. What to count as observation now can be settled in terms of stimulation of sensory receptors, let consciousness fall where it may.³²

Quine zufolge sollten wir uns also nicht auf die uns zugängliche Basis (Erfahrungen/Überzeugungen) konzentrieren, sondern die Rolle des Bewusstseins geringer schätzen und Stimuli (Stimulationen der sinnlichen Rezeptoren) als die nicht-inferentielle Basis unserer empirischen Überzeugungen verstehen.

Doch dieses Bild geht mit zwei wesentlichen Einschränkungen einher. Zum einen müssten wir uns darauf verlassen können, dass Prozess A (bzw. Zustand A mit nachfolgendem Prozess)

²⁹ Wir hätten es dann mit einer Art reliabilistischen Formulierung der zweiten Anforderung zu tun.

³⁰ Genau genommen ist bei Quine kein Prozess, sondern die Stimulation der Grund. Das tut der Betrachtung aber keinen Abbruch, da in beiden Fällen etwas vollkommen Unzugängliches/nicht Revidierbares als Grund für unsere Überzeugungen angenommen wird.

³¹ Quine (1969), S. 75.

³² Ebd. S. 84.

nicht nur zufällig zu einer korrekten Wahrnehmung B führt, sondern dies regelmäßig (verlässlich) tut. Andernfalls würden wir unsere erste Anforderung gefährden.

Wir können eine solche reliabilistische Annahme tätigen. Doch unter dieser Annahme ist es dem wahrnehmenden Subjekt nicht möglich, Prozess A anzupassen/zu beeinflussen, um B zu verändern. Die prinzipielle Revidierbarkeit, die Teil unserer Auseinandersetzung über Gründe ist, ginge verloren: A kann nicht als Basis für eine Auseinandersetzung zweier Subjekte fungieren. Wenn Piglet und Pooh aufgrund eines verlässlichen, ihnen aber nicht bewussten Prozesses zu einer Wahrnehmung gelangen, können sie sich in ihrer Auseinandersetzung zwar auf die Wahrnehmung (B) stützen, nicht jedoch auf den Prozess (A) selbst. Wann immer Subjekte sich auf mentale Zustände/Ereignisse/Prozesse/Objekte in einer Auseinandersetzung über Gründe beziehen wollen, müssen diese rational zugänglich sein.³³

Damit also ein Subjekt über einen mentalen Zustand/Prozess (ein mentales Ereignis/Objekt), der zu einer bestimmten Überzeugung geführt hat, als rationalen Grund verfügen kann, muss dieser Zustand/Prozess (dieses Ereignis/Objekt) in einem inferentiellen Zusammenhang mit der Überzeugung des Subjekts stehen.³⁴

Wir werden im dritten Kapitel besprechen, ob diese inferentiellen Zusammenhänge tatsächlich immer rationale Zugänglichkeit bedeuten oder ob es so etwas wie unbewusste Inferenz gibt. Unbewusste Inferenz könnte dafür sorgen, dass unbewusste Prozesse subjektabhängige Ergebnisse liefern, ohne dass das Subjekt direkten, bewussten Einfluss auf diese Prozesse nehmen könnte. Damit würde unsere erste Anforderung nicht mehr erfüllt werden können. Es besteht jedoch gute Hoffnung, dass das dritte Kapitel uns von der Notwendigkeit, unbewusste Inferenz zu postulieren, befreien wird.

³³ Für eine generelle Kritik an Quines naturalisierter Erkenntnistheorie s. u. a. Putnam (1982) und Kim (1988).

³⁴ Wir haben hier implizit vorausgesetzt, dass rationale Zugänglichkeit der nicht-inferentiellen Basis unserer Überzeugungen mit inferentiellen Zusammenhängen zwischen dieser Basis und Überzeugungen gleichzusetzen ist. Dies ist natürlich nur dann der Fall, wenn Inferenz prinzipiell bewusst ist. Sollte es unbewusste Inferenz geben, kann diese nicht mit rationaler Zugänglichkeit in eins gesetzt werden. In Kapitel 3 werden wir die Möglichkeit unbewusster Inferenz deshalb genauer betrachten.

Wir haben die zweite Anforderung so formuliert, dass die tatsächlichen inferentiellen Zusammenhänge eines Subjektes für die Suche nach einer Basis der Überzeugungen desselben von großer Bedeutung sind. Damit ist allerdings nicht gesagt, dass wir einen Internalismus mit Bezug auf Rechtfertigung vertreten müssen. Piglet kann, bspw. im Fall der Wahrnehmung, gerechtfertigt sein, ohne diese Rechtfertigung zu kennen (Prozess/Zustand A kann Piglets Wahrnehmung B rechtfertigen, auch wenn Piglet keinen rationalen Zugang zu Prozess/Zustand A hat). Aber wenn Piglet dazu in der Lage sein soll, über etwas als einen Grund zu verfügen (aus etwas Schlüsse zu ziehen), müssen wir seine rationalen Möglichkeiten (im Sinne der tatsächlichen inferentiellen Zusammenhänge) in Betracht ziehen.³⁵

Damit können wir davon ausgehen, dass die Formulierung der zweiten Anforderung mithilfe „inferentieller Beziehungen“ (A2) der besonderen Rolle der Basis in der Wahrnehmung besser gerecht werden kann als die erste Formulierung (2). Denn zum einen können wir so die tatsächlichen Vorgänge in einem Subjekt berücksichtigen und zum anderen lassen wir Raum für eine prinzipielle Revidierbarkeit der Folgerungen.

³⁵ Diesen Punkt macht auch Bonevac (2002) S. 26 im Rückgriff auf Wright deutlich: „As Crispin Wright (1998) observes, this argument [das Argument dagegen, dass nicht-propositionale Inhalte eine rechtfertigende Rolle spielen können] rests on taking inference as our only model of justification: on holding that any justification must have the form of an inference or something analogous to an inference. The only difference between inferential and noninferential justification must be that, in the former, the justifier is a belief rather than another content-bearing state. Wright calls this the quasi-inferentialist conception of empirical justification. One way of defending the Justification Thesis [“Sensings play a role in justifying grasping.” S. 3] is to substitute another conception of justification, as reliabilists, for example, would want to do in any case.”

1.1.2.2. Inferentielle und quasi-inferentielle Beziehungen

Auch wenn wir annehmen, dass die tatsächlichen rationalen Zusammenhänge (die dem Subjekt prinzipiell bewusst sein können) die entscheidende Rolle für die zweite Anforderung spielen (und nicht die möglichen Zusammenhänge), kann die Formulierung (A2) immer noch als zu stark angesehen werden.

Besonders in der Debatte um die Erfüllung der zweiten Anforderung durch verschiedene Konzeptionen von Wahrnehmung³⁶ (bzw. der nicht-inferentiellen Basis in der Wahrnehmung) wird des Öfteren auf einen Unterschied zwischen inferentiellen und quasi-inferentiellen³⁷ Beziehungen verwiesen. In „Does Perception Have a Nonconceptual Content“ von Christopher Peacocke wird deutlich, dass Wahrnehmung mit nicht-begrifflichem Inhalt seiner Auffassung nach zwar die zweite Anforderung in ihrer ersten Formulierung (2) erfüllen kann, nicht jedoch in der zweiten Formulierung (A2):

This rational sensitivity is not a matter of inference, even though the occurrence of an experience with a certain nonconceptual content does make rational a perceptual judgment with a conceptualized content. It is intuitively wrong to classify the case as one of inference. It also could not be correct, if the perceptual content is nonconceptual: inferential relations hold only between (states with) conceptual contents. We can, as reflective thinkers, indeed introduce ways of thinking about the nonconceptual ways in which things are given. But this is built on a more primitive level of rational sensitivity to the experience's nonconceptual content itself.³⁸

Peacocke zufolge bestehen zwischen (nicht-begrifflichen) Wahrnehmungen/Erfahrungen³⁹ und Urteilen/Überzeugungen keine inferentiellen Beziehungen, da Erstere nicht-begrifflich sind. Trotzdem machen Erstere Letztere rational und das denkende Subjekt hat eine rationale Sensitivität gegenüber dem nicht-begrifflichen Inhalt der Erfahrungen/Wahrnehmungen.⁴⁰

³⁶ Insbesondere Wahrnehmungen/Erfahrungen mit begrifflichem oder nicht-begrifflichem Inhalt.

³⁷ Für die Verwendung von „quasi-inferentiell“ bei rationalen Beziehungen zwischen einem Zustand mit nicht-begrifflichem Inhalt und einem Zustand mit begrifflichem Inhalt vgl. bspw. Wright (1998), S. 400.

³⁸ Peacocke (2001), S. 253.

³⁹ Auf den Zusammenhang von Wahrnehmung und Erfahrung gehen wir im Folgenden unter Abschnitt 1.2.1. ein.

⁴⁰ Siehe 1.1.2.1.

Damit können diese Beziehungen nicht als inferentiell, sondern bestenfalls als quasi-inferentiell gelten.

Wie bereits erwähnt werden wir uns im zweiten Kapitel mit dem Inferenzbegriff und verschiedenen Definitionen desselben beschäftigen. Wir können aber bereits ein Ergebnis der Debatte vorwegnehmen: Es lässt kaum etwas darauf schließen, dass inferentielle Beziehungen nur zwischen Zuständen mit begrifflichen Inhalten bestehen könnten. Und die Debatte um unbewusste Inferenz (siehe Kapitel 3) wird unter einer solchen Fassung inferentieller Beziehungen in weiten Teilen unverständlich (obwohl sie, wie wir sehen werden, nicht a priori als fehlgeleitet bestimmt werden kann).

Woher also kommt die – oft implizit geäußerte – Annahme, inferentielle Beziehungen könnten nur zwischen Zuständen mit begrifflichem Inhalt bestehen?

Bill Brewers Argumente für seine in „Perception and Reason“ vertretene These, dass Gründe begrifflichen Inhalts bedürfen („Reasons require conceptual contents“)⁴¹, sind für die Klärung dieser Frage aufschlussreich.⁴² Er bezeichnet Beziehungen dann als inferentiell, wenn der Inhalt der Relata (der beiden Zustände) in Form eines Argumentes dargestellt werden kann: Erfahrung/Wahrnehmung und Urteil/Überzeugung müssen in Form von Prämissen und Konklusion eines Argumentes artikuliert werden können. Bei Zuständen mit begrifflichen (und propositionalen!)⁴³ Inhalten ist diese Darstellung denkbar einfach. Die Inhalte müssen nur in Form eines Satzes ausgedrückt werden. Bei Zuständen mit nicht-begrifflichem Inhalt gestaltet sich das allerdings um einiges schwieriger. Hier muss erst ein Zusammenhang zwischen nicht-begrifflichem Inhalt und Prämisse/Proposition hergestellt werden.⁴⁴

Sollten wir deshalb davon ausgehen, nicht-begriffliche (nicht-propositionale) Inhalte (und ihre entsprechenden Zustände) könnten nur in quasi-inferentiellen – aber rationalen – Zusammenhängen mit begrifflichen Inhalten (und ihren entsprechenden Zuständen) stehen?

⁴¹ Brewer (1999), S. 149 ff.

⁴² Eine ausführliche Behandlung seiner Argumentation wird in Kapitel 4 gegeben (Abschnitt 4.5.1.).

⁴³ Eine genauere Bestimmung von Begrifflichkeit und Propositionalität werden wir in Kapitel 4 vornehmen.

⁴⁴ Brewer (1999), S. 159: „[...] this basic kind of experiential content [Peacockes „scenario content“, ein Beispiel für nicht-begrifflichen Inhalt] is not itself the kind of thing which could serve as a premise or the conclusion of an argument at all.“

Brewer weist diese Vorstellung zurück. Damit ein Zusammenhang (aus Sicht des Subjektes, das diesen Zusammenhang herstellt) als rational bezeichnet werden kann, muss er, Brewer zufolge, in seinem Sinne inferentiell sein: Es muss möglich sein, die zusammenhängenden Inhalte in Form eines gültigen deduktiven Argumentes oder einer vergleichbaren Schlussfolgerung (vergleichbares Argument, bspw. induktiv) darzustellen (denn nur, was in einem Argument darstellbar ist, ist rational):

It is paraphrasing McDowell (1985, p. 389), to mention considerations which reveal the judgment or belief (or action) as at least approximating to what rationally ought to happen in those circumstances. Now, making something intelligible from the point of view of rationality in this way necessarily involves identifying a valid deductive argument, or inference of some kind, which articulates the source of the rational obligation (or permission) in question.

Damit Peacockes Rede von rationaler Sensitivität (im Gegensatz zu inferentiellen Zusammenhängen) einen Sinn ergibt, müsste er erklären, wie etwas aus Sicht des Subjektes rational sein kann, ohne gleichzeitig (prinzipiell) in Form eines Argumentes ausgedrückt werden zu können. Man kann sich nur schwer vorstellen, wie ein solcher Weg zu beschreiten ist (und Brewer gibt an, keine Beschreitung dieses Weges zu kennen).⁴⁵ Aber nur unter dieser Voraussetzung erscheint es angemessen, von quasi-inferentiellen im Gegensatz zu inferentiellen Beziehungen zu sprechen.

Wir werden deshalb im Folgenden davon ausgehen, dass sowohl Beziehungen zwischen Zuständen mit begrifflichem Inhalt als auch Beziehungen zwischen Zuständen mit nicht-begrifflichem und begrifflichem Inhalt in Form eines Argumentes ausgedrückt werden können.⁴⁶ Entsprechend werden wir nur von inferentiellen, nicht von quasi-inferentiellen

⁴⁵ Brewer ((1999), S. 154) selbst sagt zu dieser Option: „[...] successfully giving such a reason makes essential reference to the premise of an inference of some kind, whose conclusion is appropriately related, most likely by identity, to the content of the belief for which the reason is being given. Given this argument, and in the absence to my knowledge of any proposed alternative conception of reason-giving relations, which is entirely independent of the existence of any underlying reasoning or inference, I submit that there can be no counterexamples of this first type [counterexamples of the first type: giving a reason does not have to somehow make reference to the premise of an inference].”

⁴⁶ Es kann sich dabei auch um ein Argument handeln, in dem Prämisse und Konklusion identisch sind.

Beziehungen zwischen Erfahrungen/Wahrnehmungen und Urteilen/Überzeugungen (deren Inhalten) sprechen.

Damit können wir den Kern der beiden grundsätzlichen Anforderungen mithilfe des Inferenzbegriffes fassen (mit den angeführten Einschränkungen). Die so verstandenen Anforderungen lauten also:

(A1) Verlässlichkeit/Neutralität: Wahrnehmung muss eine nicht-inferentielle Basis bilden.

(A2) Rationale Zugänglichkeit: Wahrnehmung muss in inferentiellen Zusammenhängen mit Überzeugungen stehen können.

Beiden Anforderungen gerecht zu werden scheint eine der großen Aufgaben der Philosophie der Wahrnehmung zu sein, um deren Lösung immer wieder gerungen wird. Denn jede mögliche Verbindung beider Anforderungen scheint einer der beiden ein solches Übergewicht zu geben, dass die andere vernachlässigt wirken kann. So gibt es viele – meist stärker empiristisch motivierte – Wahrnehmungstheorien, die vor allem das nicht-inferentielle Element der Wahrnehmung (und damit die Verlässlichkeit und Neutralität derselben) betonen. Die nicht-inferentielle Basis unserer Überzeugungen wird stark von den restlichen Überzeugungen unterschieden; wie wir gesehen haben, kann eine solche Unterscheidung (bspw. durch Erfahrungen mit nicht-begrifflichem Inhalt als nicht-inferentielle Basis) so stark sein, dass nicht mehr zu erkennen ist, wie Basis und restliche Überzeugungen überhaupt in Zusammenhängen stehen können. Andererseits werden in eher rationalistisch motivierten Wahrnehmungstheorien die inferentiellen/rationalen Zusammenhänge so anspruchsvoll formuliert, dass sie eigentlich nicht mehr zwischen einer nicht-inferentiellen Basis und anderen Überzeugungen bestehen können, sondern nur zwischen Überzeugungen gleichen Typs.

Wir werden verschiedene Vorschläge, beide Anforderungen zu kombinieren, im Lichte einer genauen Fassung des Inferenzbegriffs und seiner Implikationen untersuchen und auf ihre Stichhaltigkeit prüfen (Kapitel 4). Dazu werden wir bereits in diesem Kapitel eine kleine

Übersicht über die möglichen Theorien zur nicht-inferentiellen Basis unserer Überzeugungen geben. Doch bevor wir damit beginnen können, müssen wir noch einige grundsätzliche Bemerkungen über Wahrnehmung voranschicken.

1.2. VORAUSSETZUNGEN

Da eine Auseinandersetzung über die Basis unserer Überzeugungen nicht im luftleeren Raum geschehen kann, sondern immer auch durch andere theoretische Zusammenhänge beeinflusst wird, müssen wir ihr Verhältnis zu einigen dieser theoretischen Zusammenhänge deutlich machen. Dazu gehört, sich darüber Gedanken zu machen, was überhaupt Basis sein kann. Wir haben bisher – um uns nicht festzulegen – von mentalen Prozessen, mentalen Objekten, mentalen Ereignissen und mentalen Zuständen gleichermaßen gesprochen. Mentale Prozesse sollten wir nicht als Basis heranziehen, da diese – wie wir in Abschnitt 1.1.2.1. deutlich gemacht haben – dem Bewusstsein meist so wenig zugänglich sind, dass sie nicht als revidierbar gelten können (bzw. wenn sie als revidierbar gelten, dann gibt es meist auch einen bewussten Input zu diesem Prozess, der ebenfalls bewusst ist, und dieser könnte dann als Basis fungieren).⁴⁷ Die Möglichkeit, mentale Objekte als Basis zu verstehen, werden wir in Abschnitt 1.3. näher besprechen (und verwerfen). Hier wollen wir die näheren Voraussetzungen der wahrscheinlichsten Kandidaten, mentale Zustände und mentale Ereignisse, näher betrachten. Die entsprechend als Basis benannten Zustände/Ereignisse sind im Allgemeinen Wahrnehmung, Erfahrung und Überzeugung (bzw. der Erwerb von Überzeugungen). Wir werden im Folgenden klären, welche Unterschiede zwischen diesen Zuständen/Ereignissen bestehen und wie diese zu unterschiedlichen Theorien führen können.

1.2.1. Wahrnehmung und Erfahrung

„Wahrnehmung“ (perception) und „Erfahrung“ (experience) bzw. „sinnliche Erfahrung“ (perceptual experience) sind die Ausdrücke, die in der Auseinandersetzung über eine Basis unserer empirischen Überzeugungen am häufigsten Anwendung finden. Dabei wird nicht immer trennscharf zwischen ihnen unterschieden. Manche Autoren sprechen fast nur von

⁴⁷ Vgl. dazu auch Kapitel 2, Abschnitt 2.2.

„perception“⁴⁸, während andere sich auf „experience“ konzentrieren⁴⁹. In den meisten Texten allerdings gibt es fließende Übergänge vom einen Begriff zum anderen.⁵⁰

Um festzustellen, ob die beiden Begriffe synonym verwendet werden können oder nicht, lohnt es sich deshalb diejenigen Gründe zu betrachten, die für eine Unterscheidung von Wahrnehmung und Erfahrung sprechen (und damit eine Unterscheidung der Begriffe „Wahrnehmung“ und „Erfahrung“ motivieren könnten). Wir können drei mögliche Gründe für diese Unterscheidung identifizieren: Erfahrung kann als eine Komponente von Wahrnehmung verstanden werden; Erfahrung könnte im veridischen Fall mit Wahrnehmung identisch sein und im nicht veridischen Fall trotzdem bestehen; und „Erfahrung“ könnte sich zwar auf das gleiche Phänomen beziehen wie „Wahrnehmung“, dabei allerdings einen anderen Aspekt hervorheben (den phänomenalen Charakter der Wahrnehmung).⁵¹ Diese drei Gründe vermischen sich oftmals (nicht explizit) miteinander. Wir sollten sie zunächst getrennt voneinander betrachten, um dann eine angemessene Verwendungsweise im Kontext unseres Vorhabens (der Suche nach einer nicht-inferentiellen Basis unserer Überzeugungen) zu identifizieren.

⁴⁸ Bspw. Armstrong (1961).

⁴⁹ Bspw. McDowell.

⁵⁰ Bspw. Crane in seinem Vorwort zu „The contents of experience“ (1992), S.i.: „This volume represents the best of the latest research on perception [...]“ Wie der Titel deutlich macht, ist ein zentrales Thema des Bandes der Inhalt von Erfahrungen. Trotzdem formuliert Crane eine der zentralen Fragen des Bandes eingangs (S.1) wie folgt: „Do they [perceptions!] represent the world – do they have *content* – in the way beliefs or judgements do, and if so, can they be reduced to beliefs?“. Hier scheinen „Wahrnehmung“ und „Erfahrung“ als synonyme Ausdrücke verstanden zu werden. In einem späteren Aufsatz jedoch führt Crane eine klare Unterscheidung zwischen beiden Ausdrücken ein (vgl. dieses Kapitel Abschnitt 1.2.1.2.).

⁵¹ Es gibt noch eine weitere Interpretation des Unterschiedes zwischen „Wahrnehmung“ und „Erfahrung“, die sich in David M. Armstrongs „A Materialist Theory of the Mind“ (1968), S. 258 finden lässt: „Introspection only makes us aware of some of our perceptions, and only those perceptions we are aware of can be called ‘experiences.’“ Armstrong zufolge sind also nur diejenigen Wahrnehmungen, deren sich ein Subjekt bewusst ist, Erfahrungen. Wir werden diesen Differenzierungsansatz nicht weiter verfolgen, da er erstens nicht bei anderen Wahrnehmungsphilosophen auftaucht und zweitens sehr einfach durch eine Unterscheidung von Wahrnehmung im Allgemeinen und bewusster Wahrnehmung zu substituieren ist.

1.2.1.1. Erfahrung als Komponente

„Wahrnehmen“ (ebenso wie „Sehen“, „Hören“ etc.) kann prinzipiell in zwei verschiedenen Weisen verwendet werden:

(1) Ich nehme wahr, dass xyz.

(2) Ich nehme x wahr.

Darauf verweist auch Roderick Chisholm in „Perceiving“:

The verbs “perceive, “see,” “hear,” and “observe” are ordinarily used with one or the other of two types of grammatical object. We may say, “I see that a man is coming down the lane.” Or we may say, “I see a man.” In the first case, “see” takes a propositional clause as its grammatical object; in the second, it takes a noun. The objects of “hear,” “perceive,” and “observe” may, similarly, be either propositional or non-propositional. “Taste” and “smell” may occasionally take propositional objects, but for the most part they are used nonpropositionally, with nouns or descriptive phrases.

Ich kann wahrnehmen, dass das Gras meines Nachbarn grün ist. Ich kann aber auch das grüne Gras meines Nachbarn wahrnehmen. Einmal hat „wahrnehmen“ eine Proposition als grammatisches Objekt (dass das Gras meines Nachbarn grün ist) und einmal ein Substantiv (das grüne Gras meines Nachbarn).⁵²

Zunächst einmal handelt es sich bei (1) und (2) einfach nur um zwei verschiedene Verwendungsweisen von „wahrnehmen“. Allerdings folgt im philosophischen Kontext schnell die Frage, ob eine dieser beiden Verwendungsweisen eher der tatsächlichen Struktur sinnlicher Wahrnehmung entspricht (oder ob es zwei verschiedene Arten von Wahrnehmung gibt, die jeweils einer dieser Verwendungsweisen ähneln). Wir werden beide Verwendungsweisen – Chisholm folgend – auf die ihnen möglicherweise zugrunde liegenden Strukturen hin untersuchen. Dabei können wir feststellen, dass die erste Verwendungsweise Wahrnehmung als ein Kompositum erscheinen lassen kann, während die zweite nichts dergleichen nahe legt.

Zu (1) Wahrnehmung im propositionalen Sinn: Ich nehme wahr, dass xyz.

⁵² Chisholm (1957), S. 142.

Chisholm unterscheidet – den beiden Verwendungsweisen entsprechend – zwischen „wahrnehmen“ in einem propositionalen und in einem nicht-propositionalen Sinn. „Ich nehme wahr, dass xyz.“ ähnelt Sätzen wie „Ich glaube, dass xyz.“ oder „Ich weiß, dass xyz.“. Wenn eine Person äußert, dass sie eine bestimmte Tatsache wahrnimmt (dass das Gras des Nachbarn grün ist), können wir davon ausgehen, dass sie auch eine entsprechende Überzeugung gleichen Inhalts hat („Ich glaube, dass das Gras meines Nachbarn grün ist.“). Darüber hinaus impliziert „wahrnehmen“ im propositionalen Sinne laut Chisholm das Verfügen über adäquate Evidenz (für die Proposition) und ein gewisses Erscheinen („appearing“) des Gegenstandes, der als Subjekt der Proposition ausgedrückt wird („thing“):

According to that definition [the definition of the propositional sense of “perceive”] a man perceives something to have a certain characteristic, or perceives that the thing has the characteristic, provided, first, he takes the thing to have the characteristic, secondly, he has adequate evidence for so doing, and, thirdly, the thing appears to him in some way.⁵³

Wir wollen uns nicht mit allen Feinheiten von Chisholms Theorie auseinandersetzen.⁵⁴ Es soll uns ausreichen festzuhalten, dass „Ich nehme wahr, dass xyz“ ihm zufolge nicht nur eine entsprechende Überzeugung (dass xyz) impliziert, sondern auch etwas wie „x erscheint auf die Weise yz.“ umfassen kann. Dieses Erscheinen wird oft als sinnliche Erfahrung charakterisiert. Nach Chisholms Interpretation des propositionalen Sinnes von Wahrnehmung besteht diese also aus mehreren Komponenten. Erfahrung ist (neben bspw. einer Überzeugung) nur eine Komponente dieser Wahrnehmung.⁵⁵

Unter dieser Voraussetzung werden „Wahrnehmung“ und „Erfahrung“ zu Recht nicht deckungsgleich verwendet.

⁵³ Chisholm (1957), S. 43.

⁵⁴ Sonst müssten wir fragen, wie die visuelle Wahrnehmung, dass ein Mann die Straße herunterkommt (siehe Chisholm Zitat 1), die Wahrnehmung eines Dinges mit einer bestimmten Charakteristik sein kann (siehe Chisholm Zitat 2).

⁵⁵ Wahrnehmung im propositionalen Sinne kann auch so verstanden werden, dass sie nur aus einer Komponente besteht. Diese Komponente wäre dann aber nicht Erfahrung, sondern Überzeugung (siehe Glaubenstheoretiker u.A. Armstrong).

Zu (2) Wahrnehmung im nicht-propositionalen Sinn: Ich nehme x wahr.

Bei „Ich nehme x wahr.“ lässt sich kein enger Zusammenhang zwischen Wahrnehmung und Überzeugung herstellen. Zu „Ich nehme das grüne Gras meines Nachbarn wahr.“ gibt es keine strukturell entsprechende Überzeugung, die dem wahrnehmenden Subjekt automatisch zugeschrieben werden könnte.⁵⁶ Also impliziert „wahrnehmen“ im nicht-propositionalen Sinn keine Überzeugung. Chisholm zufolge ist „wahrnehmen“ im nicht-propositionalen Sinn mit „erfahren“ gleichzusetzen: „We will find, if I am not mistaken, that “S perceives x,“ in one familiar nonpropositional use, means the same as “x *appears* in some way to S.”“⁵⁷ Bei „wahrnehmen“ im nicht-propositionalen Sinn können „Wahrnehmung“ und „Erfahrung“ damit als koextensive Begriffe verstanden werden. „Ich nehme das grüne Gras meines Nachbarn wahr.“ hätte dann die gleiche Bedeutung wie „Ich habe eine sinnliche Erfahrung des grünen Grases meines Nachbarn.“.

Unsere alltäglichen Verwendungsweisen von „Wahrnehmung“ können also Unterschiedliches implizieren. Während die propositionale Verwendungsweise auf ein Kompositum aus Erfahrung und Überzeugung hinweisen kann, ist dies bei der nicht-propositionalen Verwendungsweise nicht gegeben.

Nun bedeutet die Tatsache, dass wir „Wahrnehmung“ im Alltag entsprechend dieser beiden Weisen verwenden, noch nicht, dass es tatsächlich eine propositionale und eine nicht-propositionale Wahrnehmung gibt. In der Wahrnehmungsphilosophie gibt es sowohl Ansätze, die „Wahrnehmung“ ausschließlich gemäß der propositionalen oder nicht-propositionalen Verwendung analysieren, als auch solche, die in einem Stufenmodell beide Interpretationsweisen zu ihrem Recht kommen lassen. Entsprechend hängt es von der jeweiligen Theorie ab, ob Wahrnehmung als ein Kompositum aus Überzeugung und Erfahrung verstanden werden muss oder nicht. Und damit hängt es auch von der jeweiligen

⁵⁶ Es ließe sich lediglich eine Überzeugung wie „Ich glaube, dass ich das grüne Gras meines Nachbarn wahrnehme.“ formulieren. Diese Überzeugung drückt aber nicht eine Zustimmung zum Inhalt der Wahrnehmung aus, sondern zur Wahrnehmung selbst.

⁵⁷ Chisholm (1957), S. 143.

Theorie ab, ob „Wahrnehmung“ und „Erfahrung“ synonym verwendet werden können oder nicht. Wahrnehmungstheorien, die Wahrnehmung als Kompositum charakterisieren, müssen klarerweise zwischen „Wahrnehmung“ und „Erfahrung“ unterscheiden, während in Theorien, die sich ausschließlich auf den nicht-propositionalen Sinn und seine Implikationen berufen, fließende Übergänge zwischen beiden Begriffen zulässig sein können.

Um allen Gruppen möglicher Wahrnehmungstheorien gerecht werden zu können, empfiehlt es sich deshalb, „Erfahrung“ nicht als synonym mit „Wahrnehmung“ zu verwenden, auch wenn sie es in bestimmten Theorien sein kann.

1.2.1.2. Erfahrung als nicht-faktiv oder nicht-relational

In einem aktuellen Aufsatz („Is Perception a Propositional Attitude?“) merkt Tim Crane en passant an: „I assume the now standard terminological distinction between perceptual experience, which is non-factive or non-relational, and perception, which is both factive and relational.“⁵⁸

Crane charakterisiert Wahrnehmung als faktiv und relational (während Erfahrung dann nicht-faktiv oder nicht-relational wäre). Wenn wir wahrnehmen, befinden wir uns dieser – durchaus verbreiteten – Ansicht nach in einem Erfolgszustand („success state“). Unsere Wahrnehmungen sind damit stets korrekt bzw. wahr (sie entsprechen den Tatsachen). Darüber hinaus ist Wahrnehmung als eine Relation zu verstehen, die zwischen dem wahrnehmenden Subjekt und dem wahrgenommenen Objekt besteht.⁵⁹ Obwohl diese Charakterisierung des Unterschiedes zwischen Wahrnehmung und Erfahrung relativ gängig ist, findet sie nur selten durchgehende Verwendung. Cranes Umgang mit den entsprechenden Begriffen kann da als paradigmatisch gelten. Den gleichen Aufsatz, in dem er die angeführten Differenzierungen als Annahme voraussetzt, schließt er mit den Worten:

The general lesson is this: we do not have to choose between a theory which treats perception as propositional (like Byrne, Siegel, Peacocke and Thau) and those which treat it as relational (like

⁵⁸ Crane (2011), S. 84 f.

⁵⁹ Dies kann Wahrnehmung natürlich nur dann sein, wenn sie immer erfolgreich ist (zumindest wenn sie auch als faktiv gilt).

Brewer, Campbell and Travis). For there is, it seems, a third way: experience might be representational without being a propositional attitude.⁶⁰

Hier scheint Crane seiner eigenen Annahme, dass Wahrnehmung immer relational ist, zu widersprechen. Es werden zwei Theorien gegenübergestellt, von denen nur eine Wahrnehmung als relational charakterisieren soll. Damit müsste der anderen Theorie zufolge Wahrnehmung als nicht-relational bestimmt werden, was Cranes Grundannahme (Wahrnehmung ist faktisch und relational) widerspricht. Darüber hinaus scheint Crane hier gar nicht mehr zwischen Erfahrung und Wahrnehmung zu unterscheiden. Während seine Opponenten Theorien über Wahrnehmung zu haben scheinen, wird seine Alternative als eine Theorie über Erfahrungen eingeführt, ohne dass dabei ein klarer Unterschied erkennbar wäre.⁶¹

Wir können natürlich aus dieser sprachlichen Ungenauigkeit nicht schließen, dass die Unterscheidung zwischen Erfahrung und Wahrnehmung als solche nicht tragfähig ist. Tatsächlich ergibt es Sinn, einen Begriff zu haben, der für den Erfolgszustand steht; also warum nicht „Wahrnehmung“ dafür verwenden, wo dieser Begriff im Deutschen ja schon den faktiven Part (*Wahrnehmung*) sprachlich zu umschließen scheint?

Ein Grund, sich nicht ohne weiteres auf diese Unterscheidung zwischen Wahrnehmung und Erfahrung einzulassen, besteht in der Möglichkeit, den Unterschied auch jenseits von Faktivität und Relationalität fruchtbar zu machen. Im vorhergehenden Absatz (1.2.1.1.) haben wir eine – in bestimmten Wahrnehmungstheorien realisierte – Charakterisierung von Erfahrung als eine Komponente der Wahrnehmung kennengelernt. Diese Charakterisierung ist nicht abhängig von Faktivität und Relationalität, unterscheidet aber trotzdem zwischen Wahrnehmung und Erfahrung. Damit wäre es möglich, Wahrnehmung als nicht-faktiv und nicht-relational zu bestimmen, ohne dass sie von Erfahrung ununterscheidbar wäre. Als Wahrnehmung könnten dann sowohl veridische Vorgänge als auch Sinnestäuschungen oder

⁶⁰ Crane (2011), S. 100.

⁶¹ Tatsächlich scheint das Hauptproblem darin zu bestehen, dass Crane hier „Wahrnehmung“ verwendet, obwohl er „Erfahrung“ meint. Seine eigentliche Aussage lässt sich relativ leicht rekonstruieren, wenn man „Wahrnehmung“ („perception“) durch „Erfahrung“ („perceptual experience“) ersetzt.

Halluzinationen gelten. Wahrnehmung unterscheidet sich von Erfahrung nur durch eine zusätzliche Überzeugung.

Allerdings hat die Unterscheidung von Wahrnehmung und Erfahrung entsprechend ihrer Faktivität und Relationalität, anders als die Unterscheidung zwischen Komponente und Kompositum, einen eher stipulativen Charakter. Wir können die erste Unterscheidung treffen, ohne damit tatsächliche theoretische Auswirkungen befürchten zu müssen: Ob wir von „Wahrnehmung“ nur im veridischen Falle sprechen oder nicht, ist eine Frage der Konvention. Wir könnten uns darauf verständigen, auch im nicht-veridischen Fall ein der Wahrnehmung vergleichbares Kompositum vorzufinden (Falschnehmung), das bspw. ebenfalls aus einer Erfahrung und einer Überzeugung besteht. Damit könnten wir die unter 1.2.1.1. gemachte Unterscheidung einfangen und trotzdem sprachlich zwischen dem veridischen und dem nicht-veridischen Fall unterscheiden (wobei Falschnehmung nicht mit Erfahrung gleichzusetzen wäre, auch wenn sie nicht-relational und nicht-faktiv ist).

Wir werden entsprechend im Folgenden „Wahrnehmung“ tatsächlich nur in Kontexten verwenden, in denen es um ein faktives und relationales Kompositum geht. Allerdings sollte klar sein, dass diese Verwendung keineswegs der Verwendung in der Mehrzahl der Wahrnehmungstheorien entspricht (wie wir gesehen haben, hält Crane selbst diese Verwendung nicht durch). Darüber hinaus sollten wir nicht ausschließen, dass Erfahrung unter gewissen theoretischen Voraussetzungen auch faktiv und relational sein kann (da sie entweder mit Wahrnehmung bzw. mit Falschnehmung identisch ist oder Teil eines faktiven und relationalen Kompositums ist).

1.2.1.3. Erfahrung als Betonung des Phänomenalen

Ein dritter Grund dafür, „Wahrnehmung“ und „Erfahrung“ als nicht synonym zu betrachten, ist die unterschiedliche Betonung bestimmter Aspekte des gleichen Zustandes/Ereignisses/Prozesses (etc.) durch beide Begriffe. Während der Begriff „Wahrnehmung“ eher auf die kognitive Rolle zielt (Welche Informationen stehen uns zur Verfügung?) wird „Erfahrung“ oft dazu genutzt, die sinnlichen/phänomenalen Aspekte von Wahrnehmung in den Vordergrund zu rücken (Wie fühlt es sich an?). Entsprechend

verzichten Wahrnehmungstheorien, in denen der phänomenale Aspekt eine geringe bis gar keine Rolle spielt (z.B. Glaubenstheorien), meist vollkommen auf den Begriff der Erfahrung. Anders als in den vorangegangenen Fällen (1.2.1.1. und 1.2.1.2.) dürften dieser Unterscheidung gemäß „Erfahrung“ und „Wahrnehmung“ fließend ineinander übergehen. Die Verwendung des jeweiligen Begriffes dient lediglich der Betonung eines gewissen Aspektes.⁶²

Entsprechend werden wir im Folgenden als Kandidaten für die nicht-inferentielle Basis Wahrnehmung (nur wenn sie faktiv, relational und ein Kompositum ist), Erfahrung (nicht-faktiv oder nicht-relational oder kein Kompositum) oder Überzeugung annehmen. Wie Erfahrung dann näher zu spezifizieren ist, werden wir in Kapitel 4 für jeden Fall einzeln besprechen.

Wahrnehmungen, Erfahrungen oder Überzeugungen sollen also als mögliche Basis für unsere Überzeugungen über die Welt fungieren. Doch welcher Gruppe (mentale Zustände/mentale Ereignisses) sind sie zuzuordnen? Und welche Konsequenzen hat eine solche Zuordnung?

1.2.2. Mentale Zustände und mentale Ereignisse

Überzeugungen gelten im Allgemeinen als mentale Zustände. Diese Zustände werden von mentalen Ereignissen (wie beispielsweise dem Erwerb einer Überzeugung) oft durch ihren dispositionalen Charakter unterschieden⁶³: Pooh kann der Überzeugung sein, dass $4+4=2$ ist, ohne aktuell darüber nachzudenken. Wenn er aber die Überzeugung erwirbt, dass $4+4=2$ ist, scheint sein Bewusstsein stärker involviert zu sein.

⁶² Man kann diese Unterscheidung als eine Unterscheidung zwischen zwei verschiedenen Sinnen (à la Frege) mit derselben Bedeutung verstehen. Der gleiche Gegenstand ist uns auf verschiedene Art und Weise gegeben: einmal als Informationsquelle für unser Denken und einmal als sinnliches Ereignis.

⁶³ Wir werden uns hier nicht auf eine dispositionale Analyse von Überzeugungen festlegen. Da es aber eine der geläufigsten Theorien zum Unterschied von mentalen Zuständen und mentalen Ereignissen ist, sollten wir deutlich machen, warum unsere Verwendung von „mentalem Zustand“ und „mentalem Ereignis“ nicht mit dieser Theorie in Konflikt steht.

Wahrnehmungen ähneln eher dem Erwerb von Überzeugungen und sind als mentale Ereignisse zu charakterisieren: Damit Pooh eine Wahrnehmung haben kann, muss diese aktual vorhanden sein. Wahrnehmungen haben keinen dispositionalen Charakter. Versuchen wir Wahrnehmungen mithilfe von sinnlichen Erfahrungen zu erklären, so müssen auch diese sinnlichen Erfahrungen als mentale Ereignisse verstanden werden. Und Gleiches gilt für eine Glaubensanalyse der Wahrnehmung: Um den Ereignischarakter von Wahrnehmung einzufangen, können wir diese streng genommen nicht durch Überzeugungen erklären, sondern nur durch den Erwerb von Überzeugungen (mentale Ereignisse). Allerdings können wir auch diesen Ereignissen, so wie es denn möchten, ähnliche Charakteristika zuschreiben wie mentalen Zuständen (sie gelten oft als eine Subklasse mentaler Zustände). Wesentlich ist nur, dass diese keinen dispositionalen Charakter haben. Deshalb werden wir im Folgenden oft davon sprechen, dass Überzeugungen und Erfahrungen mentale Zustände sind, wenn wir eigentlich von mentalen Ereignissen sprechen (Erfahrungen/das Erreichen von Überzeugungen).

1.2.3. Erfahrung und Inhalt

Überzeugungen haben Inhalte. Die Überzeugung, dass Gras grün ist, hat den Inhalt „Gras ist grün“. Doch wie verhält es sich mit Erfahrungen? Haben sie auch Inhalte?

In den meisten zeitgenössischen Wahrnehmungstheorien wird davon ausgegangen, dass Erfahrungen repräsentationalen Inhalt haben. Alex Byrne bestimmt diese Position, die er auch „content view“ (kurz CV)⁶⁴ nennt, wie folgt:

There are familiar psychological items, namely ‘perceptual experiences’, for instance, ‘visual experiences’, and (CV) is simply the view that these items represent that the world is thus and so; they

⁶⁴ Was Byrne hier als „content view“ bezeichnet, hat nichts mit Richard Hecks Unterscheidung von „state view“ und „content view“ zu tun. Während bei Byrne die Frage nach repräsentationalem Inhalt im Zentrum steht, geht es bei Heck um die Charakterisierung von nicht-begrifflichen Zuständen und ihren Inhalten (vgl. Abschnitt 4.1.2.2.).

have 'conditions of satisfaction in exactly the same sense that beliefs and desires have conditions of satisfaction' (Searle, *Intentionality*, p. 39).⁶⁵

Erfahrungen haben – dieser Sicht zufolge – also repräsentationalen Inhalt insofern, als sie die Welt auf eine bestimmte Art und Weise repräsentieren und diese Repräsentationen korrekt oder inkorrekt sein können. Charles Travis und Bill Brewer (u. a.) widersprechen dieser gängigen These.⁶⁶ Sie bestreiten, dass Erfahrungen repräsentationalen Inhalt haben. Dabei attackieren beide (auf unterschiedliche Weise) die Vorstellung, Erfahrungen könnten korrekt oder inkorrekt sein (und in der Folge verwerfen sie repräsentationalen Erfahrungsinhalt).

Auch wenn nach wie vor vieles dafür spricht, dass Erfahrungen repräsentationalen Inhalt haben, wollen wir an dieser Stelle nicht gegen Travis und Brewer für eine solche Position argumentieren. Im Kontext unserer Debatte ist eine Entscheidung in dieser Frage von geringerer Relevanz (und unsere Ergebnisse sollen sowohl für einen Intentionalismus als auch für einen Disjunktivismus gelten).⁶⁷ Was hingegen eine entscheidende Rolle spielt, ist die Tatsache, dass nur Zustände mit Inhalten eine Basis für Schlussfolgerungen bilden können. Ein Zustand ohne jeglichen Inhalt kann keine Information für Schlussfolgerungen liefern. Es muss sich dabei nicht um einen Inhalt im anspruchsvollen Sinne handeln, aber doch in einem minimalen Sinne.

Entsprechend kann Erfahrung ohne repräsentationalen Inhalt nur dann als nicht-inferentielle Basis von Überzeugungen fungieren, wenn sie trotzdem einen Inhalt hat (z.B. einen *präsentationalen* Inhalt). Andernfalls könnte sie zwar als ein psychologischer Zustand existieren; dieser Zustand stünde aber bestenfalls in kausalen, nicht in inferentiellen Beziehungen zu entsprechenden Überzeugungen. Welcher Art dieser Inhalt sein sollte (ob propositional, nicht-propositional, begrifflich oder nicht-begrifflich), wird uns erst in einem späteren Zusammenhang beschäftigen.⁶⁸

⁶⁵ Byrne (2011), S. 61.

⁶⁶ Travis (2004), Brewer (2007).

⁶⁷ Eine etwas eingehendere Unterscheidung von Disjunktivismus und Intentionalismus folgt in Abschnitt. 1.3.1.

⁶⁸ Kapitel 4.

Mit dieser näheren Bestimmung einer möglichen Basis unserer Überzeugungen über die Welt sollten wir uns nochmal der Frage zuwenden, was genau wir mit dieser Basis suchen (wozu sie dienen soll) und ob es durch andere Debatten (Sinnesdatentheoretiker versus direkte Realisten) eine Einschränkung der möglichen Antworten gibt.

1.3. DIE BASIS

Wir haben unsere Betrachtungen in diesem Kapitel mit der Suche nach einer Basis für unsere empirischen Überzeugungen wie „Gras ist grün“ oder „Jemand muss da sein“ eingeleitet. Im Zuge der Suche nach einer Basis in der Wahrnehmung haben wir zwei Anforderungen herausgefunden, die diese Basis erfüllen muss. Zusammengefasst (wenn wir die Basis unserer Wahrnehmung als rationalen Grund unserer Überzeugungen verstehen) können wir diese Anforderungen in der Frage formulieren:

(1) Was ist die nicht-inferentielle Basis unserer Überzeugungen?

Doch es gibt noch eine weitere und wesentlich traditionsreichere Frage, die in Bezug auf die Basis unserer Überzeugungen gestellt werden kann und immer wieder gestellt wurde:

(2) Was nehmen wir direkt wahr?

Bevor wir uns an einen Versuch begeben, die erste Frage zu beantworten (oder mögliche Antworten wie „Wahrnehmung“, „Erfahrung“ oder „Überzeugung“ auf ihre Stichhaltigkeit zu überprüfen), sollten wir klären, ob es einen Zusammenhang zwischen den beiden Fragen gibt und ob damit Entscheidungen in Bezug auf eine der beiden Fragen Konsequenzen für mögliche Antworten auf die andere Frage haben.

1.3.1. Nicht-inferentielle Basis und direkte Wahrnehmung

Die Frage (2) nach unserer direkten Wahrnehmung hat eine lange Tradition. Sie bildet die Einleitung zu nahezu jeder Auseinandersetzung von Sinnesdatentheoretikern mit direkten Realisten. Mögliche Antworten auf die Frage danach, was wir direkt wahrnehmen, sind „mentale Objekte“ (Sinnesdaten), „physische Objekte“ oder „Tatsachen“. Die Frage (1) nach der nicht-inferentiellen Basis unserer Überzeugungen ist eher im Rahmen zeitgenössischer

Debatten zu finden. Mögliche Antworten auf die Frage nach der nicht-inferentiellen Basis unserer Überzeugungen sind „Wahrnehmungen“, „Erfahrungen“ oder „Überzeugungen“.

Obwohl beide Fragen mit einem „Was“ beginnen, ist die erste Frage eher auf das „Wie“ und die zweite Frage eher auf das „Was“ gerichtet.

Gibt es einen Zusammenhang zwischen (1) und (2)?

In einer paradiesischen Welt⁶⁹ können wir die Antwort auf beide Fragen in einem Satz geben: Die nicht-inferentielle Basis unserer Überzeugungen ist die (faktive) Wahrnehmung (Frage (1)) physischer Objekte (Frage (2)). Der Inhalt der nicht-inferentiellen Basis (Wahrnehmung) handelt von demjenigen, was wir direkt wahrnehmen (physische Objekte mit ihren Eigenschaften).

When an apple in Eden looked red to us, the apple was gloriously, perfectly, and primitively red. [...]

Eden was a world of perfect color. But then there was a Fall.

First, we ate from the Tree of Illusion.⁷⁰

Sinnestäuschungen („Illusion“)⁷¹ machen deutlich, dass wir nicht in einer paradiesischen Welt leben. Dinge können anders aussehen (scheinen andere Eigenschaften zu haben), als sie tatsächlich sind. Ein Apfel kann rot aussehen, ohne es tatsächlich zu sein (weil er beispielsweise durch eine rote Lampe beleuchtet wird).

In der Wahrnehmungsphilosophie hat dieser Umstand zu einigen Komplikationen und neuen Antworten auf die zweite Frage (nach der direkten Wahrnehmung) geführt: „Wenn Dinge manchmal anders aussehen, als sie tatsächlich sind, müssen die Objekte, die wir direkt wahrnehmen, andere Objekte sein als die physischen. Die Objekte, die wir direkt wahrnehmen, sind tatsächlich rot, während die physischen Objekte nur rot zu sein scheinen.“

In H. H. Prices klassischer Formulierung lautet das wie folgt:

⁶⁹ Vgl. Chalmers (2006).

⁷⁰ Ebd. S. 49.

⁷¹ Nicht nur Sinnestäuschungen geben Anlass, die paradiesischen Zustände in Zweifel zu ziehen. Doch da wir hier nicht um eine ausführliche Behandlung der Auseinandersetzung von Sinnesdatentheoretikern und direkten Realisten bemüht sind, reicht es, die Sinnestäuschung als paradigmatischen Fall anzuführen.

When I see a tomato there is much that I can doubt. I can doubt whether it is a tomato that I am seeing, and not a cleverly painted piece of wax. I can doubt whether there is any material thing there at all. Perhaps what I took for a tomato was really a reflection; perhaps I am even the victim of some hallucination. One thing however I cannot doubt: that there exists a red patch of a round and somewhat bulgy shape, standing out from a background of other colour-patches, and having a certain visual depth, and that this whole field of colour is directly present to my consciousness.⁷²

Wenn wir davon sprechen etwas wahrzunehmen, meinen wir oft, dass dieses Etwas tatsächlich existiert und diejenigen Eigenschaften hat, die wir an ihm wahrnehmen; wir verbinden die Faktivität der Wahrnehmung mit der Art und Weise, wie uns Gegenstände erscheinen. Um dem Fall der Illusion gerecht zu werden, können wir also entweder darauf verzichten, von Wahrnehmung zu sprechen, oder wir postulieren andere Objekte, die tatsächlich die Eigenschaften haben, die der Apfel zu haben scheint (Farbfelder, die direkt erfahrbar sind). Diese Objekte wären dann vermutlich keine physischen, sondern mentale Objekte (Sinnesdaten). Folgen wir dieser zweiten Strategie, können wir sowohl bei Sinnestäuschungen als auch im normalen Fall davon sprechen etwas wahrzunehmen. Damit würden wir die Antwort auf die zweite Frage (Was nehmen wir direkt wahr?) ändern (von physischen Objekten zu mentalen Objekten), ohne eine Änderung bei der ersten Frage (Was ist die nicht-inferentielle Basis?) hervorzurufen (Wahrnehmung ist und bleibt die Basis). Ein Teil des paradiesischen Zustandes bliebe erhalten.

Die andere mögliche Strategie besteht darin, im Fall der Illusion nicht von Wahrnehmung zu sprechen. Hier wird die paradiesische Antwort auf die zweite Frage (physische Objekte und ihre Eigenschaften/Tatsachen) beibehalten. Dafür wird – zumindest im Fall der Sinnestäuschung – Wahrnehmung als mögliche nicht-inferentielle Basis der entsprechenden Überzeugungen ausgeschlossen.

Diese Strategie hat in der zeitgenössischen Debatte zwei verschiedene Ausprägungen, die uns unterschwellig bereits in Abschnitt 1.2.3. dieses Kapitel begegnet sind: Disjunktivismus und

⁷² Price (1950), S. 3.

Intentionalismus (oder Repräsentationalismus). In beiden Ausprägungen wird der Fall der Sinnestäuschung als ein Ereignis interpretiert, in dem keine Wahrnehmung vorliegt. Doch das Verhältnis von Sinnestäuschungen zu Wahrnehmungen wird im Disjunktivismus ganz anders verstanden als im Intentionalismus.

Für den Intentionalisten ist die nicht-inferentielle Basis unserer Überzeugungen ein Zustand (Ereignis) mit repräsentationalem Inhalt (meist Erfahrungen). Dieser Zustand repräsentiert die Welt/ihre Gegenstände auf bestimmte Art und Weise. Damit er dies tun kann, muss sein Inhalt entweder korrekt/inkorrekt oder wahr/falsch sein. Im Falle der Wahrnehmung ist sein Inhalt korrekt oder wahr. Wird der Inhalt als nicht-propositional verstanden, ist er korrekt, wird er als propositional verstanden, ist er wahr. Im Falle der Sinnestäuschung ist der Inhalt des Zustandes (zumindest teilweise) inkorrekt oder falsch. Trotzdem ist in beiden Fällen die gleiche Art von Zustand vorhanden. Sowohl bei Sinnestäuschung als auch bei Wahrnehmung führt der gleiche Typ nicht-inferentieller Basis zu bestimmten Überzeugungen.

Aus Sicht des Disjunktivisten ist das Verhältnis von Sinnestäuschung und Wahrnehmung anders zu verstehen. Er geht davon aus, dass es kein gemeinsames nicht-inferentielles Element (im Sinne eines gleichen Typs von Zustand) in beiden Fällen gibt. Wenn wir wahrnehmen, dann nehmen wir die Welt so wahr, wie sie ist. Wenn wir uns in einer Sinnestäuschung befinden, dann glauben wir nur, die Welt so wahrzunehmen, wie sie ist. Zwar sind die beiden Fälle subjektiv ununterscheidbar, trotzdem haben sie nichts miteinander gemein. Der Disjunktivist verzichtet deshalb darauf, der nicht-inferentiellen Basis unserer Überzeugungen (die in vielen disjunktivistischen Theorien auch als Erfahrung bezeichnet wird; jedoch nicht wegen ihrer mangelnden Faktivität oder Relationalität, sondern um den phänomenalen Charakter einzufangen) repräsentationalen Inhalt zuzuschreiben. Denn da diese Basis im Falle der Wahrnehmung immer korrekt/wahr ist und kein gemeinsames Element von Wahrnehmung und Sinnestäuschung bildet, präsentiert sie die Welt stets so, wie sie ist.

Wir können also sehen, dass bestimmte Phänomene (wie Sinnestäuschungen) uns dazu zwingen, von einer paradiesischen Antwort auf die beiden Fragen abzurücken. Die Tatsache, dass es hierfür verschiedene Strategien gibt, macht deutlich, wie die Antwort in einem Bereich

die Antwort in einem anderen beeinflusst. Denn da die paradiesische Version nicht mehr zur Verfügung steht, muss zumindest eine der Fragen anders beantwortet werden. Im Überblick haben wir folgende mögliche Antworten:

Sinnesdatentheorie

(1) Was ist die nicht-inferentielle Basis unserer Überzeugungen?

Wahrnehmungen

(2) Was nehmen wir direkt wahr?

Mentale Objekte, Sensa, Sinnesdaten

Intentionalismus

(1) Was ist die nicht-inferentielle Basis unserer Überzeugungen?

Mentale Ereignisse mit repräsentationalem Inhalt (Erfahrungen, Überzeugungen)

(2) Was nehmen wir direkt wahr?

Physische Objekte, Eigenschaften physischer Objekte, Tatsachen

Disjunktivismus

(1) Was ist die nicht-inferentielle Basis unserer Überzeugungen?

Im Fall von Wahrnehmung: Erfahrungen, Überzeugungen (faktiv und relational)⁷³

Im Fall von Sinnestäuschungen (etc.): Erfahrungen, Überzeugungen (nicht faktiv)⁷⁴

⁷³ Wie bereits erwähnt können diese Erfahrungen oder Überzeugungen auch als Wahrnehmungen bezeichnet werden, da sie faktiv und relational sind. Sie trotzdem aufzuführen hat den Vorteil, zwischen eher phänomenal orientierten Theorien (Erfahrung) und weniger phänomenal orientierten (Überzeugung) disjunktivistischen Theorien unterscheiden zu können.

⁷⁴ Diese Erfahrungen und Überzeugungen haben nichts mit den Erfahrungen oder Überzeugungen aus dem veridischen Fall gemein. Wir können die nicht-inferentielle Basis für Überzeugungen, die auf Sinnestäuschungen oder Halluzinationen beruhen, als Erfahrungen oder Überzeugungen bezeichnen, auch wenn diese sich stark vom Fall der Wahrnehmung unterscheiden. So bezeichnet M.G.F. Martin die nicht-inferentielle Basis im Falle von Halluzinationen als Erfahrungen, deren phänomenaler Charakter lediglich in der Ununterscheidbarkeit von der veridischen Situation besteht und damit keinen gemeinsamen phänomenalen Charakter mit Erfahrungen/Wahrnehmungen der veridischen Situation hat: „For certain visual experiences as of a white picket fence, namely, causally matching hallucinations, there is no more to the phenomenal character of such experiences

(2) Was nehmen wir direkt wahr?

Physische Objekte, Eigenschaften physischer Objekte, Tatsachen

Es gibt also – bedingt durch den Umstand, dass wir nicht in einer paradiesischen Welt leben – eine Abhängigkeit zwischen beiden Fragen bzw. den möglichen Antworten. Wir werden – im Einklang mit der Mehrzahl der zeitgenössischen Wahrnehmungstheorien – davon ausgehen, dass Sinnesdatentheorien nicht zur Verfügung stehen, allerdings ohne weiter dafür zu argumentieren. Die Probleme, die solche Theorien mit sich bringen, sind an unzähligen Stellen ausführlich behandelt worden,⁷⁵ sodass wir die mangelnde Attraktivität einer solchen Theorie hier als gesetzt betrachten können. Damit aber scheidet Wahrnehmung (in unserer Formulierung als faktives relationales Kompositum) als möglicher Kandidat für eine Antwort auf die Frage nach der nicht-inferentiellen Basis unserer Überzeugungen aus.

Es verbleiben also Erfahrungen und Überzeugungen als mögliche Kandidaten für die nicht-inferentielle Basis unserer empirischen Überzeugungen.

than that of being indiscriminable from corresponding visual perceptions of a white picket fence as what it is.“
Martin (2006), S. 369.

⁷⁵ Vgl. z.B. Austin (1962), Schantz (1990), Smith (2002).

1.3.2. Was ist die nicht-inferentielle Basis unserer empirischen Überzeugungen?

Unsere Anforderungen (A1) und (A2) können wir unter dieser Voraussetzung also wie folgt spezifizieren:

(AEÜ1) Verlässlichkeit/Neutralität: Erfahrungen/bestimmte Überzeugungen müssen eine nicht-inferentielle Basis bilden.

(AEÜ2) Rationale Zugänglichkeit: Erfahrungen/bestimmte Überzeugungen müssen in inferentiellen Zusammenhängen mit Überzeugungen stehen können.

Bei zwei möglichen Kandidaten (Erfahrungen/bestimmte Überzeugungen) scheint es eine überschaubare Arbeit zu sein herauszufinden, was als nicht-inferentielle Basis unserer Überzeugungen gelten sollte. Doch leider ist die Lage etwas komplizierter. Vor allem Erfahrungen werden auf verschiedene Art und Weise charakterisiert. Manche dieser Charakterisierungen sind für unsere Untersuchung nicht besonders relevant, andere hingegen schon. Zu diesen relevanten Charakterisierungen zählen vor allem die Zuschreibung von Propositionalität und/oder Begrifflichkeit.⁷⁶

Wir werden der Einfachheit halber (und weil nur sehr wenige Spezialtheorien etwas anderes behaupten) zunächst davon ausgehen, dass Überzeugungen propositional und begrifflich sind. Bei Erfahrungen hingegen lassen sich alle Zuschreibungen, die kombinatorisch möglich sind, auch tatsächlich bei etablierten Wahrnehmungsphilosophen finden. Damit haben wir statt zwei nun fünf mögliche Kandidaten:

1. Überzeugungen (propositional, begrifflich)⁷⁷
2. Erfahrungen (propositional, begrifflich)⁷⁸
3. Erfahrungen (nicht-propositional, begrifflich)⁷⁹

⁷⁶ Eine ausführliche Besprechung von Propositionalität und Begrifflichkeit werden wir zu Beginn des vierten Kapitels (Abschnitt 4.1.) vornehmen.

⁷⁷ Bspw. Armstrong (1961,1968).

⁷⁸ Bspw. McDowell (1996).

4. Erfahrungen (propositional, nicht-begrifflich)⁸⁰

5. Erfahrungen (nicht-propositional, nicht-begrifflich)⁸¹

Wir werden uns im vierten Kapitel mit diesen fünf Kandidaten beschäftigen und versuchen herauszufinden, inwieweit sie den gestellten Anforderungen gerecht werden können. Dabei wird schon in dieser Übersicht relativ deutlich, dass die Kandidaten mit niedrigen Ordnungszahlen eher Probleme mit der ersten Anforderung bekommen werden, während insbesondere eine nicht-propositionale und nicht-begriffliche Erfahrung Schwierigkeiten haben könnte, die zweite Anforderung zu erfüllen.

Doch bevor wir uns der genauen Sondierung und Bewertung des Kandidatenfeldes zuwenden, sollten wir den Inferenzbegriff, der ja Grundlage für unsere Formulierung der Anforderungen ist, etwas näher beleuchten (Kapitel 2) und die Frage klären, ob es unbewusste Inferenz geben kann (Kapitel 3).

⁷⁹ Bspw. McDowell (2009).

⁸⁰ Bspw. Bonevac (2002) .

⁸¹ Bspw. Crane (1992, 2011)

2. INFERENZ

– *Annäherung an einen schillernden Begriff*

“Hallo!” said Piglet, “what are you doing?”

“Hunting,” said Pooh.

“Hunting what?”

“Tracking something,” said Winnie-the-Pooh very mysteriously.

“Tracking what?” said Piglet, coming closer.

“That’s just what I ask myself. I ask myself, What?”

“What do you think you’ll answer?”

“I shall have to wait until I catch up with it,” said Winnie-the-Pooh.

A. A. Milne

Im vorangegangenen Kapitel haben wir mit Hilfe des Inferenzbegriffs zwei wesentliche Anforderungen formuliert, die an Wahrnehmung (bzw. eine Komponente von Wahrnehmung) gestellt werden können. Um zu untersuchen, inwieweit bestimmte Wahrnehmungstheorien diesen Anforderungen gerecht werden oder nicht, müssen wir zunächst den Begriff „Inferenz“ im Kontext der Debatte etwas genauer bestimmen. Denn obwohl dieser immer wieder in zeitgenössischen Auseinandersetzungen auftaucht, ist seine Definition – oder nur seine Zuordnung zu einer Kategorie⁸² – alles andere als geklärt. Wir werden uns deshalb in diesem Kapitel – nach einem kurzen Blick auf die Verwendung des Begriffes abseits philosophischer Debatten – mit verschiedenen Zuordnungsversuchen (insbesondere von Gilbert Ryle und A. R. White) auseinandersetzen. Dabei werden wir feststellen, dass keine Zuordnung zu einer Kategorie alle (wesentlichen) Intuitionen einfangen kann. Der Grund hierfür ist nicht in Zuordnungen zu unpassenden Kategorien zu sehen. Vielmehr – so werde ich versuchen zu zeigen – liegen die Intuitionen, ebenso wie die Definitionen/Zuordnungen, auf verschiedenen Beschreibungsebenen von Inferenz – ganz so, wie die Intuitionen/Definitionen bei der Beschreibung des Vorgangs einer Rechenmaschine auf

⁸² Robert Hall vertritt beispielsweise die Ansicht, dass „Inferenz“ bzw. „infer“ ebenso wie „Annahme“ bzw. „assume“ nicht zu definieren sind. Vgl. Hall (1958), S. 55: „We cannot say that these words refer to anything nor can we in general give definitions, either explicit or “in use”, as p.w. [„positing words“, zu denen neben „assume“ auch „infer“ gehören soll] are mostly too highly differentiated to have synonyms and too fundamental to be broken down into elements.”

unterschiedlichen Ebenen⁸³ liegen können. Wir werden diese Ebenen für den Fall der Inferenz näher charakterisieren und die einzelnen Intuitionen/Definitionen der jeweiligen Ebene zuordnen.

„Inferenz“ ist ein vielgenutzter Begriff, der sowohl in logischen als auch in psychologischen und erkenntnistheoretischen Kontexten seine Anwendung findet. Obwohl es zwischen der Verwendung im logischen Kontext und derjenigen in psychologischen /erkenntnistheoretischen Zusammenhängen gewisse Parallelen gibt (die wir hier nicht weiter ausführen wollen), werden wir den logischen Kontext aussparen, da uns vor allem die psychologische/erkenntnistheoretische Dimension interessiert: „Inferenz“ soll für Vorgänge/Ereignisse o. Ä.⁸⁴ stehen, die *tatsächlich* in einem Subjekt vorkommen (vgl. Abschnitt 1.1.2.1.). In diesem Sinne muss sich „Inferenz“, anders als von Roland Hall (vgl. Fußnote 82) angenommen, auf etwas beziehen.

Leider explizieren Subjekte nur sehr selten einzelne dieser Vorgänge/Ereignisse (o.Ä.). Aussagen wie „Da habe ich diese und jene Inferenz vollzogen.“ lassen sich weder in der alltäglichen Verwendung noch in schriftlicher Dokumentation besonders häufig finden. Und so stellt Alan R. White zu Recht fest: „‘I infer’ is, outside logic books, mainly a detective story word.“⁸⁵ In bestimmten Detektivgeschichten, in denen der Leser einen Einblick in die genialen Folgerungsvorgänge des Protagonisten bekommen soll, wird „Inferenz“ (bzw. „inference“ – denn meist handelt es sich um Geschichten, die in englischer Sprache verfasst wurden) explizit verwendet und in einen Zusammenhang mit psychischen Vorgängen gestellt. Um einen ersten Eindruck davon zu bekommen, was im psychologischen/erkenntnistheoretischen Kontext mit „Inferenz“ gemeint sein könnte, könnte es sich also lohnen, einen kurzen Blick in eine Detektivgeschichte zu werfen.

⁸³ Die Rede von Ebenen soll nicht implizieren, dass es höhere und niedrigere Ebenen gibt. „Ebene“ soll nur den Unterschied zwischen verschiedenen Beschreibungen einer Sache deutlich machen.

⁸⁴ Wir wollen an dieser Stelle noch keine Festlegung im Hinblick darauf treffen, was Inferenz ist (Ereignis, Zustand, Prozess etc.).

⁸⁵ White (1971), S. 292.

2.1. INFERENZ – EIN ERSTER EINDRUCK

Einer der berühmtesten Detektive – und einer der großen Vertreter der Deduktionswissenschaft – ist Arthur Conan Doyles Sherlock Holmes. Sein Begleiter und Chronist, Dr. Watson, unterzieht ihn in „The Sign of the Four“ einer Prüfung, indem er Holmes die Uhr seines Bruders vorlegt und diesen bittet, Aussagen über ihren Besitzer zu treffen. Wie immer ist Dr. Watson verblüfft von Holmes genauer Analyse und unterstellt ihm daraufhin, glücklich geraten zu haben. Das weist Holmes natürlich weit von sich:

‘No, no: I never guess. It is a shocking habit – destructive to the logical faculty. What seems strange to you is only so because you do not follow my train of thought or observe the small facts upon which large inferences may depend. For example, I began by stating that your brother was careless. When you observe the lower part of that watch case you notice that it is not only dented in two places, but it is cut and marked all over from the habit of keeping it with other hard objects, such as coins or keys, in the same pocket. Surely it is no great feat to assume that a man who treats a fifty-guinea watch so cavalierly must be a careless man. Neither is it a very far fetched inference that a man who inherits one article of such value is pretty well provided for in other respects!’⁸⁶

Was bezeichnet Conan Doyle durch Sherlock Holmes hier als „Inferenz“ bzw. „inference“?

Bevor wir uns der Frage genauer zuwenden, sollten wir einige Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Verwendung von „Inferenz“ im Deutschen und „inference“ im Englischen klären. Der englische Begriff „inference“ kann mit „Inferenz“ und in vielen Kontexten auch mit „Schlussfolgerung“ übersetzt werden. „Inferenz“ ist dabei zwar die direktere Übersetzung von „inference“, allerdings taucht der Begriff „Inferenz“ in der deutschen Alltagssprache kaum auf. Zudem gibt es für das deutsche Wort „Inferenz“, anders als für das englische „inference“, keine entsprechende Verbform. „To infer“ werden wir deshalb mit „schlussfolgern“ oder „schließen“ gleichsetzen. „Schließen“ wird eher selten in einer Verlaufsform verwendet (Ich bin gerade dabei etwas zu schließen/ I‘m inferring something.).

⁸⁶ Conan Doyle (2007c), S. 101.

„Inferenz“ oder „Schlussfolgern“ scheint sich in diesem Punkt wesentlich von Begriffen wie „Denken“ zu unterscheiden.⁸⁷

Mit diesen Annahmen können wir nun versuchen festzustellen, wie Conan Doyle hier durch Sherlock Holmes „Inferenz“ bestimmt. Im letzten Satz des Zitates wird der Begriff explizit auf einen entsprechenden Inhalt „that a man who inherits one article of such value is pretty well provided for in other respects“ bezogen. Das kann nun bedeuten, dass die Inferenz entweder in „A man who inherits one article of such value is pretty well provided for in other respects“, in „[That man] is pretty well provided for in other respects.“ oder im Übergang vom ersten zum zweiten Teil besteht (der dadurch zum Ausdruck gebracht wird, dass man den ersten und den zweiten Teil anführt): Ich kann aus einem Umstand auf einen anderen schließen (to infer something from something); ich kann – ohne Angabe der Ausgangsüberlegung – etwas schließen (to infer something); ich kann eine Schlussfolgerung vollziehen (to draw/make an inference). In den ersten beiden Fällen wird ein propositionaler Gehalt – dasjenige, was oder woraus geschlossen wurde – mit ausgedrückt, während im dritten Fall ohne Angabe von Inhalten auf den Umstand verwiesen wird, dass etwas geschlussfolgert wurde.

Wir können entsprechend feststellen, dass diese explizite Verwendung von „Inferenz“ (bzw. „inference“) einen relativ breiten Interpretationsspielraum – es sind mindestens drei verschiedene Interpretationen denkbar – zulässt. Aber gibt es vielleicht Hinweise dafür, dass eine der Interpretationen den anderen vorzuziehen ist?

Den zweiten Satz des Zitates kann man so lesen, dass der Gedankengang („train of thought“) mit Schlussfolgerungen („inferences“) gleichgesetzt wird („Was dir eigenartig erscheint, ist nur deshalb so, weil du meinem Gedankengang nicht folgst oder nicht die kleinen Tatsachen beobachtest, auf denen dieser beruht.“). Dieser Lesart zufolge stünde der Übergang zwischen „A man who inherits one article of such value“ und „is pretty well provided for in other respects“ für Inferenz: Der Gedankengang, der von der Beobachtung zur gefolgerten Überzeugung führt, ist Sherlock Holmes Schlussfolgerung (Inferenz). Auch andere Textstellen

⁸⁷ Weist darauf hin, dass Inferenz kein Prozess ist, vgl. Abschnitt 2.2.

bei Conan Doyle legen eine solche Interpretation nahe: Holmes Schlussfolgerungen werden eindeutig als Prozesse („process of deduction“⁸⁸) bezeichnet oder es wird ihnen ein zeitlicher Verlauf zugeordnet⁸⁹. Man könnte also davon ausgehen, dass Inferenz als Prozess zu verstehen ist, der von Ausgangsinformationen (Beobachtungen) zu Endinformationen (Überzeugungen) führt. Wenn wir darüber hinaus annehmen, dass Inferenz dem denkenden Subjekt bewusst sein muss, um prinzipiell revidierbar zu sein (siehe Abschnitt 1.1.2.1.), kann man Inferenz als bewussten Prozess charakterisieren.

Diese Interpretation von „Inferenz“ scheint der Mehrzahl der zeitgenössischen Verwendungen des Begriffs im erkenntnistheoretischen Kontext implizit zugrunde zu liegen. Wenn beispielsweise Robert Brandom, einer der Hauptvertreter des Inferentialismus in der Sprachphilosophie sowie inferentialistischer Theorien in der Wahrnehmungsphilosophie, über „Inferenz“ spricht, hört sich das wie folgt an: „There are particular instances of believing or being committed that are noninferential in the sense that their acquisition was not the conclusion of an inferential process.“⁹⁰

Brandom interpretiert Inferenz hier als Prozess und die Art und Weise, wie er „nicht-inferentielle“ Überzeugungen festlegt, macht deutlich, dass er diesen Prozess für bewusst hält.⁹¹ Und mit ihm scheint die Mehrzahl zeitgenössischer Philosophen diese Interpretation –

⁸⁸ „I [Dr. Watson] could not help laughing at the ease with which he [Sherlock Holmes] explained his process of deduction.“ Conan Doyle (2007a), S. 431.

⁸⁹ „The whole train of thought did not occupy a second.“ Conan Doyle (2007b), S. 24.

⁹⁰ Robert Brandom (1994), S. 216.

⁹¹ Dieser Umstand wird in seiner Diskussion von Expertenbeobachtungen deutlich. Ein Physiker kann Brandom zufolge in einer Nebelkammer nicht-inferentielle Berichte von My-Mesonen geben. Diese Nicht-Inferentialität besteht darin, dass der Physiker sich nicht mehr auf eine bestimmte Nebelform beziehen muss, um von My-Mesonen zu berichten. Damit aber bestimmt Brandom „Inferenz“ in Abhängigkeit von dem Bewusstsein des Physikers: „It is a mistake to think that what is really noninferentially observed is only the vapor trail and that the presence of mu-mesons is only *inferred*. Such an inference can be made, and learning to make it right might be part of the training process that leads to becoming a reliable observer of mu-mesons (in bubble-chambers).“ (Brandom (1994), S.223). Noch deutlicher wird dieser Umstand in einer Kritik an McDowells „Mind and World“: „The physicist may start out by reporting the presence of hooked vapor trails and *inferring* the presence of mu-mesons, but if the physicist learns to eliminate the intermediate response and respond directly to the trail by reporting mu-mesons, the physicist will be observing them.“ Brandom (2002), S. 96.

nennen wir sie Interpretation (1) Inferenz als bewusster Prozess – ihren Betrachtungen über Inferentialität in der Wahrnehmung zugrunde zu legen.

2.2. INFERENZ AUF DEN ZWEITEN BLICK – VON GILBERT RYLE ZU ALAN. R. WHITE

(1) Inferenz als bewusster Prozess

In der Mehrzahl gehen zeitgenössische Wahrnehmungsphilosophen also davon aus, dass Inferenz ein bewusster mentaler Prozess ist. Doch so nahe liegend diese Annahme auf den ersten Blick sein mag, ist sie spätestens seit Erscheinen von Gilbert Ryles „The Concept of Mind“⁹² massiv in Frage gestellt worden. In seinen Ausführungen zur korrekten Anwendung erkenntnistheoretischer Begriffe⁹³ verweist Ryle darauf, dass Inferenz nicht als bewusster mentaler Prozess verstanden werden kann. Wäre Inferenz ein bewusster mentaler Prozess, so müssten Subjekte dazu in der Lage sein, sich solche Prozesse zuzuschreiben. John Doe, den Ryle gerne als ein solches Subjekt verwendet, müsste dann in der Lage sein, Fragen wie die folgenden zu beantworten: „Did he enjoy his passage from his premisses to his conclusion, and did he make it cautiously or recklessly? Did the breakfast bell make him stop halfway between his premisses?“⁹⁴

Und er kommt zu dem Schluss: „These questions which he [John Doe] answers easily and confidently about the incidents in his life which he does report, he cannot answer at all about the sorts of incidents which epistemologists suggest that he must be able to report.“⁹⁵

Inferenz kann also nicht als bewusster mentaler Prozess verstanden werden, weil wir uns keines solchen Prozesses bewusst sind und ihn auch nicht mit anderen Vorkommnissen in unserem Leben (dem Läuten der Frühstücksglocke) in zeitlichen Zusammenhang bringen können. Gegen Inferenz als einen bewussten Prozess spricht auch die Tatsache, dass „schließen“ (bzw. „to infer“) nur selten in der Verlaufsform („inferring“) verwendet wird. Verben, die Aktionen/Prozesse mit Verlaufsform beschreiben, müssten aber eigentlich häufiger in dieser Verlaufsform anzutreffen sein. Es erscheint also eher unwahrscheinlich, dass „schließen“ („to infer“) mit einem Prozess/einer Aktivität einhergeht. Sherlock Holmes

⁹² Ryle (1949).

⁹³ Ebd. S. 275 ff.

⁹⁴ Ebd. S. 275 f.

⁹⁵ Ebd. S. 276.

Inferenz besteht damit nicht in einem bewussten Übergang von „[He] inherits an article of such value.“ zu „[He] is pretty well provided for in other respects.“. Doch wie können wir Inferenz dann bestimmen?

Im Anschluss an Ryles „The Concept of Mind“ bis in die 1970er Jahre gab es eine lange Debatte über den Inferenzbegriff, die zwar die Probleme verschiedener Versuche, Inferenz einer bestimmten Kategorie zuzuordnen, offenbarte, jedoch zu keiner eindeutigen Lösung führte. Um uns eine lange Darstellung des Hin und Her zwischen den einzelnen Proponenten zu ersparen, soll es uns reichen, die Zusammenfassung der Auseinandersetzung in Alan R. Whites Aufsatz „Inference“ von 1971 zu betrachten. White benennt dort fünf verschiedene Versuche „Inferenz“ zu definieren (bzw. einer Kategorie zuzuordnen), darunter natürlich auch den durch Ryle zurückgewiesenen ((1) Inferenz als bewusster mentaler Prozess). Über diesen hinaus nennt White noch vier weitere Ansätze, die er allesamt verwirft: (2) Inferenz als Besitz, (3) Inferenz als Annahme, (4) Inferenz als Darstellung von Ergebnissen und (5) Inferenz als Ankunft. Dabei sind (1) Inferenz als Prozess und (5) Inferenz als Ankunft die beiden beliebtesten Interpretationen von Inferenz (sie werden am häufigsten angeführt⁹⁶). Wir werden uns im Folgenden die weiteren vier Zuordnungsversuche und Whites Kritik an denselben ansehen. Es spielt dabei eine etwas untergeordnete Rolle, wie stichhaltig jede einzelne Kritik von White ist (oder inwiefern ihr argumentativ entgegengetreten werden könnte). Wir können Whites Darstellung als symptomatisch für die gesamte Inferenz-Debatte sehen, die keine von der Mehrheit akzeptierte Festlegung auf einen der Versuche zeitigen konnte. Whites Auseinandersetzung kann uns helfen, die Debatte im Ansatz nachzuvollziehen und die ihr zugrunde liegende Problematik aufzudecken: Die verschiedenen Anforderungen (Intuitionen), die an den Inferenzbegriff angelegt werden, sind nicht miteinander zu vereinbaren. Und das liegt nicht daran, dass der Begriff zu viele Phänomene abdeckte (in Form einer Familienähnlichkeit), sondern daran, dass die Anforderungen auf verschiedenen Ebenen liegen.

⁹⁶ Siehe u. a. Ryle (1949), S. 284, Matthews (1956) und Joske (1963), S. 436.

Doch bevor wir uns der Diagnose des Problems zuwenden, beginnen wir mit der Anamnese – Whites Kritik an den verschiedenen Versuchen, Inferenz einer bestimmten Kategorie zuzuordnen.

(2) Inferenz als Besitz⁹⁷

Wir haben festgestellt, dass die Begriffe „Inferenz“ und „Schlussfolgerung“ bzw. „Schließen“ abseits philosophischer Debatten und Detektivgeschichten nur selten Verwendung finden. Einer der wenigen Bereiche, die daneben Anlass zum Gebrauch entsprechender Ausdrücke geben können, ist die Darstellung wissenschaftlicher Erkenntnisse. Ein Wissenschaftler, der seine Forschungsergebnisse einem Publikum vorstellt, kann des Öfteren das Verb „schließen“ (zum Beispiel in „Daraus schließe ich...“) oder vergleichbare Verben in seinem Vortrag benutzen.

Doch anders als im Falle von Sherlock Holmes hängt diese Verwendung nicht direkt mit einem erfolgten mentalen Prozess zusammen. Der Wissenschaftler schließt nicht im Moment der Darstellung seiner Forschung, dass etwas sich auf eine bestimmte Weise verhält, vielmehr ist er schon längst im Besitz dieser Erkenntnis. Damit ist die Verwendung von „Inferenz“ und vergleichbaren Ausdrücken in diesem Kontext eher ein Zeichen für Besitz.⁹⁸ Folglich wäre nicht der Übergang von Ausgangsinformation zu erschlossener Information wesentlich, sondern der Besitz der entsprechenden erschlossenen Information (in unserem Beispiel die Information der Konklusion: „[That man] is pretty well provided for in other respects.“). Kann Inferenz also als der Besitz entsprechender Informationen (Überzeugungen) gedeutet werden?

Alan White versucht zu zeigen, dass eine solche Interpretation, wenn sie sich nicht auf die Genese des Besitzes bezieht, den Inferenzbegriff nicht einfangen kann:

⁹⁷ Vgl. White (1971), S. 289 f.

⁹⁸ Vgl. Ryle (1949), S. 285: „When a person uses the verbs ‘I conclude’, ‘he deduces’, or ‘we prove’, he is using them in a sense derivative from their primary sense. They do not report direct gettings, but something nearer akin to possession“.

‘An Inference’ can be used of what is inferred, but not of what one possesses after one has inferred it, somewhat as ‘a goal’ can be used of a status reached but not of that status as what one possesses after one has reached it.⁹⁹

Wenn der Wissenschaftler von seiner „Schlussfolgerung“ spricht, dann verweist er damit nicht nur auf seine Erkenntnis (seinen Besitz), sondern er deutet auch an, dass er diese Erkenntnis gewonnen hat (zu einem anderen Zeitpunkt). Ganz so, wie ein Lottogewinner, wenn er von seinem Gewinn spricht, nicht nur seinen Reichtum bezeichnet, sondern auch die Art und Weise, wie er diesen erlangt hat. Der Nachbar des Lottogewinners könnte über den gleichen Besitz (die gleiche Summe Geldes) verfügen, ohne dass dieser als Gewinn bezeichnet werden könnte (weil er zum Beispiel erarbeitet oder geerbt wurde).

Die Verwendung von „meine Schlussfolgerung“ verweist also auch in dieser Verwendung nicht nur auf einen Besitz, sondern auch auf ein „Woher“, auf die Genese dieses Besitzes. Entsprechend kann über eine Interpretation von Inferenz als Besitz ein wesentlicher (wenn nicht der wesentliche) Aspekt des Begriffes nicht eingefangen werden.

(3) Inferenz als Annahme¹⁰⁰

Roland Hall ordnet „to infer“ in „Assuming: One Set of Positing Words“ den P-Wörtern („positing words“ am besten vielleicht als „postulierende Wörter“ zu übersetzen) zu.¹⁰¹ Diese Gruppe von Wörtern zeichnet sich dadurch aus, dass sie es ermöglichen, den Anspruch auf Wahrheit zu modifizieren. Als paradigmatisches Verb für diese Gruppe kann „vermuten“ bzw. „annehmen“ („assume“) verstanden werden. Wenn wir beispielsweise vermuten oder annehmen, dass Pooh ein Bär ist, dann halten wir es zwar für möglich oder sogar wahrscheinlich, dass Pooh ein Bär ist, wir sind uns aber nicht ganz sicher. Und diese Unsicherheit bringen wir durch die Verwendung von „annehmen“ oder „vermuten“ zum Ausdruck: Wir signalisieren die Möglichkeit, mit dieser Annahme falsch zu liegen.

⁹⁹ White (1971), S. 289.

¹⁰⁰ White (1971), S. 290.

¹⁰¹ Vgl. Hall (1958), S. 56.

Nun behauptet Hall zwar, „schließen“ („to infer“) gehörte auch zu dieser Gruppe von P-Wörtern, er begründet allerdings weder explizit, warum sich „schließen“ und „annehmen“ ähneln sollen, noch gibt er eine allgemeine Definition (oder Zuordnungsfunktion) für die Gruppe der P-Wörter.¹⁰²

Wir können aber in seiner Analyse des Satzes „I travelled to London yesterday, assuming the whole time that you would be there.“ einen Anhaltspunkt für Parallelen zwischen „schließen“ und „annehmen“ sehen. Diesen Satz hält er für (mehr oder weniger) äquivalent zu dem folgenden: „I travelled to London yesterday, because I thought, and had very slight but seemingly adequate grounds for thinking, that you would be there, and at no time thought you would not.“¹⁰³ Und dieser Satz könnte wiederum als (mehr oder weniger) äquivalent zu dem folgenden betrachtet werden: „I travelled to London yesterday, because I inferred that you would be there, and at no time thought you would not.“ Damit beruhte die Annahme, ebenso wie die Inferenz, auf „very slight but seemingly adequate grounds“ und beide entsprächen insofern P-Wörtern, als die jeweilige Annahme/Schlussfolgerung mit einem modifizierten Anspruch auf Wahrheit (gut möglich, aber nicht sicher) einherginge.

White wendet gegen diese Kategorisierung von Inferenz eine Vielzahl von Verwendungsweisen des Begriffes ein, bei denen „Annahme“ und „Inferenz“ nicht deckungsgleich sind.¹⁰⁴ Allerdings kann er Halls eigentliche These, „Inferenz“ sei ebenso wie „Annahme“ ein P-Wort, nicht widerlegen, denn Hall behauptet ja nicht, „annehmen“ und „schließen“ seien identisch, sondern lediglich, sie gehörten zur gleichen Kategorie.

¹⁰² Hall (1958), S. 55 f.: „The delimitation of the class of p.w. would require as a preliminary a thorough examination of the uses of all the sets of words which might be put in the class: without this we should not know whether they satisfy the criteria we choose to adopt for inclusion in this class. Since this article has the restricted aim of examining one set only [assuming set of positing words], I cannot here attempt to reach a definitive list of p.w.“

¹⁰³ Vgl. Hall (1958), S. 62 f.

¹⁰⁴ White (1971), S. 290: „We can for a long time, all the while or momentarily, assume, but not infer, that X is Y. We can proceed on the assumption or in the belief that X is Y, but not on the inference that it is; we can act assuming or thinking that X is Y, but not inferring that X is Y. A person's behavior or his statement can be explained by the fact that he believes or is assuming that X is Y, but not by the alleged fact that he is inferring that X is Y. One can assume, as one can believe, sincerely or unquestioningly; but sincerity and lack of questioning are inapplicable to the making of an inference. An assumption, like a belief but unlike an inference, can be true or false, fashionable and unfashionable, pervasive or confined. Nor can 'infer', like 'assume' and 'suppose', be used in the first and second person imperative. I cannot be asked to infer as I can be asked to assume or suppose.“

Doch wir können auf Basis unserer bisherigen Betrachtungen das Problem mit Halls Bestimmung von einer anderen Seite her fassen: Zum einen wird die Kategorie der P-Wörter – wie bereits erwähnt – von ihm nicht näher spezifiziert (und ist damit zur Klärung des Inferenzbegriffs nicht wirklich hilfreich) und zum anderen geht er explizit davon aus, dass „schließen“ sich auf nichts Mentales (oder Ähnliches) bezieht.¹⁰⁵ Im Rahmen dieser Untersuchung (und im Rahmen erkenntnistheoretischer Auseinandersetzungen über Inferentielles und Nicht-Inferentielles) müssen wir aber von einem solchen Bezug ausgehen. Andernfalls ist es uns nicht möglich, die Anforderungen an Wahrnehmung mithilfe des Inferenzbegriffes zu untersuchen. Wir werden deshalb diese dritte Option – wenn auch aus anderen Gründen als White – nicht weiter behandeln. Trotzdem ist es auch in diesem Fall interessant zu sehen, dass White vor allem bestimmte Intuitionen in Bezug auf Inferenz gegen Halls Kategorisierung ins Feld führt.

(4) Inferenz als Darstellung von Ergebnissen (Argument)

Oftmals wird Inferenz im erkenntnistheoretischen Kontext in einem engen Zusammenhang mit darstellbaren Argumenten gesehen.¹⁰⁶ Auf den ersten Blick ist dieser Zusammenhang recht vielversprechend. Wie wir bereits bei Sherlock Holmes gesehen haben, nehmen Schlussfolgerungen in Berichten leicht die Form von Argumenten an („A man who inherits one article of such value is pretty well provided for in other respects.“). Es liegt also nahe anzunehmen, Schlussfolgerungen und Argumente seien identisch. Doch ein großes Problem besteht in unseren Intuitionen dazu, wann eine Inferenz vorkommt. Das manifestiert sich auch in Whites Kritik an dieser Definition:

„We may repeat an argument, but we cannot repeat the same inference any more than we can repeat the same discovery. It is also [...] partly to assimilate the making of an inference to the inference made in the way that some philosophers have assimilated the making of a statement to the statement made.“¹⁰⁷

¹⁰⁵ Vgl. Zitat Fußnote 82.

¹⁰⁶ Siehe auch Kapitel 3 (3.2.2. insbesondere die Argumente von Rock).

¹⁰⁷ White (1971), S. 290.

Darstellbare Argumente können wiederholt vorgeführt werden, ohne dass sich dabei ein entsprechendes mentales Ereignis/ein mentaler Vorgang o.Ä. wiederholen müsste. Inferenz scheint – zumindest im erkenntnistheoretischen Kontext – etwas zu sein, was keinen dispositionalen, sondern einen aktualen Charakter aufweist. Und damit unterscheidet sie sich wesentlich von Argumenten.

(5) Inferenz als Ankunft

In einem nicht-derivativen Sinne ist Inferenz Ryle zufolge das Erreichen einer Überzeugung (er nennt sie Konklusion):

‘Inferring’ is not used to denote either a slowish or a quickish process. [...]

In recognition of this sort of incongruity, some theorists like to describe inferring as an instantaneous operation, one which, like a glimpse or flash, is completed as soon as it begun. But this is the wrong kind of story. The reason why we cannot describe drawing a conclusion as a slowish or quickish passage is not that it is a ‘Hey, presto’ passage, but that it is not a passage at all. A person may be quick or slow to reach London, solve an anagram, or checkmate the opposite king; but reaching a conclusion, like arriving in London, solving an anagram, and checkmating the king, is not the sort of thing that can be described as gradual, quick or instantaneous.¹⁰⁸

‘Conclude’, ‘deduce’, and ‘prove’, like ‘checkmate’, ‘score’, ‘invent’, and ‘arrive’, are, in their primary uses, what I have called ‘got it’ verbs, and while a person’s publications, or other exploitations of what he has got, may take much or little time, his transition from not yet having got it to having now got it cannot be qualified by epithets of rapidity.¹⁰⁹

Etwas zu erschließen bedeutet es zu haben (nicht im Sinne von Besitz, sondern im Sinne von der Vollendung des Vorgangs). Inferenz kann damit als das Erreichen einer Konklusion verstanden werden, so wie die Ankunft in London als das (physische) Erreichen der Stadt zu sehen ist.

¹⁰⁸ Ryle (1949), S. 284.

¹⁰⁹ Ebd. S. 285.

Doch auch mit diesem Definitionsversuch gibt White sich nicht zufrieden. Denn, so führt er an, während wir versuchen können, an einem bestimmten Ort anzukommen, können wir nicht versuchen, eine bestimmte Überzeugung zu erschließen.¹¹⁰ Zudem ist White der Auffassung, dass Inferenz vorsichtig, automatisch oder gerechtfertigt vollzogen werden kann, während man das nicht über die Ankunft bei einer Überzeugung sagen kann.¹¹¹

Folgen wir White, scheinen damit alle klassischen Definitionen von „Inferenz“ fehlzuschlagen, weil sie wesentliche Aspekte des Begriffes nicht erfassen oder Merkmale enthalten, die mit Inferenz nicht kompatibel sind.

Man kann diesen Umstand – wie White es dann auch tut – als Grund dafür nehmen, die klassischen Ansätze allesamt zu verwerfen und einen neuen Ansatz vorzustellen. Doch daneben gibt es noch zwei andere Möglichkeiten, dieses Scheitern aller Zuordnungsversuche zu interpretieren. Zum einen könnte man annehmen, „Inferenz“ erstreckte sich über mehrere Phänomene, die eine Familienähnlichkeit aufwiesen. Da unseren Anforderungen ((AEÜ1) und (AEÜ2)) aber ein relativ bestimmtes Phänomen zugrunde liegen sollte, müssten wir aus dieser Gruppe das wesentliche Element herauslösen und dieses dann definieren.

Wir werden die zweite (vielversprechende) Interpretationsstrategie verfolgen: Wir betrachten das Scheitern der klassischen Zuordnungsversuche, wie bereits angedeutet, als eine Art „Diagnose“, die dieses Scheitern mit dem Wesen von Inferenz in Zusammenhang stellt.

Doch bevor wir uns mit dieser Diagnose und der entsprechenden Therapie beschäftigen, wenden wir uns zunächst Whites Alternativvorschlag für die Bestimmung des Inferenzbegriffes zu. Vielleicht kann seine Definition die Intuitionen besser einfangen und erlöst uns damit von der Notwendigkeit, andere Wege zu beschreiten. White findet drei verschiedene Formulierungen für seine Alternative:

¹¹⁰ „Inferences are unlike achievements or arrivals, because, unlike discoveries (and also unlike deductions) they are not something we can try to, promise or resolve to make or can manage to obtain.” White (1971), S. 291.

¹¹¹ „Unlike achievements, inferences can be drawn cautiously, carefully, hastily or recklessly, as well as naturally or automatically. Unlike achievements, they can be made justifiably, illegitimately, on good or bad grounds.” White (1971), S. 291.

(I) „To infer [...] is to take up, to accept or to change to a position.“¹¹²

(II) „Inference is not the passage from A to B, but the taking of B as a result of reflection on A.“¹¹³

(III) „To infer is to change to or take up a position which seems to the thinker to account for or explain the presented data.“¹¹⁴

Auf den ersten Blick weisen alle drei Zitate eine große Ähnlichkeit zu dem von White kritisierten fünften Ansatz (Inferenz als Ankunft) auf: Das Erreichen einer neuen Überzeugung (das Aufnehmen, das Annehmen, der Wechsel zu einer Position) scheint ein wesentliches Element von Inferenz zu sein. Worin unterscheidet sich dann Whites Position von *Inferenz als Ankunft*? Im ersten Zitat wird kein Unterschied deutlich; das Erreichen einer Überzeugung erscheint als Kriterium für Inferenz. Beim zweiten Zitat verhält sich das etwas anders. Hier spricht White von einer Reflexion über A, die dem Erreichen von B vorangehen muss. Und im dritten Zitat kommt zum Erreichen einer Überzeugung der Umstand hinzu, dass diese Überzeugung die präsentierten Daten berücksichtigen oder erklären kann. Versuchen wir die Angaben der drei Zitate zu einer Bestimmung von Inferenz zusammenzunehmen, so erhalten wir Folgendes: Inferenz ist das Erreichen (Aufnehmen, Annehmen, Wechseln zu) einer Überzeugung nach vorangegangener Reflexion über präsentierte Daten. Die erreichte Überzeugung berücksichtigt/erklärt dabei aus Sicht des denkenden/schlussfolgernden Subjektes die präsentierten Daten.

Whites Definitionsversuch baut also auf dem klassischen Versuch, Inferenz als Ankunft zu bestimmen, auf und erweitert ihn um zwei Komponenten. Um seinen Vorschlag zu prüfen, empfiehlt es sich deshalb zunächst zu betrachten, inwieweit seine Bestimmung der unter (5) von ihm selbst vorgebrachten Kritik entgeht. Diese Kritik hat im Wesentlichen zwei Säulen: Zum einen sollen der Ankunft Merkmale zukommen, die nicht auf Inferenz passen (bspw. der

¹¹² White (1971), S. 291.

¹¹³ Ebd.

¹¹⁴ Ebd, S. 292.

Versuch, anzukommen), und zum anderen sollen Inferenz Attribute zugeordnet werden können, die nicht auf Ankunft passen (bspw. kann Inferenz gerechtfertigt vollzogen werden).

Das erste Problem umschiffte White dadurch, dass er für seinen Vorschlag nicht die Metapher der Ankunft verwendet. Er spricht nur davon, eine Überzeugung (Position) aufzunehmen, anzunehmen oder zu ihr zu wechseln. Zwar beschreibt er damit nichts anderes als das, was Gilbert Ryle unter „Inferenz“ versteht, doch da er nicht die entsprechenden Bilder und Metaphern verwendet, findet das erste Problem bei ihm keine Anwendung.¹¹⁵

Die zweite von White ins Feld geführte Kritik besteht darin, dass *Inferenz als Ankunft* bestimmten Merkmalen, die wir Inferenz intuitiv zuordnen würden, nicht gerecht werden kann. Inferenz sollte behutsam („cautiously“), sorgfältig („carefully“), sorglos („recklessly“), voreilig („hastily“), natürlich („naturally“), automatisch („automatically“), berechtigt („justifiably“), unzulässig („illegitimately“) sowie auf guter oder schlechter Grundlage („on good or bad grounds“) vollzogen werden können. Das Erreichen einer Überzeugung kann nicht auf diese Weise beschrieben werden. Um diesem Problem zu entgehen, erweitert White seine erste Bestimmung (I) durch die in (II) und (III) angeführten Merkmale: Wenn dem Erreichen einer Position eine Reflexion präsentierter Daten (Überzeugung/Erfahrung) vorangeht und die Überzeugung aus Sicht des denkenden/schlussfolgernden Subjektes die präsentierten Daten berücksichtigt/erklärt, sollte eine Zuschreibung der genannten Adverbien (bzw. der adverbialen Präpositionalgruppen) möglich sein. Die vorhergehende Reflexion könnte als behutsam, sorgfältig, sorglos, voreilig, natürlich oder automatisch beschrieben werden, während der Zusammenhang (Erklärung/Berücksichtigung) zwischen Überzeugung und präsentierten Daten als berechtigt, unzulässig und auf guter oder schlechter Grundlage stehend charakterisiert werden kann.

¹¹⁵ Dieser Umstand ist nicht allzu verwunderlich. Whites erster Kritikpunkt ist auf eine Überinterpretation der Ankunftsmetapher zurückzuführen. Wie Gwyneth Matthews deutlich gemacht hat, sind solche Kritikpunkte an Definitionen von Inferenz (Inferenz als Reise/Prozess; Inferenz als Ankunft/Erreichen) oftmals auf Überinterpretationen von Metaphern zurückzuführen: „The first objection [hier besteht nur ein zufälliger Zusammenhang mit unserer ersten Kritik], that not everything can be said of an inference that can be said of things to which these words apply literally, is what one might expect from the nature of metaphor.“ Matthews (1956), S. 140.

Aber kann „Inferenz“ bzw. „das Schlussfolgern“ selbst mit diesen Adverbien oder entsprechenden Adjektiven bedacht werden? Da Reflexion, Erreichen einer Überzeugung sowie Zusammenhang zwischen Überzeugung und präsentierten Daten unterschiedliche Merkmale zugeordnet werden können, müsste Inferenz, um alle diese Merkmalstypen auf sich zu vereinen, in einem Kompositum bestehen. Dieses Kompositum umfasste dann Reflexion, Erreichen einer Überzeugung sowie Zusammenhang zwischen Überzeugung und präsentierten Daten. Nur wenn alle drei Komponenten gegeben sind, läge eine Schlussfolgerung vor.

Nun ist die vorhergehende Reflexion aber nichts anderes als ein bewusster Prozess. Dieser unterscheidet sich zwar von der unter (1) gegebenen Interpretation von Inferenz als bewusstem Prozess insofern, als er nicht auf ein Ziel (die Konklusion) hin gerichtet sein muss. Dennoch bereitet die Aufnahme dieses bewussten Prozesses als eine wesentliche Komponente des Kompositums Inferenz einige Probleme. Denn auch hier können wir Fragen zum Verlauf der Reflexion stellen, die nicht beantwortet werden können (wir erinnern uns an John Doe und das Läuten der Frühstücksglocke). Mehr noch, es ist durchaus möglich, dass in einer bestimmten Situation ein Bewusstsein der Reflexion vollkommen fehlt (und es damit fraglich ist, ob überhaupt eine Reflexion vonstatten ging), wir aber trotzdem von einer Schlussfolgerung sprechen möchten.¹¹⁶ Vielleicht können wir diesem Problem entgehen, indem Reflexion zwar als eine mögliche, nicht jedoch als eine wesentliche Komponente von Inferenz deklariert wird. So wäre es möglich, unter bestimmten Voraussetzungen eine Schlussfolgerung als sorgfältig zu beschreiben, ohne Reflexion im Allgemeinen als Bestandteil von Schlussfolgerungen zu bestimmen. Allerdings verlöre Inferenz dann ihren zeitlichen Charakter. Es wäre, bei fehlender Reflexion, nicht möglich, eine zeitliche Charakterisierung einer bestimmten Schlussfolgerung vorzunehmen.

Damit scheint Whites erhoffte Lösung des Problems eher ein weiteres Symptom der Inferenz-Krankheit zu sein denn eine Heilung. „Inferenz“ gebärdet sich als schimärenhaftes Ungetüm,

¹¹⁶ Vgl. Conan Doyle (2007b), S. 24: „From long habit the train of thoughts ran so swiftly through my mind that I arrived at the conclusion without being conscious of intermediate steps. There were such steps, however.“ Dieses Zitat wird in Kapitel 3 ausführlicher behandelt (3.1.1.).

das sich, wann immer man sein Ende zu fassen bekommt, auf der anderen Seite zu etwas vollkommen anderem entwickelt: Wann immer bestimmte Intuitionen durch eine Definition eingefangen werden, verbleiben andere wesentlich Intuitionen, die der Definition entgegenstehen. Und damit scheinen die klassischen Versuche (inklusive Whites eigenem Vorschlag) Inferenz einer bestimmten Kategorie zuzuordnen, zu scheitern.

2.3. INFERENZ AUF DEN DRITTEN BLICK – EINE DIAGNOSE MIT HEILUNGSCHANCEN

Wie bereits erwähnt kann das Problem, Inferenz einer Kategorie zuzuordnen, darauf zurückgeführt werden, dass mit dem Begriff „Inferenz“ eine Vielzahl von Phänomenen zusammengefasst wird, die durch Familienähnlichkeit miteinander verbunden sind. Doch die wiederholten Versuche, „Inferenz“ im erkenntnistheoretischen Kontext zu definieren (bei denen sich keiner der Autoren auf Familienähnlichkeit berufen hat), weisen auf ein einzelnes Phänomen hin. Die genannten Merkmale (Intuitionen) lassen sich schwerlich auf verschiedene Phänomene verteilen. Vielmehr ist anzunehmen, dass die wesentlichen Merkmale allesamt als Merkmale von Inferenz gesehen werden können, nur dass diese Merkmale auf verschiedenen Ebenen der Beschreibung des Phänomens liegen.¹¹⁷

Was ist damit gemeint?

Wir beschreiben die Gegenstände und Ereignisse der Welt auf unterschiedliche Art und Weise. Diese unterschiedlichen Beschreibungen spiegeln sich unter anderem in der Aufteilung der Erforschung unserer Umwelt durch verschiedene Disziplinen (wie Biologie, Physik, Chemie, Informatik, Psychologie, Philosophie) wider. Zwar sind die Forschungsgebiete voneinander unterschieden (sie erstrecken sich über verschiedene Phänomene), trotzdem gibt es Fälle, in denen dasselbe Phänomen auf unterschiedliche Art und Weise beschrieben wird. Im Folgenden werden wir zwei Beispiele für Gegenstände und mit ihnen verbundene Ereignisse/Merkmale betrachten, in denen unterschiedliche Beschreibungen durch unterschiedliche Disziplinen vorgenommen werden (erstes Beispiel: die Stoffeigenschaften von Ethanol, zweites Beispiel: die Merkmale von Rechenmaschinen). Diese Beispiele sollen veranschaulichen, wie durch Beschreibung ein und derselben Sache auf unterschiedlichen Ebenen (durch unterschiedliche Disziplinen) dieser Sache unterschiedliche Merkmale zugeschrieben werden können.

¹¹⁷ Damit wollen wir nicht ausschließen, dass diese Beschreibungen letztlich auf *eine* umfassende Beschreibung zurückführbar sind (ein Reduktionismus wird nicht ausgeschlossen). Es geht vielmehr darum zu zeigen, dass verschiedene Arten der Beschreibung, je nach Sprache und Kontext, nicht (ohne Übersetzungen und Modifikationen) mit anderen Beschreibungen kompatibel sind.

Beginnen wir mit dem Beispiel der Stoffeigenschaften von (bspw.) Ethanol. Ethanol hat bestimmte Stoffeigenschaften. Die meisten dieser Stoffeigenschaften werden nur durch eine Disziplin beschrieben (z.B. Hydro- und Lipophilie wird durch Chemie beschrieben). Doch bspw. bei den chemischen und physiologischen Eigenschaften¹¹⁸ kann eine Stoffeigenschaft von zwei Disziplinen beschrieben werden. Eine chemische Stoffeigenschaft von Ethanol ist seine Reaktivität (die OH-Gruppe von Ethanol ist schwach sauer, weshalb sie mit starken Basen ein Proton/H⁺ abspalten kann). Mit dieser Reaktivität hängt die physiologische Eigenschaft der Toxizität zusammen (Ethanol ist ein Zellgift). Obwohl es einen engen Zusammenhang zwischen Reaktivität und Toxizität gibt, liegen beide Merkmale von Ethanol auf unterschiedlichen Beschreibungsebenen. Auf Ebene der chemischen Beschreibung ergibt es wenig Sinn, von Toxizität zu sprechen. Damit etwas toxisch sein kann, muss „Leben“ auf dieser Beschreibungsebene vorkommen, denn Toxizität wird durch die Wirkung eines Stoffes auf ein Lebewesen bestimmt. Aber die chemische Beschreibung interessiert sich nicht für das „Leben“. Damit kann „Reaktivität“ zwar herangezogen werden, um „Toxizität“ zu erklären; aber die Reaktivität selbst kann die Auswirkungen auf das Leben nicht beschreiben. „Ethanol“ werden damit auf verschiedenen Ebenen Eigenschaften zugeschrieben (zum Beispiel auf Ebene der Chemie oder auf Ebene der Physiologie). Diese unterschiedlichen Eigenschaften können in den meisten Fällen einfach kumulativ aufgeführt werden (1. physikalische Eigenschaften, 2. chemische Eigenschaften, etc.), es finden nur selten Verwechslungen der Beschreibungsebenen statt.

Etwas anders verhält es sich beim Beispiel der Rechenmaschine.¹¹⁹ Eine Rechenmaschine (ihre Merkmale, ihre Prozesse) kann ebenfalls auf verschiedenen Ebenen beschrieben werden. Der Einfachheit halber wählen wir hier die Ebene der physischen Realisierung (Aus welchen Bauteilen besteht die Maschine, wie hängen diese Bauteile zusammen und was passiert, wenn die Maschine in Aktion ist?) und die Ebene des Algorithmus (Wie rechnet die Maschine, welche Eingabe wird wie in welche Ausgabe umgewandelt?). Ohne uns einen bestimmten

¹¹⁸ Unter physiologischen Eigenschaften versteht man chemische und physikalische Eigenschaften unter dem Aspekt der Wahrnehmbarkeit oder der Auswirkung auf Leben.

¹¹⁹ Dieses Beispiel wird in Kapitel 3 noch ausführlicher behandelt (3.2.).

Typus von Rechenmaschine und die genauen Vorgänge in derselben anzusehen, können wir leicht zeigen, dass ihr auf unterschiedlicher Ebene unterschiedliche Merkmale zugeordnet werden können. Auf Ebene der physischen Realisierung kann eine solche Maschine sehr einfach aufgebaut sein (z. B. wenn sie aus sehr wenigen Bauteilen besteht). Der Algorithmus, der dafür sorgt, dass diese Maschine eine bestimmte Eingabe in eine bestimmte Ausgabe umwandelt, kann dabei aber äußerst kompliziert sein. Damit ist es möglich, der Rechenmaschine auf der einen Ebene Einfachheit zuschreiben und auf der anderen Komplexität. Oder wir können ihr gleichzeitig Funktionalität und mangelnde Funktionalität zuschreiben: Wenn der gewählte Algorithmus fehlerhaft ist, so mangelt es der Maschine an Funktionalität. Gleichzeitig kann sie aber auf Ebene der physischen Realisierung reibungslos funktionieren (womit sie sehr wohl funktionell wäre). Wir meinen hier mit Einfachheit/Komplexität und Funktionalität immer etwas anderes (weil wir diese Merkmale auf verschiedenen Ebenen zuschreiben), aber wenn wir uns nicht darüber im Klaren sind, dass wir die Maschine auf verschiedenen Ebenen beschreiben, können wir schnell zu eigenartigen Resultaten kommen. Dann ist es möglich, einer Maschine (ihren Prozessen) sich widersprechende oder nicht miteinander vereinbare Merkmale zuzuschreiben.

Mit „Inferenz“ könnte es sich nun ganz ähnlich verhalten. Sie könnte eine Gruppe von Prozessen bezeichnen, die auf mehr als nur einer Ebene beschrieben werden. Dann läge die Schwierigkeit, „Inferenz“ zu definieren, nicht in der Tatsache begründet, dass es sich dabei um eine Vielzahl von Phänomenen handelt, die nichts miteinander gemein haben, sondern darin, dass Inferenz auf verschiedenen Ebenen beschrieben wird und diese Beschreibungen nicht miteinander kompatibel sind. Wenn wir von Inferenz sagen, sie könne sorgfältig, natürlich, gerechtfertigt, schnell (etc.) sein, müssen diese Merkmale nicht auf der gleichen Beschreibungsebene liegen.

Welche Beschreibungsebenen bieten sich nun im Fall von Inferenz an?

Um zu untersuchen, auf welchen Ebenen Inferenz beschrieben werden kann, sollten wir die verschiedenen Merkmale rekapitulieren, die Inferenz zugeschrieben wurden. Whites Beschreibung und Sherlock Holmes' Überlegungen folgend, kann Inferenz prinzipiell als

behutsam, sorgfältig, sorglos, voreilig, natürlich, automatisch, berechtigt, unzulässig, auf guter oder schlechter Grundlage stehend (White) oder schnell bzw. langsam (Conan Doyle/Sherlock Holmes) bezeichnet werden.

Wir können versuchen, diese Merkmale verschiedenen Dimensionen zuzuordnen. Dafür bieten sich die Dimensionen Zeitlichkeit, Verantwortlichkeit und Rationalität an:

Zeitlichkeit: schnell, langsam, (eventuell auch automatisch und natürlich)

Verantwortlichkeit: behutsam, sorgfältig, sorglos, voreilig, natürlich, automatisch

Rationalität: berechtigt, unzulässig, auf guter oder schlechter Grundlage stehend

Wie wir an Whites Definitionsversuch gesehen haben, können Verantwortlichkeit und Rationalität auf derselben Beschreibungsebene liegen (zum Beispiel dann, wenn Inferenz als ein Kompositum aufgefasst wird). Zeitlichkeit hingegen konnten wir auf dieser Ebene schwerlich zuschreiben.

Gehen wir davon aus, dass Verantwortlichkeit und Rationalität auf einer Beschreibungsebene von Inferenz liegen, während die Zeitlichkeit auf einer anderen Ebene zugeschrieben wird. Wie können wir diese Beschreibungsebenen dann näher charakterisieren?

Auch hier lässt sich das Beispiel der Rechenmaschine als Analogie nutzbar machen. Ein bestimmter Vorgang bei einer Rechenmaschine (zum Beispiel einem alten Taschenrechner) kann – ebenso wie die Rechenmaschine selbst – auf verschiedenen Ebenen beschrieben werden. Wir haben bereits die Ebene der physischen Realisierung und die Ebene des Algorithmus unterschieden. Darüber hinaus gibt es aber noch eine weitere Beschreibungsebene für solche Prozesse: Die Ebene der Aufgabe, die dieser Prozess erfüllt.¹²⁰ Ein bestimmter Prozess kann die Aufgabe haben, einen Input (bspw. Zahlen mit einem Arbeitsauftrag wie $5+2$) in einen entsprechenden Output (bspw. eine Zahl wie 7) umzuwandeln.¹²¹

¹²⁰ Vgl. Marr (1982) S. 22 ff.

¹²¹ Mehr zu dieser Unterscheidung/Einteilung in Ebenen siehe Kapitel 3 (Abschnitt 3.2.).

Wenden wir diese Analogie auf Inferenz als einen Prozess unseres Gehirns an, so erhalten wir die drei verschiedenen Beschreibungsebenen: 1. die physische Ebene¹²², 2. die Ebene des Algorithmus (wie wird ein Input in einen Output umgewandelt?)¹²³ und 3. die Ebene der Aufgabe (was wird in was umgewandelt und warum?)¹²⁴. Auf allen drei Ebenen können wir Inferenz beschreiben. Allerdings scheint die zweite Ebene in den bisherigen Beschreibungen keine Rolle gespielt zu haben, sie wird erst im dritten Kapitel näher beleuchtet werden (Abschnitt 3.2.). Versuchen wir also, unsere Merkmale der Ebene der physischen Realisierung und der Ebene der Aufgabe zuzuordnen.

Kontinuierliche Zeitlichkeit ist ein Merkmal von Inferenz auf physischer Ebene (ergo ein Merkmal eines physischen Prozesses). Nur auf physischer Ebene gibt es einen kontinuierlichen Prozess der Umwandlung von Input in Output. Wenn wir Inferenz also eine kontinuierliche Zeitlichkeit zuschreiben (eine Dauer), dann beschreiben wir sie auf Ebene eines physischen (psychischen, physiologischen) Prozesses.

Verantwortlichkeit und Rationalität dagegen sind Merkmale, mit denen wir Inferenz auf Ebene der Aufgabe beschreiben (Inhalte und ihre rationalen Zusammenhänge).

In einer Zusammenschau der Beschreibung von Inferenz auf beiden Ebenen erhalten wir dann:

¹²² Marr (1982), S.25: „How can the representation and algorithm be realized physically?“

¹²³ Ebd.: „[...]what is the representation for the input and output?“

¹²⁴ Ebd.: „What is the goal of the computation, why is it appropriate, and what is the logic of the strategy by which it can be carried out?“

Inferenz

| Beschreibung auf physischer Ebene | Beschreibung auf Ebene der Aufgabe |
|---|--|
| Prozess <i>Zuschreibung: kontinuierliche Zeitlichkeit (schnell etc.)</i> | Reflexion <i>Zuschreibung: Verantwortlichkeit (sorgfältig etc.), Bewusstsein</i> |
| Anfangszustand des Prozesses | Ausgangsinformation (Input) |
| Endzustand des Prozesses | Endinformation (Output) <i>Zuschreibung (in Zusammenhang mit Input): Rationalität (gerechtfertigt etc.)</i> |

Wir können Inferenz als einen physischen Vorgang betrachten. Dieser Vorgang läuft in einem System (Gehirn) ab und kann mit bestimmten Instrumenten „von außen“ beobachtet bzw. gemessen werden. Er weist eine kontinuierliche Zeitlichkeit auf, der unendlich viele Zwischenzustände (neben Anfangs- und Endzustand) zugeordnet werden können. Wenn wir Inferenz als einen Prozess beschreiben, beziehen wir uns meistens auf diesen physischen (oder psychischen) Vorgang.

Wir können Inferenz aber auch als einen Zusammenhang zwischen Ausgangsinformation (Erfahrung/Überzeugung) und Endinformation (Überzeugung) betrachten. Dann interessiert uns vor allem, was wir selbst oder eine andere Person über die entsprechende Inferenz berichten können (Sicht der ersten Person). Unter diesem Blickwinkel (der sich auf die Aufgabe von Inferenz konzentriert) besitzt Inferenz eine Ausgangsinformation (Input, Erfahrung/Überzeugung), die den Inhalt des Anfangszustandes (siehe oben) bildet und in einer Prämisse ausgedrückt werden kann. Und sie besitzt eine Endinformation (Output,

Überzeugung), die den Inhalt des Endzustandes bildet und in der Konklusion eines Argumentes ausgedrückt werden kann. Input und Output weisen ein zeitliches Vor und Nach auf (zuerst der Input, dann der Output), allerdings muss diese zeitliche Dimension nicht bewusst sein.¹²⁵ Gibt es eine bewusste Reflexion zwischen Input und Output, so kann diese als behutsam, sorgfältig, sorglos, voreilig, natürlich oder automatisch beschrieben werden. In vielen Fällen ist diese Reflexion allerdings nicht bewusst. Als berechtigt, unzulässig sowie auf guter oder schlechter Grundlage vollzogen kann Inferenz in Bezug auf den rationalen Zusammenhang zwischen Input und Output charakterisiert werden.

Nun wird deutlich, dass wir je nach den Merkmalen, die wir Inferenz zuschreiben, einen anderen Aspekt derselben in den Blick nehmen.¹²⁶ Wenn wir nun einem Aspekt ein Merkmal zuordnen, das zwar Inferenz, nicht aber Inferenz unter diesem Aspekt zukommt, erhalten wir die klassischen Probleme, die in der Inferenzdebatte zum Vorschein kamen: Inferenz ist kein bewusster Prozess, weil wir dem physischen Prozess kein Bewusstsein zuschreiben können. Inferenz ist kein sorgfältiges Erreichen eines Outputs (ausgedrückt in einer Konklusion), da wir dem Erreichen bzw. dem Output selbst keine Sorgfalt zuordnen können. U. s. w.

Inferenz ist also in physischer (physiologischer, psychischer) Hinsicht ein Prozess mit einem Anfangs- und Endzustand. In Hinsicht auf die Aufgabe (und aus dem Blickwinkel der ersten Person) besteht Inferenz aus einem Input und einem Output, die in einem (vermutlich rationalen) Zusammenhang stehen.

Wie kann uns diese Bestimmung in Bezug auf die Auseinandersetzung über das Nicht-Inferentielle in der Wahrnehmung weiterhelfen? Ein ganz wesentliches Resultat dieser Bestimmung ist die Tatsache, dass Inferenz nicht als bewusster Prozess gelten kann (wir haben versucht, diesen Umstand nicht nur zu konstatieren, sondern auch zu erklären). Damit

¹²⁵ Siehe Berkeleys Erklärung des Umstandes, dass sich viele Menschen über die unmittelbar wahrgenommenen Ideen/Objekte im Irrtum befinden (3.1.2.).

¹²⁶ Neben der genannten physischen oder inhaltlichen Hinsicht können die Prozesse auch unter computationalen (algorithmischen) Gesichtspunkten betrachtet werden. Da diese (und ihre entsprechenden Merkmale) aber nicht Teil der Inferenz-Debatte der 50er/70er Jahre waren, werden wir uns erst in anderem Kontext mit ihnen beschäftigen (Kapitel 3, Abschnitt 3.2.).

können wir nicht-inferentielle von inferentiellen Überzeugungen/Erfahrungen usw. nicht durch mangelndes Bewusstsein eines Prozesses unterscheiden. Etwas kann inferentiell sein, auch wenn das Subjekt sich keines ablaufenden Prozesses bewusst ist. Aber wie stellen wir in Ermangelung des Kriteriums „bewusster Prozess“ fest, wann eine Inferenz vorliegt?

Um diese Frage klären zu können, müssen wir uns zunächst einmal fragen, ob es bei Inferenz überhaupt etwas geben muss, was bewusst ist und anhand dessen das schlussfolgernde Subjekt erkennen kann, dass es eine Schlussfolgerung vollzogen hat.

Wie wir bereits im vorangegangenen Kapitel mehrfach angedeutet haben, ist es möglich, die Existenz unbewusster Inferenz zu postulieren. Gibt es unbewusste Inferenz, dann können einzelne Subjekte nicht darüber urteilen, ob sie gefolgert haben oder nicht. Festzustellen, wann und ob eine Schlussfolgerung vollzogen wurde, fällt dann in den Aufgabenbereich des Neurowissenschaftlers, Psychologen oder Kognitionswissenschaftlers. Wir werden im folgenden Kapitel untersuchen, was für die Existenz unbewusster Inferenz spricht, und abschließend konstatieren, dass es keine zwingenden Gründe gibt, unbewusste Inferenz zu postulieren.

Entsprechend kann das einzelne Subjekt anhand bestimmter prinzipiell bewusster Komponenten der Schlussfolgerung darüber urteilen, ob eine Schlussfolgerung vorliegt oder nicht. Um welche Komponenten es sich dabei handelt, werden wir ebenfalls im folgenden Kapitel unter Abschnitt 3.1.1. feststellen.

3. UNBEWUSSTE INFERENZ

– *die Rolle des Bewusstseins*

“Just a moment,” said Pooh, holding up his paw.
“What do we do to this – what you were saying? You sneezed just as you were going to tell me.”

“I *didn't* sneeze.”

“Yes you did, Owl.”

“Excuse me, Pooh, I didn't. You can't sneeze without knowing it.”

“Well you can't know it without something having been sneezed.”

A. A. Milne

Nachdem wir im vorangegangenen Kapitel genauer darauf eingegangen sind, was unter „Inferenz“ zu verstehen ist, werden wir uns in diesem Kapitel mit der möglichen Existenz unbewusster Inferenz auseinandersetzen. Dafür werden wir zunächst untersuchen, ob wir tatsächlich Anlass dazu haben, unbewusste Inferenz postulieren zu müssen. Hier werden wir uns insbesondere mit George Berkeleys Ausführungen zu Distanz- und Größenwahrnehmung sowie dem Phänomen der „chicken sexers“ beschäftigen. In einem zweiten Schritt werden wir dann aktuellere Erkenntnisse zu den unbewussten Vorgängen in unserem Gehirn hinzuziehen. Um einen Vergleich von diesen unbewussten Vorgängen mit bewusster Inferenz zu ermöglichen, werden wir Erstere in verschiedene Kategorien unterteilen und dann nach Ebene der Beschreibung, Art des verwendeten Schlusses und Herkunft der Prämissen unterschiedliche Gemeinsamkeit mit bewusster Inferenz konstatieren. Dabei wird sich herausstellen, dass die unbewussten Vorgänge einige Merkmale mit bewusster Inferenz gemein haben, dass aber diejenigen Merkmale, die von erkenntnistheoretischer Relevanz sind (mangelnde Verlässlichkeit, mangelnde Neutralität) ausbleiben. Unbewusste Inferenz kann damit zwar postuliert werden, führt aber nicht zu einer erkenntnistheoretischen Bedrohung unserer nicht-inferentiellen, rational zugänglichen Basis.

Wenn wir unseren Blick auf das vor uns liegende Papier richten, gewinnen wir durch die Wahrnehmung verschiedene Informationen über dieses Objekt. Wir können bemerken, dass das Papier weiß ist, dass es Schrift trägt und seine Oberfläche eine bestimmte Beschaffenheit aufweist. Darüber hinaus empfinden wir das Papier als in einer bestimmten Distanz zu uns

platziert. Wir erwerben über die Sinne eine Information darüber, an welchem Ort sich das Papier befindet. Doch woher kommt diese Distanzinformation?

Schon in frühen anatomischen Versuchen konnte festgestellt werden, dass die Linsen unserer Augen Bilder auf die Netzhäute werfen. Diese Bilder können Information über Farbe und Farbunterschiede in sich tragen. Sie können aber keine Information über Distanz enthalten, denn ein Bild ist zweidimensional und gibt keine klaren räumlichen Angaben. Wenn Bilder der Ausgangspunkt unserer Wahrnehmung sind, dann kann Distanz nicht von Beginn an als Information vorhanden sein. Sie muss zu einem späteren Zeitpunkt aus vorhandener Information (bspw. perspektivische Konstruktion) geschlussfolgert werden, ganz so, wie wir aus einem Renaissance-Gemälde aufgrund der Linienverläufe versuchen, einen Raum zu rekonstruieren.

Aber wir sind uns dieser Schlussfolgerung nicht bewusst. Die Distanzinformation unterscheidet sich aus subjektiver Perspektive in ihrer Genese keineswegs von Information über Farbe. So wie das Papier uns weiß erscheint, erscheint es uns auch in einer bestimmten Entfernung von uns platziert. Aber wenn die anatomischen Untersuchungen korrekt sind, dann muss im Fall der Distanz so etwas wie eine Schlussfolgerung stattgefunden haben. Handelt es sich also um eine unbewusste Schlussfolgerung?

George Berkeleys Theorie zur Distanzwahrnehmung kann als verneinende Antwort auf diese Frage gelesen werden. Berkeley versucht zu zeigen, dass es eine andere, bewusste Information gibt, mit deren Hilfe wir die Distanzinformation erschließen: Es mag zwar sein, dass wir kein unmittelbares Bewusstsein von Distanz haben können (da die Information nicht in den Netzhautbildern enthalten ist), aber wir sind uns bestimmter anderer Informationen bewusst, aufgrund deren wir Distanzinformation gewinnen. Wir werden im ersten Teil dieses Kapitels näher auf Berkeleys Theorie zur Distanzwahrnehmung eingehen. Wir werden versuchen zu zeigen, dass, selbst wenn Berkeley im Falle der Distanzwahrnehmung auf unbewusste Inferenz verzichten kann, andere Fälle (wie die „chicken sexers“) zumindest nahelegen, dass es unbewusste Prozesse im Gehirn gibt, die sehr ähnliche Funktionen erfüllen wie bewusste Inferenz. Damit ist die Existenz unbewusster Inferenz nicht bewiesen. Doch sobald wir einmal eingeräumt haben, dass es unbewusste Prozesse gibt, die in ihrem Ergebnis bewusster Inferenz

ähneln, sind Tür und Tor für Theorien unbewusster Inferenz offen. Insbesondere in der Psychologie und den Kognitionswissenschaften sind solche Theorien anzutreffen. Psychologen und Kognitionswissenschaftler interessieren sich für die unbewussten Prozesse, die für unsere Wahrnehmung konstitutiv sind. Diese Prozesse versuchen sie zu analysieren und computational zu rekonstruieren.¹²⁷ Im Anschluss an eine solche Rekonstruktion können die Merkmale der unbewussten Prozesse mit den Merkmalen bewusster Inferenz verglichen werden. Je nach Ergebnis der Rekonstruktion kann es dann so scheinen, als seien wesentliche Merkmale von Inferenz auch bei den unbewussten Prozessen vorhanden; weshalb diese unbewussten Prozesse dann als unbewusste Inferenz bezeichnet werden. Wir können diese Art des Vorgehens mit der Untersuchung einer uns unbekanntem Maschine vergleichen. Nehmen wir an, Außerirdische hätten bei einem Besuch ein kleines Gerät aus ihrem Raumschiff auf der Erde zurückgelassen. Wir haben zufällig eine Vorstellung davon, welche Ergebnisse die Maschine liefert (zum Beispiel Zahlenwerte), und können den Eingabemechanismus grob rekonstruieren (bestimmte Tasten werden gedrückt). Wenn wir nun die einzelnen physischen Mechanismen, die zwischen Eingabe und Ausgabe vermitteln, untersuchen und die Berechnung rekonstruieren, können wir vielleicht feststellen, dass es sich um eine Additionsmaschine handelt, weil bestimmte Merkmale uns bekannter Maschinen auch bei dieser Maschine zu finden sind (Verwendung von Stellenwerten). Ebenso können wir bei den unbewussten Prozessen unseres Gehirns vorgehen. Wir haben eine Vorstellung davon, welche Ergebnisse produziert werden (Distanzinformation) und welche Ausgangsinformation vorhanden war (Netzhautbilder). Wenn die computationale Rekonstruktion des vermittelnden Prozesses ergäbe, dass das Gehirn auf Erinnerungen zurückgreift, um die Distanzinformation zu errechnen, läge ein Vergleich mit bewusster Inferenz nahe (denn auch dort greifen wir auf Erinnerungen zurück). Die unbewussten Prozesse, die am Zustandekommen von Wahrnehmung beteiligt sind, können also unter bestimmten Umständen als unbewusste Inferenz angesehen werden. Und in der Psychologie und den Kognitionswissenschaften werden sie sehr oft auf diese Weise charakterisiert. So

¹²⁷ Vgl. bspw. Marr (1982).

halten P. N. Johnson-Laird und P. C. Wason in ihrem Klassiker zur Kognitionswissenschaft „Thinking“ fest: „Perception is very complicated. Following Helmholtz we might consider that all the processes that mediate it are ‘unconscious inferences.’”¹²⁸ Aber auch wenn es in den Kognitionswissenschaften fast schon zum guten Ton gehört, unbewusste Inferenz zu postulieren – gibt es tatsächlich so etwas? Müssen wir davon ausgehen, dass die unbewussten Prozesse, die am Zustandekommen der Wahrnehmung beteiligt sind, unbewusste Inferenz sind?

Es gibt drei mögliche Weisen auf die Interpretation unbewusster Prozesse als unbewusste Inferenz zu reagieren: (1) Man akzeptiert die Existenz unbewusster Inferenz. (2) Man weist ihre Existenz zurück, da Inferenz a priori nicht unbewusst sein kann. (3) Man weist ihre Existenz zurück, da Inferenz aus a posteriori Gründen nicht unbewusst ist.

Zu (1): Warum können wir den Vorschlag, die Prozesse, die zur Wahrnehmung führen, seien unbewusste Inferenzen, nicht einfach akzeptieren?

Our retinas are irradiated in two dimensions, yet we see things as three-dimensional without conscious inference. Which is to count as observation – the unconscious two-dimensional reception or the conscious three-dimensional apprehension?¹²⁹

Wir haben im ersten Kapitel (Abschnitt 1.1.2.1.) bereits festgestellt, dass unbewusste Inferenz uns die Möglichkeit eines rationalen Zugriffs auf die Basis unserer Überzeugungen verwehren würde. Akzeptieren wir die Existenz unbewusster Inferenz, könnten diejenigen Zustände/Inhalte, die in unserer Reichweite lägen, bereits in massiver Weise von Betrachter zu Betrachter variieren – und damit könnte unbewusste Inferenz gravierende Konsequenzen für unsere erkenntnistheoretische Situation haben.

Diese Konsequenzen ergeben sich jedoch nur bei bestimmten Formen unbewusster Inferenz. Diejenigen unbewussten Schlussfolgerungen, die nicht zu mangelnder Verlässlichkeit und/oder mangelnder Neutralität führen, können wir tatsächlich einfach akzeptieren. Mag

¹²⁸ Johnson-Laird, Wason (1977), S. 341.

¹²⁹ Quine (1969), S. 84.

sein, dass zwischen der zweidimensionalen Rezeption und dem bewussten dreidimensionalen Begreifen ein unbewusster Prozess vermittelt – wenn dieser Prozess in der großen Mehrzahl der Fälle nach einem gleichbleibenden Muster abläuft und somit stets gleiche zweidimensionale Rezeptionen zu gleichem bewussten dreidimensionalen Begreifen führen, ist unsere erkenntnistheoretische Lage nicht schlechter, nur weil uns die zweidimensionale Rezeption nicht bewusst ist. Erst wenn der Prozess relativ zu einem Subjekt oder einer bestimmten Situation andere Ergebnisse lieferte (ein anderes dreidimensionales Begreifen erfolgte), würde das unsere Anforderungen aus dem ersten Kapitel gefährden.

Wir werden im zweiten Teil dieses Kapitels deshalb untersuchen, welche möglichen Formen unbewusster Inferenz überhaupt zu erkenntnistheoretisch desaströsen Konsequenzen führen (weil sie zu mangelnder Neutralität und mangelnder Verlässlichkeit führen). Nur diese Formen können nicht einfach akzeptiert werden (1), sondern müssten mit (2) oder (3) zurückgewiesen werden. Da es sich nur bei diesen Formen unbewusster Inferenz um erkenntnistheoretisch interessante Formen handelt, werden wir die anderen (erkenntnistheoretisch harmlosen) Formen dann nur in einem derivativen Sinne als unbewusste Inferenz bezeichnen.

Zu (2): Lässt sich die Möglichkeit unbewusster Inferenz nicht a priori zurückweisen?

Es gibt mehrere Versuche, die Möglichkeit unbewusster Inferenz a priori zurückzuweisen. So merkt Peirce an:

There are, as I am prepared to maintain, operations of the mind which are logically exactly analogous to inferences excepting only that they are unconscious and therefore uncontrollable and therefore no subject to criticism. But that makes all the difference in the world; for inference is essentially deliberate, and self-controlled.¹³⁰

Folgen wir dieser Idee, so kann Inferenz nicht unbewusst sein, da Inferenz sich durch Freiheitlichkeit (deliberate) und Selbstkontrolle (self-controlled) auszeichnet. Diese Merkmale

¹³⁰ Peirce (1934), [5.109], S. 70.

können aber unbewusster Inferenz nicht zukommen. „Unbewusste Inferenz“ wäre so etwas wie „unwahres Wissen“: In der Analyse des Objektes (Inferenz, Wissen) tritt ein Merkmal auf, das dem Prädikat (unbewusst, unwahr) widerspricht. Das Muster dieser Zurückweisung folgt einer *reductio ad absurdum* (Es gibt unbewusste Inferenz. Daraus folgt, dass Inferenz freiheitlich *und* selbstkontrolliert ist und dass Inferenz nicht freiheitlich und selbstkontrolliert ist). Einen ähnlichen Weg verfolgt Kirk Ludwig, wenn er versucht zu zeigen, dass es keine unbewusste Inferenz geben kann, da keine unbewussten mentalen Zustände existieren können: Unbewusste Inferenz setzt das Bestehen unbewusster mentaler Zustände voraus. Damit aber unbewusste mentale Zustände als Zustände einer Person gelten können, muss diese unmittelbaren Zugang zu ihnen haben. Dieser Zugang ist aber bei unbewussten mentalen Zuständen nicht möglich, folglich kann es diese Zustände und mithin unbewusste Inferenz nicht geben.¹³¹

Aber sowohl Peirces als auch Ludwigs Zurückweisung der Existenz unbewusster Inferenz (und damit vermutlich jeder Versuch, die Möglichkeit unbewusster Inferenz a priori zurückzuweisen) erscheinen als relativ unaufrichtige Immunisierungen à la Karl Popper:

There are what one might call ‘unsophisticated’ theories like ‘All swans are white’ or the geocentric ‘All the stars other than the planets move in circles.’ Kepler’s laws may be included (though they are in many senses highly sophisticated). These theories are falsifiable, though falsifications can, of course, be evaded: immunization is *always* possible. But the evasion would usually be dishonest: it would consist, say, in denying that a black swan was a swan, or that it was black; or that a non-Keplerian planet was a planet.¹³²

Wenn uns, entgegen unserer bisherigen Annahmen, ein schwarzer Schwan über den Weg läuft, so können wir a priori ausschließen, dass es sich dabei um einen schwarzen Schwan handelt. Wir können den Begriff „Schwan“ so erweitern, dass er „Weißheit“ enthält. Damit wären schwarze Schwäne keine Schwäne. Wir kommen aber nicht umhin anzuerkennen, dass

¹³¹ Vgl. Ludwig (1996).

¹³² Popper (1977), S. 265.

schwarze und weiße Schwäne sich untereinander fortpflanzen können¹³³ und eine gemeinsame Abstammungsgeschichte haben. Ebenso können wir „Inferenz“ so definieren, dass sie „Bewusstheit“ einschließt. Damit wären die unbewussten Prozesse, die zur Wahrnehmung führen, keine Inferenz. Trotzdem könnten diese Prozesse Merkmale aufweisen (Dinge tun), die unsere Vorstellung von nicht-inferentiellen sinnlichen Erfahrungen massiv gefährden. So ist unbewusste Inferenz, je nach Autor, durch verschiedene Merkmale charakterisiert, die unserer Idee von direkter Wahrnehmung viel Plausibilität nehmen kann: Unbewusste Inferenz soll regelgeleitet, propositional, intelligent, Entscheidungen vollziehend, korrekt und begründet sein. Wenn sie dies alles wäre, so würden die Merkmale, die wir unseren nicht-inferentiellen Wahrnehmungen zuschreiben wollen (Basalität), verloren gehen. Die erkenntnistheoretischen Konsequenzen von kognitionswissenschaftlichen Entdeckungen können nicht einfach durch begriffliche Festlegungen ignoriert werden.

Zu (3): Kann man das Bestehen unbewusster Inferenz a posteriori zurückweisen?

Wir werden im zweiten Teil dieses Kapitels¹³⁴ versuchen, das Bestehen unbewusster Inferenz (in ihrer erkenntnistheoretisch desaströsen Form, siehe (1)) a posteriori zurückzuweisen. Erinnern wir uns: Einige Psychologen und Kognitionswissenschaftler schreiben den unbewussten Vorgängen über eine computationale Rekonstruktion Merkmale zu, die auch bewusste Inferenz charakterisieren, zum Beispiel Regelgeleitetheit, Propositionalität, Intelligenz, Entscheidungsfähigkeit, Korrektheit, Rationalität usw. Um zu zeigen, dass diese unbewussten Vorgänge nicht mit Inferenz gleichzusetzen sind, müssen wir diejenigen Merkmale isolieren, die wesentlich für unsere Vorstellung von Inferenz sind.

Wenn unbewusste Vorgänge erkenntnistheoretische Konsequenzen haben, die mit bewusster Inferenz deckungsgleich sind, so sollten sie als Inferenz charakterisiert werden. Wenn wir behaupten, eine sinnliche Erfahrung/eine Überzeugung sei basal, so meinen wir damit, dass

¹³³ Trauerschwäne (schwarze Schwäne) und Höckerschwäne können gemeinsame Nachfahren haben. Siehe Kear (2005), Bd. 1, S. 223.

¹³⁴ 3.2.

sie (1) verlässlich ist (sie zeigt/repräsentiert die Welt so, wie sie ist) und dass sie (2) neutral ist (sie zeigt jedem die Welt auf gleiche Weise/ die Repräsentationen der Welt unterscheiden sich nur in Form, nicht in Inhalt). Natürlich gibt es für beide Fälle Ausnahmen. Nicht immer sind diese Erfahrungen/Überzeugungen verlässlich und nicht immer sind sie neutral (wenn zum Beispiel bestimmte Fehlfunktionen im Gehirn vorliegen, kann eine andere Wahrnehmung der Welt resultieren). Aber die Basalität der Erfahrung müsste darin bestehen, dass die sinnlichen Erfahrungen/nicht-inferentiellen Überzeugungen in der Mehrzahl verlässlich und neutral sind. Wenn nun ein unbewusster Prozess dazu führte, dass Verlässlichkeit und Neutralität in Frage gestellt würden (und genau das ist ja eine Besonderheit bewusster Inferenz), so hätten wir gute Gründe, diesen als unbewusste Inferenz zu bezeichnen.

Im zweiten Teil dieses Kapitels werden wir deshalb versuchen, die Prozesse, die zu sinnlichen Erfahrungen (nicht-inferentiellen Überzeugungen) führen, auf ihre gemeinsamen Merkmale mit Inferenz zu untersuchen. Es ist offensichtlich, dass bestimmte Prozesse (psychische Tätigkeiten)¹³⁵ unsere Wahrnehmungen (Erfahrungen, Überzeugungen) vermitteln. Allerdings müssen, entgegen der Annahme von P.N. Johnson-Laird und P.C. Wason¹³⁶, nicht alle diese Prozesse als unbewusste Inferenz gelten. Wir werden deshalb in Kapitel 3.2. die verschiedenen Prozesse unterschiedlichen Kategorien (insgesamt drei) zuordnen und diese einzeln mit den wesentlichen Merkmalen von Inferenz vergleichen. Ein solcher Vergleich kann zeigen, welche der möglichen Prozesse als unbewusste Inferenz in einem erkenntnistheoretisch relevanten Sinne bezeichnet werden können. Wir werden versuchen herauszustellen, dass diejenigen Prozesse, die tatsächlich die Wahrnehmung vermitteln, nicht in eben diesem Sinne als Inferenz charakterisiert werden können und es damit keine Notwendigkeit gibt, die Existenz unbewusster Inferenz zu postulieren.

¹³⁵ Wir werden die Ausdrücke „psychische Prozesse“ (bzw. nur „Prozesse“), „psychische Tätigkeiten“ und „psychische Vorgänge“ als synonym betrachten. „Prozess“ ist ein eher kognitionswissenschaftlich geprägter Begriff, während der Ausdruck „psychische Tätigkeiten“ unter anderem bei Helmholtz häufig Verwendung findet.

¹³⁶ Vgl. Johnson-Laird, Wason (1977), S. 341.

Doch beginnen wir wie angekündigt (und damit in chronologischer Reihenfolge) mit einer genaueren Untersuchung des Problems der Distanz- und Größenwahrnehmung und seiner Implikationen für unbewusste Inferenz.

3.1. DISTANZWahrnehmung - UNBEWUSSTE INFERENZ?

Bestimmte Phänomene der Wahrnehmung wie beispielsweise die Distanzwahrnehmung scheinen auf den ersten Blick unbewusste Inferenz vorauszusetzen: Die Distanz selbst ist im Netzhautbild nicht als Information enthalten. Sie muss aufgrund anderer Informationen *erschlossen* werden. Da wir uns eines solchen Schlusses aber nicht bewusst sind, könnte es sich hier um unbewusste Inferenz handeln. Dies haben wir zu Beginn des Kapitels anhand der Betrachtung des vor uns befindlichen Papiers deutlich gemacht.

Über die Betrachtung des Papiers gewinnen wir aber nicht nur eine Vorstellung von dessen Distanz, sondern ebenso von dessen physischer Größe. Und auch die physische Größe ist nicht in der Information eines Bildes auf der Netzhaut enthalten. Denn ein Objekt gleicher physischer Größe könnte bei größerem Abstand zum Auge eine kleinere Projektion auf dem Netzhautbild ergeben. Auch die Information über physische Größe muss also erschlossen werden.

Größen- und Distanzwahrnehmung scheinen dementsprechend Fälle zu sein, in denen eine Informationstransformation von dem proximalen Stimulus (den wir hier als Netzhautbild beschrieben haben) zur Wahrnehmung selbst (von Distanz und Größe) vor sich geht. Aber sind wir uns dieser Informationstransformation bewusst? Handelt es sich bei Größen- und Distanzwahrnehmung vielleicht um unbewusste Inferenz?

3.1.1. Wann ist Inferenz unbewusst?

Um diese Frage beantworten zu können, muss man sich zunächst darüber im Klaren sein, was genau unbewusste Inferenz von bewusster Inferenz unterscheiden soll. Denn wie wir bereits im vorangegangenen Kapitel festgestellt haben, besteht Inferenz nicht nur aus einer Komponente. Entsprechend können verschiedene Komponenten dafür verantwortlich sein, dass eine Inferenz als bewusst oder unbewusst bezeichnet werden kann.

Was also ist bei bewusster Inferenz, im Gegensatz zu unbewusster, bewusst?

Bevor wir uns der Suche nach einem geeigneten Kandidaten zuwenden, sollten wir klären, wie „bewusst“ beziehungsweise „unbewusst“ hier zu verstehen ist. Wir werden „bewusst“ in einem minimalen Sinne charakterisieren: Damit etwas als bewusst gelten kann, muss das Subjekt prinzipiell einen Zugang dazu haben. Wir müssen nicht von jedem unserer bewussten Zustände (Inhalte, Episoden etc.) berichten können, noch müssen diese Zustände (Inhalte, Episoden etc.) durch ein höherstufiges Wissen von denselben begleitet sein. Nur Dinge (Zustände, Inhalte, Episoden etc.), zu denen wir aus der ersten Person keinerlei Zugang haben, von denen wir nichts wissen können, gelten im Folgenden als unbewusst.

Mit dieser wenig anspruchsvollen Bestimmung von „bewusst“ (bzw. „unbewusst“) können wir uns nun wieder der eigentlichen Frage zuwenden: Was ist bei bewusster Inferenz, im Gegensatz zu unbewusster, bewusst?

Im zweiten Kapitel haben wir uns um eine Darstellung der Ebenen, auf denen Inferenz beschrieben werden kann, bemüht.

| Beschreibung auf physischer Ebene | Beschreibung auf Ebene der Aufgabe |
|--|---|
| <p>Prozess</p> <p><i>Zuschreibung: kontinuierliche Zeitlichkeit (schnell etc.)</i></p> | <p>Reflexion</p> <p><i>Zuschreibung: Verantwortlichkeit (sorgfältig etc.), Bewusstsein</i></p> |
| <p>Anfangszustand des Prozesses</p> | <p>Ausgangsinformation (Input)</p> |
| <p>Endzustand des Prozesses</p> | <p>Endinformation (Output)</p> <p><i>Zuschreibung (in Zusammenhang mit Input): Rationalität (gerechtfertigt etc.)</i></p> |

Welcher der genannten Aspekte ist nun bei unbewusster Inferenz unbewusst, bei bewusster Inferenz jedoch bewusst?

Da wir bereits in Kapitel 2 festgestellt haben, dass der Prozess selbst (und damit auch sein Anfangs- und Endzustand) nicht als bewusst verstanden werden kann, fällt alles auf der linken Seite des Schaubildes für eine Unterscheidung bewusster von unbewusster Inferenz weg. Bleibt also die rechte Seite mit Reflexion, Input und Output.

Die Reflexion (meist über den Input und seine Zusammenhänge mit anderen Inhalten) ist nur sehr selten bewusst. Oft findet keine richtige Reflexion statt, sondern aus dem Input wird direkt ein Output geschlossen. Wie lange müssen wir reflektieren, um $2+2=4$ zu rechnen (oder $102+2=104$, oder $1002+2=1004\dots$)? Welcher Reflexion bedarf es, um von den welken Blättern meiner Blume auf ihren desaströsen Gesundheitszustand zu schließen? In einem seiner ersten Fälle spricht Sherlock Holmes davon, dass er seine Konklusion (Watson war in Afghanistan.) ohne ein Bewusstsein der Zwischenschritte erreicht habe.

I knew you came from Afghanistan. From long habit the train of thoughts ran so swiftly through my mind that I arrived at the conclusion without being conscious of intermediate steps. There were such steps, however. The train of reasoning ran, "Here is a gentleman of a medical type, but with the air of a military man. Clearly an army doctor, then. He has just come from the tropics, for his face is dark, and that is not the natural tint of his skin, for his wrists are fair. He has undergone hardship and sickness, as his haggard face says clearly. His left arm has been injured. He holds it in a stiff and unnatural manner. Where in the tropics could an English army doctor seen much hardship and got his arm wounded? Clearly in Afghanistan." The whole train of thought did not occupy a second.¹³⁷

Da Holmes sich der Zwischenschritte, die zu seiner Konklusion führten, nicht bewusst ist, könnte man davon ausgehen, dass seine Schlussfolgerung als unbewusst bezeichnet werden kann. Im Moment der Schlussfolgerung gab es kein bewusstes Abwägen des Inputs und „geistig explizites“ Erörtern der einzelnen Folgerungen, die dann zu Holmes abschließendem Output führten. Aber dies ist in den wenigsten Fällen alltäglichen Folgerns zu beobachten. Die Geschwindigkeit, mit der wir im Alltag unsere Schlüsse ziehen, lässt ein solches

¹³⁷ Conan Doyle, (2007b), S. 24.

Explizit machen während des Prozesses gar nicht zu. Wir können also davon ausgehen, dass die bewusste Reflexion nicht das entscheidende Kriterium für eine Trennung von unbewusster und bewusster Inferenz ist.

Wie verhält es sich dann mit Input und Output? Dass bei einer bewussten Inferenz der Output bewusst sein muss, können wir als gesichert annehmen. Denn wie sollten wir sonst überhaupt von einer möglichen Inferenz wissen? Würde Sherlock Holmes nichts von seiner Annahme, dass Watson aus Afghanistan kommt, so wäre es ihm kaum möglich eine entsprechende Schlussfolgerung zu postulieren. Aus gleichen Gründen muss aber auch der Output unbewusster Inferenz bewusst sein: Wie könnten wir sonst von Fällen wissen, in denen man von unbewusster Inferenz sprechen kann?¹³⁸ Es muss also noch etwas anderes geben, was bei bewusster Inferenz, im Gegensatz zu unbewusster Inferenz, bewusst ist. Als letzter möglicher Kandidat für das Schließen dieser Lücke verbleibt auf unserer Liste nur noch der Input. Kann es also der Ausgang (Input) unserer Schlussfolgerungen sein, der bei bewusster Inferenz, anders als bei einer möglichen unbewussten, bewusst ist?

Sherlock Holmes macht in dem angeführten Zitat verschiedene Beobachtungen („Hier ist ein Mann medizinischen Typus.“, „Hier ist ein Mann mit militärischem Flair.“, „Sein Gesicht ist dunkel.“, „Seine Handgelenke sind weiß.“, „Sein Gesicht ist eingefallen.“, „Er hält seinen Arm in einer steifen und unnatürlichen Weise.“). All diese Beobachtungen sind ihm bewusst, denn er ist ja dazu in der Lage, ihnen verbal Ausdruck zu verleihen. Aufgrund seiner Beobachtungen vollzieht Holmes gewisse Schlussfolgerungen, darunter auch die Schlussfolgerung, dass Watsons natürliche Hautfarbe nicht dunkel ist. Die entsprechende Inferenz kann als bewusst gelten. Würde Holmes jedoch ohne eine entsprechende Beobachtung (Input) zu dem gleichen Schluss kommen, so könnte es sich um eine unbewusste Inferenz handeln: „Watsons natürliche Hautfarbe ist nicht dunkel“, kann nicht der Inhalt einer sinnlichen Erfahrung/nicht-inferentiellen Überzeugung sein. Ohne das

¹³⁸ Zumindest aus Sicht der ersten Person muss es einen bewussten Output unbewusster Inferenz geben. Bei einer Betrachtung aus der Perspektive einer dritten Person könnte es auch möglich sein, unbewusste Inferenz mit unbewusstem Output zu finden; doch in jedem Falle ist es nicht möglich, dieses mangelnde Bewusstsein des Outputs als ein Unterscheidungskriterium von unbewusster und bewusster Inferenz einzuführen.

Bewusstsein einer entsprechenden Beobachtung („Sein Gesicht ist dunkel.“, „Seine Handgelenke sind weiß.“) müsste es sich um eine unbewusste Inferenz handeln. Wir können es also als eine notwendige Bedingung bewusster Inferenz betrachten, dass ihr Input bewusst ist.

Aber reicht diese Bedingung allein aus, um bewusste von unbewusster Inferenz zu trennen?

Wie gesagt macht Holmes verschiedene Beobachtungen („Hier ist ein Mann medizinischen Typus.“, „Hier ist ein Mann mit militärischem Flair.“, „Sein Gesicht ist dunkel.“, „Seine Handgelenke sind weiß.“, „Sein Gesicht ist eingefallen.“, „Er hält seinen Arm in einer steifen und unnatürlichen Weise.“), aus denen er unter anderem schließt, dass Watsons natürliche Hautfarbe nicht dunkel ist. Nun könnte es aber sein, dass ihm nicht bewusst ist, welche der Beobachtungen zu diesem Urteil führte. Es könnte sich ebenso um die Beobachtung „Seine Handgelenke sind weiß.“ wie um die Beobachtung „Sein Gesicht ist eingefallen.“ handeln. Denn in beiden Fällen wären die Bedingungen für eine bewusste Inferenz erfüllt: Holmes ist sich der Beobachtung bewusst (des Inputs) und der entsprechenden Schlussfolgerung (Output). Trotzdem würden wir in einem solchen Fall wohl nicht von bewusster Inferenz sprechen (es wäre Holmes auch nicht möglich, seiner Inferenz wie geschehen Ausdruck zu verleihen), sondern von unbewusster Inferenz. Es bedarf also einer weiteren notwendigen Bedingung, um bewusste von unbewusster Inferenz zu unterscheiden. Neben dem Bewusstsein des Inputs muss auch ein Bewusstsein des Zusammenhangs zwischen Input und entsprechendem Output bestehen: Holmes muss wissen, dass die Beobachtung „Seine Handgelenke sind weiß.“ unter anderem zu seiner Schlussfolgerung „Watsons natürliche Hautfarbe ist nicht dunkel.“ geführt hat.

Für diese zweite notwendige Bedingung (Bewusstsein des Zusammenhangs zwischen Input und Output) gibt es zwei mögliche Lesarten. Zum einen kann man die Bedingung so verstehen, dass der tatsächliche inhaltliche Zusammenhang zwischen Input und Output bewusst sein müsste – diese Interpretation können wir als anspruchsvollere Lesart bezeichnen. Nach einer weniger anspruchsvolleren Lesart könnte es ausreichen, wenn Holmes sich der Tatsache, dass seine Schlussfolgerungen (Output) mit bestimmten Beobachtungen (Input) zusammenhängen, bewusst ist. Beginnen wir mit der anspruchsvolleren Lesart.

Wenn wir versuchen, eines der Argumente, die Sherlock Holmes schließlich zu seiner Afghanistan-Konklusion führen, darzustellen, stellen wir schnell fest, dass das Argument Lücken aufweist:

| | |
|---------------------|---|
| Prämisse 1 | Sein Gesicht ist dunkel. |
| Prämisse 2 | Seine Handgelenke sind hell. |
| Konklusion 1 | Seine natürliche Hautfarbe ist nicht dunkel. |

Prämisse 1 und 2 drücken Holmes' Input aus, während Konklusion 1 den Output beschreibt. Nun fehlt aber eine weitere Prämisse, die den rationalen Zusammenhang zwischen diesen Prämissen und der Konklusion deutlich macht, zum Beispiel:

| | |
|-------------------|--|
| Prämisse 3 | Wenn das Gesicht einer Person dunkel und ihre Handgelenke hell sind, so ist die natürliche Hautfarbe dieser Person nicht dunkel. |
| | oder |
| Prämisse 3 | Die beste Erklärung dafür, dass sein Gesicht dunkel und seine Handgelenke hell sind, besteht darin, dass seine natürliche Hautfarbe nicht dunkel ist. |

Einer dieser möglichen inhaltlichen Zusammenhänge müsste der anspruchsvolleren Lesart zufolge bewusst sein, damit die Inferenz als bewusst gelten kann.

Der weniger anspruchsvollen Lesart zufolge muss sich das denkende Subjekt (Holmes) nicht des Inhaltes dieses Zusammenhangs (ausgedrückt in einer der Prämissen 3) bewusst sein. Holmes muss sich lediglich der Tatsache bewusst sein, dass ein (wie auch immer gearteter) Zusammenhang zwischen Input und Output besteht.

Welcher der beiden Lesarten ist nun der Vorzug zu geben? Prinzipiell sind beide Interpretationen der zweiten notwendigen Bedingung für bewusste Inferenz möglich. Beide sorgen dafür, dass bestimmte Fälle, die wir nicht als bewusste Inferenz bezeichnen würden, ausgeschlossen werden. Allerdings scheint die anspruchsvollere der beiden Bestimmungen viele Fälle von automatischen Schlussfolgerungen als unbewusst zu disqualifizieren. Auch Holmes selbst nennt keinen der als Prämisse 3 aufgeführten inhaltlichen Zusammenhänge bei der Darstellung seiner Schlussfolgerung. Um diese Fälle nicht von bewusster Inferenz ausschließen zu müssen, werden wir uns mit der weniger anspruchsvollen Lesart begnügen. Damit zeichnet sich bewusste Inferenz, im Gegensatz zu einer möglichen unbewussten Inferenz, durch ein Bewusstsein des Inputs und ein Bewusstsein der Tatsache, dass der entsprechende Input für den entsprechenden Output verantwortlich ist, aus. Auf Basis dieser Bestimmung können wir uns nun dem Problem der Distanzwahrnehmung widmen und untersuchen, ob es als ein Fall unbewusster Inferenz angesehen werden muss oder nicht.

3.1.2. Berkeleys Interpretation der Distanzwahrnehmung

George Berkeley kommt in der Bearbeitung der Frage, ob Distanzwahrnehmung ein Fall unbewusster Inferenz ist, eine wesentliche Rolle zu. Das hat vor allem zwei Gründe. Zum einen setzt er sich in seinen Essays „An Essay Towards A New Theory of Vision“ und „The Theory of Vision Vindicated and Explained“ explizit mit Distanz- und Größenwahrnehmung und ihrer Erklärung auseinander¹³⁹, zum anderen bildet er einen wesentlichen Bezugspunkt für viele spätere Vertreter unbewusster Inferenz.¹⁴⁰

Der hier dargelegten Auffassung zufolge widerspricht Berkeley der Annahme, Distanz- und Größenwahrnehmung seien Fälle unbewusster Inferenz, in zweierlei Hinsicht. Erstens

¹³⁹ „There can be no doubt that before the publication of Berkeley’s book on vision, it had generally been believed that the third dimension of space was immediately intuited, although, at present, nearly all admit that it is known by inference.“ Peirce (1934), [5.218], S. 139.

¹⁴⁰ Bspw. Hermann von Helmholtz in seinem Handbuch der physiologischen Optik (1910), S. 32: „BERKELEY untersuchte eingehend den Einfluß des Gedächtnisses auf die Gesichtswahrnehmungen und die induktiven Schlüsse, die dabei vorkommen, von denen er sagt, daß sie so schnell geschehen, daß wir sie nicht bemerken, wenn wir nicht absichtlich darauf achten.“

bestreitet er, dass es sich überhaupt um Inferenz handelt. Und zweitens: Wie immer wir die Informationstransformation von proximalem Stimulus (Netzhautbild) zu Wahrnehmung von Distanz und Größe bezeichnen wollen (ob nun als Inferenz oder nicht), sie kann, wollen wir Berkeleys Bild folgen, nicht als vollkommen unbewusst gefasst werden.

Der erste Punkt ist ein häufig rezipierter: Berkeley geht davon aus, dass es keinen notwendigen Zusammenhang zwischen den unmittelbaren Wahrnehmungen (Input, proximaler Stimulus), die Grundlage für unsere Distanz- und Größenwahrnehmung sind, und der Wahrnehmung von Distanz oder Größe selbst (Output) gibt. Der Zusammenhang wird vielmehr durch regelmäßige Erfahrung hergestellt und verinnerlicht.¹⁴¹ Es handelt sich deshalb laut Berkeley nicht um „inference“, sondern um „suggestion“.¹⁴² Man sollte in diesem Zusammenhang aber festhalten, dass Berkeley selbst keineswegs konsequent ist bei seiner Verwendung des Begriffs „inference“ und ihn manchmal an Stellen verwendet, wo „suggestion“ angebracht wäre.¹⁴³ Für die hier folgende Untersuchung können wir sowohl „inference“ als auch „suggestion“ als Fälle von Informationstransformation betrachten, genauere Unterscheidungen in verschiedene Formen von Informationstransformation werden wir im zweiten Teil des Kapitels treffen.¹⁴⁴

Der für unsere Fragestellung wesentlichere Punkt ist entsprechend der zweite: Die Informationstransformation, die bei Größen- und Distanzwahrnehmung vor sich geht, kann nicht vollkommen unbewusst sein. Diese Behauptung ist nicht nur schwerer zu belegen als die

¹⁴¹ Zum Beispiel: „That one idea may suggest another to the mind it will suffice that they have been observed to go together, without any demonstration of the necessity of their coexistence, or without so much as knowing what it is that makes them so to coexist.” Berkeley (1979b), [Sec. 25], S. 176.

Wie in 3.1.1. beschrieben ist für bewusste Inferenz kein Bewusstsein des inhaltlichen (in einer zusätzlichen Prämisse formulierbaren) Zusammenhangs vonnöten. Bei Berkeley gibt es einen solchen inhaltlichen Zusammenhang nicht. Der Zusammenhang wird über Assoziation hergestellt. Versucht man diese „suggestion“ jedoch in einem Argument formal korrekt darzustellen, so wird dies wohl über das Herstellen eines statistischen Zusammenhangs geschehen und damit in einem induktiven Argument resultieren (siehe 3.2.2.).

¹⁴² „To perceive is one thing; to judge another. So likewise to be suggested is one thing, and to be inferred another.” Berkeley (1979c), [Sec. 42], S. 265.

¹⁴³ „Indeed I do not see how the inferences which we make from visible to tangible ideas include any consideration of one common unknown external cause, or depend thereon, but only on mere custom and habit.“ Berkeley (1979c), [Sec. 28], S. 260.

¹⁴⁴ 3.2.

erste, es gibt auch Berkeley-Rezipienten, die ihr direkt widersprechen¹⁴⁵ – wobei Letzteres vielleicht im Zusammenhang mit Ersterem steht. Um diese These zu stützen, werden wir deshalb (1) drei allgemeinere Bemerkungen Berkeleys betrachten, die zeigen, wie wichtig ihm Bewusstsein und Transparenz in Zusammenhang mit der Erklärung von Wahrnehmung sind. Danach werden wir uns (2) eingehender mit seinem Argument zur Distanzwahrnehmung beschäftigen, das die Transparenz bestimmter Zusammenhänge – und damit bewusste Inferenz in mindestens einem Sinne – voraussetzt und verteidigt.

(1) Wahrnehmung und Bewusstsein

Wenden wir uns also den genannten allgemeineren Bemerkungen Berkeleys zu. Die erste findet sich in seiner „Theory of Vision Vindicated“:

To treat of things utterly unknown as if we knew them, and so lay our beginning in obscurity, would not surely seem the properest means for the discovering of truth. Hence it follows that it would be wrong if one about to treat the nature of vision, should, instead of attending to visible ideas, define the object of sight to be that obscure cause, that invisible power or agent, which produced visible ideas in our minds.¹⁴⁶

In diesem Zitat kommt der Ausdruck „consciousness“ zwar nicht vor, es ist aber klar, dass mit „obskur“ dem Bewusstsein unzugänglich gemeint ist. Berkeley zufolge muss bei einer Untersuchung der Wahrnehmung der Ausgangspunkt unserer Untersuchungen in unserer Reichweite liegen und damit bewusst sein. Wie könnten wir aus etwas folgern, das uns gar nicht zugänglich ist? Wie von etwas wissen, das vollkommen unbekannt ist? Natürlich spricht

¹⁴⁵ Z.B. Ralph Schumacher (2004), S. 512 in Fußnote 8: „Berkeley spricht in diesem Zusammenhang überwiegend von „suggestion“ (siehe z.B. NTV 45, 64, 74, 77, 130, 152; D 204; TVV 42). Wichtig ist in diesem Zusammenhang vor allem, dass es sich um Assoziationsbeziehungen handelt, die unbewußt sind und durch Gewöhnung etabliert werden.“ (Fußnote 8; S. 512). Es ist richtig, dass an jeder der genannten Stellen von „suggestion“ die Rede ist, allerdings wird diese an keiner der genannten Stellen, weder explizit noch implizit, als unbewusst bezeichnet. Lediglich in Sec. 77 (NTV) merkt Berkeley an: „It hath been already shewn that in any act of vision the visible object absolutely, or in it self, is little taken notice of, the mind still carrying its view from that to some tangible ideas which have been observed to be connected with it, and by that means come to be suggested by it.“ (Berkeley (1979b), S. 200). Aber aus der Tatsache, dass den sehbaren Objekten in diesem Zusammenhang wenig Beachtung geschenkt wird, folgt kein fehlendes Bewusstsein derselben.

¹⁴⁶ Berkeley (1979c), [Sec 18], S. 258.

Berkeley nicht ganz allgemein von einem irgendwie gearteten „obscure cause“. Er versucht sich hier gegen einen Realismus abzusetzen, der die Objekte unserer Wahrnehmung in der Außenwelt verortet. Doch die Argumentation lässt sich leicht auf unbewusste Inferenz erweitern: Wie könnten wir in der Wahrnehmung aus etwas folgern, das uns nicht bewusst ist?

Deutlicher in der Wortwahl, allerdings wenig deutlich in der Ausführung, wird Berkeley in seinem Notebook: “Consciousness, perception, existence of Ideas seem to be all one.”¹⁴⁷

Wahrnehmung und Bewusstsein sind also eng miteinander verbunden, sie scheinen sogar eins zu sein. Wir müssen hier nicht näher verfolgen, ob für Berkeley alles, was bewusst ist, auch wahrgenommen wird (obwohl das durch das zweite Zitat nahegelegt wird). Wesentlicher erscheint der umgekehrte Fall: Was immer wahrgenommen wird, ist Berkeley zufolge auch bewusst. Diese Annahme können wir durch ein weiteres Zitat, diesmal aus „An Essay Towards a New Theory of Vision“, stützen: „And for the mind to judge of the situation of objects by those things [impulses, decussations, rays...] without perceiving them, or to perceive them without knowing it, is equally beyond my comprehension.“¹⁴⁸

Wir können es also als gesichert betrachten, dass alles Wahrgenommene auch bewusst sein soll. Und diese Feststellung bietet eine wichtige Grundlage für Berkeleys Äußerungen zu verschiedenen Wahrnehmungsphänomenen. So auch für seine Untersuchung der Distanzwahrnehmung, die wir im Folgenden eingehend behandeln wollen.

(2) Distanzwahrnehmung

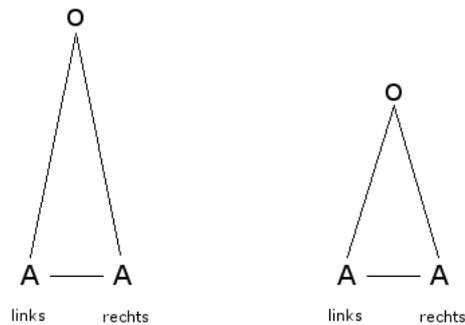
Distanzinformation ist nicht in dem Bild auf unserer Netzhaut selbst enthalten; Distanz¹⁴⁹ kann man also nicht unmittelbar wahrnehmen.¹⁵⁰ Dass wir sie dennoch wahrzunehmen

¹⁴⁷ Berkeley (1979a), [Notebook A, Nr. 578], S. 72.

¹⁴⁸ Berkeley (1979b), [Sec 90], S. 208.

¹⁴⁹ Im Folgenden wird, der Terminologie Berkeleys entsprechend, von wahrgenommenen Ideen (Input) und Objekten die Rede sein. Die Untersuchung soll an diesem Punkt aber neutral sein in Bezug auf die Frage, was überhaupt unsere nicht-inferentielle Basis bildet (Objekte, Tatsachen, Überzeugungen, begriffliche oder nicht-begriffliche Erfahrungen...). Es lässt sich aber leicht eine jeweils adäquate Formulierung des gleichen Problems im jeweiligen Zusammenhang finden. Für Tatsachen: Die unmittelbar wahrgenommenen Tatsachen können nicht von Distanz handeln; nur gefolgerte Tatsachen können das. Oder für Überzeugungen: Die nicht-inferentiellen

meinen, ist deshalb erklärungsbedürftig. Laut Berkeley wurden zur Erklärung dieses Phänomens vor allem geometrische Überlegungen herangezogen: Wenn ein Objekt in nicht allzu weiter Entfernung (Augenabstand ist nicht zu vernachlässigen) platziert ist, so soll die Distanzwahrnehmung durch den Winkel zwischen den Augen hervorgerufen werden. Was damit gemeint ist, lässt sich anhand einer kleinen Skizze verdeutlichen:



In diesem Bild steht „A“ für ein Auge eines betrachtenden Subjektes, während „O“ das betrachtete Objekt bezeichnet. Die Augen des Betrachters stehen, je nach Entfernung des Objektes, in einem anderen Winkel (zum Körper des Betrachters). Aus diesen unterschiedlichen Winkeln lässt sich die Distanz des Objektes zum Betrachter bestimmen. Für sehr große Entfernungen ist der Winkel annähernd 90° , deshalb lässt sich laut dieser Theorie bei großen Entfernungen kein Distanzunterschied feststellen (die Linien von A nach O verlaufen annähernd parallel). Wir sind uns aber bei unserer Wahrnehmung keiner entsprechenden Winkel bewusst. Und damit müsste es sich bei Distanzwahrnehmung um eine unbewusste Inferenz handeln, da der Input (die Linien und Winkel), auf dessen Basis wir die Distanzwahrnehmung als Output erhalten, nicht bewusst ist.

Berkeley zufolge ist die Erklärung der Distanzwahrnehmung über Linien und Winkel aus genau diesem Grunde falsch. Dies lässt sich anhand seiner Argumentation zum Verhältnis

Beobachtungsüberzeugungen können nicht von Distanz handeln (nicht den Begriff „Distanz“ enthalten); nur inferentielle Überzeugungen können das.

¹⁵⁰ Berkeley begründet diesen Umstand damit, dass Distanz letztlich nur eine Linie ist, die einen Punkt konstanter Größe auf die Netzhaut projiziert, ganz gleich wie lang diese Linie ist. Daraus folgert er, dass Distanz nur mittelbar wahrgenommen werden kann.

unmittelbar und mittelbar wahrgenommener Ideen deutlich machen, die wir wie folgt darstellen können:¹⁵¹

| | |
|--------------|--|
| Prämisse 1 | Wenn der Geist eine Idee wahrnimmt, ohne sie unmittelbar wahrzunehmen, dann muss er sie kraft einer anderen Idee wahrnehmen. |
| Prämisse 2 | Die Ideen, kraft deren eine andere Idee wahrgenommen wird, müssen selbst wahrgenommen werden. ¹⁵² |
| Prämisse 3 | Distanz wird wahrgenommen. |
| Prämisse 4 | Distanz ist nicht unmittelbar wahrnehmbar. |
| Konklusion 1 | Distanz muss durch eine andere wahrgenommene Idee wahrgenommen werden. |
| Prämisse 5 | Die Linien und Winkel, die aus geometrischer Sicht bei der Distanzwahrnehmung eine Rolle spielen, sind selbst nicht wahrnehmbar (keine wahrgenommene Idee). |
| Konklusion 2 | Die Linien und Winkel, die aus geometrischer Sicht bei der Distanzwahrnehmung eine Rolle spielen, können nicht die Idee sein, kraft deren der Geist Distanz wahrnimmt. |

Das Argument scheint gültig zu sein: Aus Prämissen 1-4 folgt die Konklusion 1; aus Konklusion 1 und Prämisse 5 folgt Konklusion 2. Allerdings ist die Richtigkeit der Prämissen durchaus bezweifelbar. Der Inhalt von Prämisse 3 und 4 bildete den Ausgangspunkt unserer

¹⁵¹ Vgl. Berkeley, (1979b), [Sec.9-13], S. 172 f.

¹⁵² Hier fehlt bei Berkeley ein Hinweis darauf, ob die Ideen, kraft deren andere Ideen wahrgenommen werden, unmittelbar wahrgenommen werden müssen. Seine allgemeine Formulierung lautet: „Moreover it is evident that no idea which is not it self perceived can be the means of perceiving any other idea.“ (Berkeley, (1979b), [Sec. 10], S.173) In Zusammenhang mit Distanzwahrnehmung macht er aber deutlich, dass es sich um eine unmittelbar wahrgenommene Idee handeln muss: „It remains, therefore, that it [distance] be brought into view by means of some other idea that is it self immediately perceived in the act of vision.“ (ebd., [Sec.11], S. 173).

sowie Berkeleys Überlegungen und kann zunächst einmal als nicht kontrovers angesehen werden.¹⁵³ Auch Prämisse 1 scheint wenig problematisch: Was immer (jede Idee, die) mittelbar wahrgenommen wird (Distanz), muss kraft etwas anderem (einer anderen Idee) wahrgenommen werden (die im Netzhautbild enthalten ist). Prämisse 5 haben wir auch als korrekt vorausgesetzt. Berkeley betont in diesem Zusammenhang:

Every one is himself the best judge of what he perceives, and what not. In vain shall any man tell me that I perceive certain lines and angles which introduce into my mind the various ideas of distance, so long as I my self am conscious of no such thing.¹⁵⁴

Da Berkeley - und auch wir - uns keiner Wahrnehmung von Winkeln bewusst sind, können wir Prämisse 5 als gesetzt betrachten.

Eine äußerst problematische Prämisse ist hingegen Prämisse 2:

Die Ideen, kraft deren eine andere Idee wahrgenommen wird, müssen selbst wahrgenommen werden.

Auf den ersten Blick erscheint die Prämisse einleuchtend. Was sonst könnte zu der mittelbaren Wahrnehmung einer Idee führen als die unmittelbare Wahrnehmung einer anderen Idee? Man sollte dabei aber nicht vergessen, dass Wahrnehmung für Berkeley mit bewusster Wahrnehmung identifiziert werden kann (siehe Zitat 2). Im Falle der Distanzwahrnehmung heißt das: Da Distanzwahrnehmung selbst nicht unmittelbar sein kann, muss es eine andere, bewusst wahrnehmbare Idee geben, die Basis für die Distanzwahrnehmung ist.

Prämisse 2 enthält also Berkeleys Credo an die Transparenz (im Gegensatz zu der im Eingangszitat erwähnten Obskürität) der Anfänge unserer Wahrnehmungen. Wenn eine Wahrnehmung mit Hilfe einer Informationstransformation erreicht wurde, so muss dasjenige, woraus sie gefolgert wurde, bewusst sein. Und so ist die vorliegende Informationstransformation zumindest in einem Sinne bewusst (dasjenige, woraus gefolgert

¹⁵³ Mit dem Hinweis, dass „unmittelbar“ hier als „nicht selbst in der Information des Netzhautbildes enthalten“ verstanden werden sollte.

¹⁵⁴ Berkeley (1979b), [Sec.12], S. 173.

wird, ist bewusst). Um diese Annahme verteidigen zu können, ist es essentiell, eine solche „nicht-gefolgerte Wahrnehmung“ zu finden. Denn könnte keinerlei wahrgenommene Idee gefunden werden, kraft deren wir Distanz wahrnehmen, so wäre Berkeley gezwungen Prämissen 2 aufzugeben (und tatsächlich ist das wohl der Weg, den Vertreter von „unconscious inference“ beschreiten würden). Das Argument könnte dann wie folgt gegen Berkeley verwendet werden (die neuen Prämissen und Konklusionen sind dabei mit Sternchen versehen):

| | |
|------------------------------------|---|
| Prämisse 1 | Wenn der Geist eine Idee wahrnimmt, ohne sie unmittelbar wahrzunehmen, dann muss er sie kraft einer anderen Idee wahrnehmen. |
| Prämisse 2* (Prämisse 3) | Distanz wird wahrgenommen. |
| Prämisse 3* (Prämisse 4) | Distanz ist nicht unmittelbar wahrnehmbar. |
| Konklusion 1* | Distanz muss durch eine andere Idee wahrgenommen werden. |
| Prämisse 4* | Es gibt keine wahrnehmbare Idee, kraft deren Distanz wahrgenommen werden kann. |
| Konklusion 2* | Die Ideen, kraft deren eine andere Idee wahrgenommen wird, müssen selbst nicht wahrgenommen werden.¹⁵⁵ |

Natürlich kann Berkeley eine wahrgenommene Idee benennen, die seiner Auffassung nach an die Stelle von Linien und Winkeln tritt: die Disposition der Augen.

Wenn wir ein Objekt betrachten, so nehmen unsere Augen je nach Entfernung des Objektes eine andere Position ein (vgl. Schaubild). Durch Erfahrung lernen wir, dass das dadurch verursachte Gefühl mit dem Abstand bestimmter Objekte einhergeht. Immer wieder nehmen

¹⁵⁵ Und damit können diese Ideen auch unbewusst sein.

wir bestimmte Augengefühle war, deren Stärke mit der durch den Tastsinn festgestellten Entfernung zusammenhängt. Irgendwann haben wir diese Erfahrung oft genug gemacht, um den Tastsinn für die Bestimmung der Distanz nicht mehr zu benötigen. So gelangen wir Berkeley zufolge schließlich zu einer indirekten Wahrnehmung von Distanz.

Neben der Disposition der Augen nennt Berkeley noch weitere unmittelbar wahrgenommene Ideen, die zu Distanzwahrnehmung führen können: „We are also to remark that, beside the straining of the eyes, and beside the vivid and faint, the distinct and confused appearances [...], there are other means which suggest both distance and magnitude; particularly the situation of visible points or objects, as upper or lower; [...]”¹⁵⁶

Aber wie konnte es möglich sein, dass so viele Philosophen, Optiker und Laien sich über diesen Umstand im Unklaren befanden (und vielleicht sogar befinden)? Wie konnte man überhaupt der Idee verfallen, Linien und Winkel sorgten für die mittelbare Wahrnehmung der Distanz, wenn jeder die Einsicht hätte haben müssen, dass weder Linien noch Winkel für die eigene Distanzwahrnehmung verantwortlich sind?

Auf diese Frage hat Berkeley zwei Antworten. Die erste Antwort ist schnell gegeben: Zwischen den unmittelbar wahrgenommenen und den mittelbar wahrgenommenen Ideen entsteht mit der Zeit eine so gewohnte Verbindung, dass die unmittelbare Idee nicht vor der mittelbaren Idee wahrgenommen wird. Und damit kann man sich leicht im Irrtum darüber befinden, welche der beiden Ideen nun die unmittelbar wahrgenommene war.

Die zweite Antwort hingegen lässt sich nicht getrennt von der Tatsache behandeln, dass Berkeleys Theorie der Wahrnehmung als eine Sinnesdatentheorie bezeichnet werden kann. Sinnesdatentheorien unterscheiden sich von anderen Wahrnehmungstheorien dadurch, dass sie die direkten Objekte unserer Wahrnehmung nicht als Gegenstände unseres Alltags (Gegenstände in Raum und Zeit wie Tische und Taschentücher) verstehen, sondern als Empfindungen, Sensa oder eben Sinnesdaten.¹⁵⁷ Entsprechend kommen Augengefühle und Unschärfe – die unmittelbar wahrgenommenen Ideen – diesen primären Objekten

¹⁵⁶ Berkeley (1979b), [Sec.77], S. 202.

¹⁵⁷ Siehe Kapitel 1, Abschnitt 1.3.1.

(demjenigen, was empfunden/sinnlich wahrgenommen wird) zu, während Distanz sekundären Objekten wie Tischen und Taschentüchern zukommt.¹⁵⁸

In unserer Sprache und unserem Alltag spielen die sekundären Objekte nun aber eine viel wichtigere Rolle als die primären, weswegen uns der Blick auf Letztere oftmals verstellt ist. Es bedarf besonderer Aufmerksamkeit, um diese zu entdecken und die Ideen, die ihnen jeweils zukommen, auseinanderzuhalten:

However, I believe any one that shall attentively consider what we have already said, and shall say, upon this subject before we have done (especially if he pursues it in his own thoughts) may be able to deliver himself from the prejudice [to attribute to the immediate objects of sight what belongs only to the mediate objects].¹⁵⁹

Berkeley begründet also den Umstand, dass es seinen Opponenten so schwer fällt, die richtigen unmittelbar wahrgenommenen Ideen zu identifizieren, mit der besonderen Rolle der primären Objekte (Sinnesdaten).

Doch man muss kein Sinnesdatentheoretiker sein, um einen ähnlichen Punkt zu machen: Wir haben oft ein größeres Interesse an mittelbar wahrgenommenen Ideen als an ihren unmittelbaren Ausgangspunkten. Wir interessieren uns mehr für die Distanz bestimmter Objekte als für die Unschärfe ihrer Erscheinungen. Entsprechend kann es passieren, dass wir uns im Unklaren darüber sind, was nun tatsächlich die unmittelbar wahrgenommene Idee war. Wesentlich ist, dass wir prinzipiell dazu in der Lage sind, diesen Umstand zu erfassen: Unbewusste Informationstransformation läge nur dann vor, wenn wir prinzipiell nicht dazu in der Lage wären, eine unmittelbar wahrgenommene Idee zu entdecken.

Insofern kann man Berkeleys Äußerungen zur Wahrnehmung als eine Verteidigung bewusster Inferenz (als prinzipiell bewusst) gegen erste mögliche Anfechtungen lesen. Doch was, wenn wir einen Fall konstruieren könnten, in dem wir eine mittelbare Wahrnehmung

¹⁵⁸ Das Verhältnis von Idee und Objekt bei Berkeley ist keineswegs eindeutig. In unserem Zusammenhang ist es aber nicht notwendig, diese Feinheiten näher zu betrachten, da die grundsätzliche Aussage auch abseits von Berkeleys Terminologie getroffen werden kann.

¹⁵⁹ Berkeley (1979b), [Sec. 51], S. 190.

haben, ohne dass wir die entsprechende unmittelbar wahrgenommene Idee benennen könnten?

Das Beispiel der „chicken sexers“, das sowohl in der Philosophie als auch in der Psychologie eine gewisse Prominenz erhalten hat, kann als ein solcher Fall konstruiert werden.¹⁶⁰

Versuchen wir also, unter Zuhilfenahme des konstruierten Argumentes 2, zu prüfen, ob dieser Fall ein Fall von unbewusster Informationstransformation ist.

3.1.3. Das Problem der chicken sexers

Wir haben gesehen, dass das Phänomen der Distanz- und Größenwahrnehmung nicht als ein Phänomen unbewusster Inferenz interpretiert werden muss. Berkeley konnte unmittelbar wahrgenommene Ideen anführen, kraft deren die mittelbar wahrgenommenen Ideen Distanz und Größe (seiner Theorie zufolge) wahrgenommen werden. Ein starkes Argument für unbewusste Informationstransformation hätte man folglich dann, wenn man in einem Fall mittelbarer Wahrnehmung (einer Idee, eines Objektes, einer Tatsache...) keine unmittelbare Wahrnehmung (einer Idee, eines Objektes, einer Tatsache...) finden könnte, kraft deren die entsprechende Idee (das Objekt, die Tatsache...) mittelbar wahrgenommen wird (entsprechend dem zuletzt angeführten Argument, Prämisse 4*). In der „philosophischen Folklore“¹⁶¹ gibt es eine klassische Erzählung, die als ein solcher Fall konstruiert werden kann: die Geschichte der „chicken sexers“. Was ist der Inhalt dieser Erzählung?

Bis in die 1920er Jahre musste man in der Regel sechs Wochen warten, um aufgrund des äußeren Erscheinungsbildes eines Kükens auf sein Geschlecht schließen zu können. Da Hähne im Vergleich zu Hennen für industrielle Zwecke nahezu wertlos sind, handelte es sich um teure sechs Wochen, in denen Hennen und Hähne gefüttert werden mussten. Seit den 1920er Jahren ist es aber gelungen, durch Training eine Berufsgruppe auszubilden (eben diese „chicken sexers“), die bereits nach wenigen Tagen das Geschlecht mit annähernd hundertprozentiger Sicherheit feststellen kann. Das Besondere an den „chicken sexers“ ist,

¹⁶⁰ Das gilt natürlich auch für andere Fälle von spezieller Expertenwahrnehmungen. Das Beispiel der „chicken sexers“ soll hier paradigmatisch für alle diese Fälle stehen.

¹⁶¹ Vgl. McDowell (1995), S. 296.

dass sie nach eigener Aussage nicht festmachen können, aufgrund welcher Wahrnehmung (der Wahrnehmung welchen Objektes, welcher Tatsache...) sie zu ihrer Entscheidung gelangen.¹⁶² Die unmittelbare Wahrnehmung, die zu ihrer mittelbaren Entscheidung führt, ist ihnen nicht bewusst.

Handelt es sich hier also um einen Fall unbewusster Inferenz?

Um diese große Frage zu beantworten, ist es vielleicht sinnvoll, den Weg über Berkeley zu nehmen und die Frage wie folgt zu formulieren: Zerstört das Phänomen der „chicken sexers“ Berkeleys Bild – haben wir einen Fall, der das zweite – von uns konstruierte - Argument erfüllt? Setzen wir zur Überprüfung statt „Distanz“ „Kükengeschlecht“ in das zweite Argument ein:

| | |
|------------------------------------|---|
| Prämisse 1 | Wenn der Geist eine Idee wahrnimmt, ohne sie unmittelbar wahrzunehmen, dann muss er sie kraft einer anderen Idee wahrnehmen. |
| Prämisse 2* (Prämisse 3) | Kükengeschlecht wird wahrgenommen. |
| Prämisse 3* (Prämisse 4) | Kükengeschlecht ist nicht unmittelbar wahrnehmbar. |
| Konklusion 1* | Kükengeschlecht muss durch eine andere Idee wahrgenommen werden. |
| Prämisse 4* | Es gibt keine wahrnehmbare Idee, kraft deren Kükengeschlecht wahrgenommen werden kann. |
| Konklusion 2* | Die Ideen, kraft deren eine andere Idee wahrgenommen wird, müssen selbst nicht wahrgenommen werden. |

Wenn dieses Argument als eine adäquate Darstellung der Kunst des „chicken sexings“ gelten kann, so folgt – mit der Konklusion 2* - dass es eine unbewusste Idee (Objekt, Tatsache,

¹⁶² Vgl. Horsey (2002).

Ereignis, Prozess, Zustand...) geben kann, kraft deren wir eine andere Idee wahrnehmen. Und somit hätten wir gute Gründe, für den Fall der „chicken sexers“ von unbewusster Inferenz auszugehen. Aber handelt es sich bei diesem Argument um eine adäquate Darstellung?

An Prämisse 1 haben wir keinerlei Änderungen vorgenommen, deshalb muss sie nicht näher betrachtet werden. Auch die Konklusionen können wir unbeachtet lassen, da sie ja nur die Folgen unserer Annahmen in den Prämissen sind. Bleiben also Prämisse 2*, 3* und 4*. Prämisse 4* scheint den wesentlichen Punkt des Beispiels der „chicken sexers“ wiederzugeben: „Chicken sexers“ können keine Wahrnehmung (keine wahrgenommene Idee) benennen, aufgrund deren sie ihre Geschlechtsentscheidung fällen. Allerdings ist es durchaus möglich, dass die „chicken sexers“ eine solche unmittelbare Idee wahrnehmen (zum Beispiel ein bestimmter Geruch oder eine bestimmte Federformation), sie wissen nur nicht, dass diese unmittelbare Idee Anlass für ihre Wahrnehmung des Kükengeschlechtes ist. Damit aber erfüllten sie Prämisse 4* nicht: Es gäbe eine unmittelbar wahrnehmbare Idee, kraft deren Kükengeschlecht wahrgenommen würde, auch wenn die „chicken sexers“ nicht dazu in der Lage sind, diese Idee zu benennen. In Absatz 3.1.1. haben wir mithilfe eines Beispiels von Sherlock Holmes (seinem Schluss darauf, dass Watson in Afghanistan war) die wesentlichen Anforderungen für bewusste Inferenz dargelegt. Dabei haben wir darauf verwiesen, dass sowohl der Input (es eine unmittelbare Wahrnehmung geben muss) als auch der Zusammenhang zwischen Input und Output (besser gesagt die Tatsache, dass es einen solchen Zusammenhang gibt) bewusst sein muss. Und eben dieser Zusammenhang ist den „chicken sexers“ nicht bewusst. Um die Formulierung von Prämisse 4* nicht unnötig kompliziert zu machen (wir müssten dem „kraft“ ein Bewusstsein verschaffen), ergänzen wir unsere Anforderungen um eine weitere Prämisse (Prämisse 5*): Damit etwas eine wahrnehmbare Idee sein kann, kraft deren etwas wahrgenommen wird, muss sowohl die wahrnehmbare Idee als auch ihr Zusammenhang mit der mittelbaren Idee bewusst sein. Unser Argument sieht damit wie folgt aus:

| | |
|-------------------------------------|--|
| Prämisse 1 | Wenn der Geist eine Idee wahrnimmt, ohne sie unmittelbar wahrzunehmen, dann muss er sie kraft einer anderen Idee wahrnehmen. |
| Prämisse 2* (Prämisse 3) | Kükengeschlecht wird wahrgenommen. |
| Prämisse 3* (Prämisse 4) | Kükengeschlecht ist nicht unmittelbar wahrnehmbar. |
| Konklusion 1* | Kükengeschlecht muss durch eine andere Idee wahrgenommen werden. |
| Prämisse 4* | Es gibt keine wahrnehmbare Idee, kraft deren Kükengeschlecht wahrgenommen werden kann. |
| Prämisse 5* | Damit etwas eine wahrnehmbare Idee sein kann, kraft deren etwas wahrgenommen wird, muss sowohl die wahrnehmbare Idee als auch ihr Zusammenhang mit der mittelbaren Idee bewusst sein. |
| Konklusion 2* | Die Ideen, kraft deren eine andere Idee wahrgenommen wird, müssen selbst nicht wahrgenommen werden. |

Damit ist Prämisse 4* - zumindest nach der hier gegebenen Version des Beispiels – nicht kontrovers. Doch was ist mit Prämisse 3*: Wieso sollte es nicht möglich sein, Kükengeschlecht unmittelbar wahrzunehmen? Hier ist eine Begründung schnell gefunden: Es bedarf eines langen Trainings, um ein „chicken sexer“ zu werden. Könnte Kükengeschlecht unmittelbar wahrgenommen werden, so müsste dies auch ohne Training möglich sein – und das ist offensichtlich nicht der Fall. Entsprechend ist es nicht möglich, Kükengeschlecht unmittelbar wahrzunehmen. Somit können wir auch Prämisse 3* als gesetzt betrachten. Es bleibt uns also nur noch Prämisse 2* zu betrachten: Kükengeschlecht wird wahrgenommen. Vor dem

Hintergrund der Geschichte, die wir von den „chicken sexers“ erzählt haben, kommt dem Begriff „Wahrnehmung“ (wahrnehmbar, wahrgenommen etc.) hier eine klärungsbedürftige Rolle zu. In vorliegender Prämisse ist die Rede davon, dass Kükengeschlecht wahrgenommen wird. Aber ist die Entscheidung, die von den „chicken sexers“ gefällt wird, tatsächlich im Zusammenhang mit einer Wahrnehmung zu sehen? Nehmen sie das Kükengeschlecht wahr? Robert Brandom bezeichnet Äußerungen der „chicken sexers“ wie „it’s male“ (es ist männlich) als „observational knowledge“¹⁶³ (Beobachtungswissen). Die Äußerung drückt also Wissen aus, dass durch Beobachtung gewonnen wurde. Allerdings ist das Besondere dieses Wissens, dass es sich nicht auf etwas Phänomenales bezieht - es gibt keine sinnliche Erfahrung des Kükengeschlechtes. Aber gerade diese fehlende sinnliche Erfahrung kann – je nach Wahrnehmungstheorie – Anlass zur Vermutung geben, es handele sich hier gar nicht um eine Wahrnehmung. Das räumt Brandom selbst ein: „When we see colors and shapes, we have perceptual *experiences* corresponding to the judgements we go on to make or the beliefs we go on to form. The chicken sexers in my example do not have perceptual experiences of chicks as male or female.“¹⁶⁴

Wir haben im ersten Kapitel verschiedene Wahrnehmungstheorien kennengelernt. In manchen dieser Theorien galten sinnliche Erfahrungen als die Basis für unsere Überzeugungen über die Welt, in anderen waren es die nicht-inferentiellen Überzeugungen, die ein solches Fundament bilden sollten. Aber im Falle der „chicken sexers“ kann es sich nicht um eine Wahrnehmung mit sinnlicher Erfahrung als Basis handeln, denn – das haben wir gerade festgestellt – eine entsprechende sinnliche Erfahrung gibt es dort nicht. Wenn Kükengeschlecht tatsächlich wahrnehmbar sein soll, ist dies nur mit einer Wahrnehmungstheorie möglich, die nicht-inferentielle Überzeugungen als Basis bestimmt. Aus Sicht einer solchen Wahrnehmungstheorie handelt es sich tatsächlich um die Wahrnehmung von Kükengeschlecht und entsprechend gibt es unbewusste Vorgänge, die zu dieser Wahrnehmung geführt haben müssen.

¹⁶³ Brandom (2002), S. 98.

¹⁶⁴ Ebd.

Aber wie können wir mit dem Phänomen der „chicken sexers“ umgehen, wenn wir eine Wahrnehmungstheorie vertreten, bei der sinnliche Erfahrungen die Basis unserer Überzeugungen über die Welt bilden? Und entgehen wir mit solchen Wahrnehmungstheorien dem Argument, das uns zu unbewussten Vorgängen führt?

Wenn wir ausschließen, dass Kükengeschlecht wahrgenommen werden kann, so gibt es zwei alternative Kandidaten, die zur Erklärung der Äußerung „it’s male“ herangezogen werden können: Überzeugungen oder reflexartiges Verhalten. Überzeugungen können – unter bestimmten Voraussetzungen – in dem angeführten Argument ohne Probleme an die Stelle von Wahrnehmungen treten. Das lässt sich leicht veranschaulichen. Nehmen wir an, ich käme durch reines Betrachten zu der Überzeugung, dass in circa fünf Metern Entfernung ein Ofen steht. Diese Überzeugung beruht auf einer Wahrnehmung, wenn sie auch selbst keine ist. Wenn ich nun keinerlei Bewusstsein davon hätte, dass eine solche Wahrnehmung diese Überzeugung ausgelöst hat, so könnte unbewusste Inferenz vorliegen. Gleiches gälte für Kükengeschlecht. Wenn ein „chicken sexer“ durch reines Betrachten (und eben das ist die Voraussetzung) zu der Überzeugung kommt, dass das vor ihm befindliche Küken männlich ist, ohne ein Bewusstsein der entsprechenden Wahrnehmung zu haben (ohne dass ihm klar wäre, durch welche Wahrnehmung diese Überzeugung verursacht wurde), so kann unbewusste Inferenz vorliegen.¹⁶⁵ Seine Äußerung „it’s male“ wäre dann der Ausdruck einer Überzeugung, die auf unbewusster Inferenz beruhte. Allerdings müssten die „chicken sexers“, damit man ihnen Überzeugungen zuschreiben kann, auch tatsächlich an das glauben, was sie da sagen. Denn das Überzeugtsein ist ganz offensichtlich eines der wesentlichsten Merkmale von Überzeugungen. Leider zeichnen sich die „chicken sexers“ dadurch aus, dass sie gerade zu Beginn ihrer Karriere von der Richtigkeit ihrer Äußerungen oftmals wenig überzeugt sind. Und damit erscheint es nicht plausibel, ihre Äußerungen als Überzeugungen zu bezeichnen. Bleibt also das reflexartige Verhalten als eine Erklärung der Äußerung. Dieser Interpretation zufolge reagieren die „chicken sexers“ - durch längeres „Antrainieren“ - auf bestimmte

¹⁶⁵ Dieser Fall wäre dann analog zu dem unter 3.1.1. konstruierten Fall, in dem Holmes zwar ein Bewusstsein seiner Beobachtungen hat, er aber nicht weiß, welche seiner Beobachtungen (Input) für seine Schlussfolgerung (Output) verantwortlich ist. Hier fehlt das Bewusstsein der Tatsache, dass es einen Zusammenhang gibt.

körperliche Reize unbewusst mit entsprechenden Äußerungen. Diese Äußerungen sind vergleichbar mit dem Heben einer Hand zur Abwehr eines schnell auf das Subjekt zukommenden Objektes – z.B. eines Balles. Wie im Fall des Balles geht diese Reaktion so unwillkürlich, dass es unter Umständen kein Bewusstsein des auslösenden Momentes gibt und auch im Nachhinein kein Zusammenhang zu einer unmittelbaren Wahrnehmung hergestellt werden kann.¹⁶⁶ Die Handlung selbst wird dabei natürlich bewusst, allerdings muss das nicht für den Inhalt der Äußerung gelten.¹⁶⁷ Die „chicken sexers“ bemerken, dass sie etwas äußern, aber dass sich diese Äußerung auf das Geschlecht des vor ihnen befindlichen Kükens bezieht, kann ihnen verborgen bleiben. Sie sind sich damit des Endzustandes ihres verarbeitenden Systems (Körper) bewusst, aber nicht seines Outputs. Man kann dies anhand eines kleinen Gedankenexperimentes verdeutlichen. Stellen wir uns vor, wir würden einen Japaner (die besten „chicken sexers“ kommen aus Japan) dazu trainieren, mit den Äußerungen „Henne“ oder „Hahn“ auf die Küken zu reagieren, indem wir ihn den Küken aussetzen und entsprechend korrigieren, bis seine Äußerungen zutreffen. Dieser Japaner sei der deutschen Sprache nicht mächtig. Er kann also nicht wissen, ob „Henne“ (bzw. „Hahn“) für das weibliche bzw. männliche Tier steht. Mehr noch, er kann nicht einmal wissen, dass wir uns für das Geschlecht der Küken interessieren und nicht für die Eigenschaft, besonders stabile Federn auszubilden. Somit bleibt ihm die Idee, der Inhalt seiner Äußerung (Output), vollkommen verborgen. Der Inhalt seiner Äußerung kann zum Inhalt einer Überzeugung werden, wenn unser „chicken sexer“ durch längere Ausübung die Verlässlichkeit seiner Äußerungen bemerkt und ein Deutsch-Japanisches Wörterbuch in die Finger bekommt.¹⁶⁸

¹⁶⁶ Das mag im Fall des Balles nicht ganz so plausibel sein. Es gibt aber eine Reihe psychologischer Untersuchungen (darunter viele, die mit „Priming“ arbeiten), in denen ein Reiz, der zu körperlichen Reaktionen führt, dem bewussten Subjekt verborgen bleibt.

¹⁶⁷ Vgl. Jerry Fodor (1983), S.59: *„[...] we can often show that aspects of the subject's behaviour are sensitive to the information that he can't report.“*

¹⁶⁸ Vgl. McDowell (2002), S. 280: *„The chicken sexers find themselves with inclinations to say things, which they can supply with justification only by adducing considerations external to what is available to them in their present angle on reality – considerations about the skill that they know they have acquired. These inclinations to say things would not even intelligibly amount to beliefs were it not for that external context.“*

Doch zunächst wäre seine Äußerung dieser Interpretation zufolge kein Ausdruck einer Überzeugung, sondern eine körperliche Reaktion.

Welche Konsequenzen hat das für die Darstellung des Phänomens der „chicken sexers“ durch unser Argument?

Wenn Äußerungen wie „it's male“ als körperliches Verhalten interpretiert werden, so können sie nicht als Äquivalent zu Berkeleys wahrgenommenen Ideen fungieren. Wahrgenommene Ideen sind bewusst. Die Idee jedoch, die in der Äußerung „it's male“ verborgen ist (bspw. Kükengeschlecht oder die Tatsache, dass dieses Küken männlich ist...), kann verborgen und damit unbewusst bleiben. Dennoch macht die Zuverlässigkeit der Äußerungen deutlich, dass es unbewusste Vorgänge gibt, die ähnliche Resultate zeitigen wie bewusste. Und diese Vorgänge scheinen auch bei längerer Kontemplation nicht bewusst zu werden.

Aber – und damit kehren wir zu unserer großen Frage zurück – handelt es sich bei diesen unbewussten Vorgängen um Inferenz?

Um das herauszufinden, können wir nicht bei einer einfachen Betrachtung der Phänomene (einer Betrachtung aus der Perspektive der ersten Person) stehen bleiben. Diese Betrachtung hat uns Anhaltspunkte dafür geliefert, dass es unbewusste Vorgänge in unserem Gehirn gibt, die zu ähnlichen Resultaten führen wie bewusste Inferenz. Für eine weitere Untersuchung dieser Vorgänge sollten wir diese „von außen“ betrachten, ganz so, als seien es die Vorgänge einer Rechenmaschine. Im folgenden zweiten Teil dieses Kapitels werden wir deshalb mögliche Beschreibungen der stattfindenden Prozesse aus der dritten Person heraus tätigen. Wir werden dabei verschiedene Ebenen und Kategorien unterscheiden, auf denen die Vorgänge beschrieben und in die sie unterteilt werden können. Unser Ziel wird dabei sein zu zeigen, dass keiner der zur Wahrnehmung führenden unbewussten Prozesse in den wesentlichen Merkmalen (mangelnde Neutralität und mangelnde Verlässlichkeit) als Inferenz zu bezeichnen ist.

3.2. UNBEWUSSTE PROZESSE – UNBEWUSSTE INFERENZ

Das Beispiel der „chicken sexers“ hat uns gezeigt, dass es Vorgänge in unserem Gehirn geben muss, die unbewusst sind, aber ähnliche Resultate zeitigen wie bewusste. Unser Ziel soll es nun sein festzustellen, ob diese unbewussten Vorgänge als unbewusste Inferenz bezeichnet werden können. Dabei werden wir nicht nur das Phänomen der „chicken sexers“ als einen Fall betrachten, in dem unbewusste Prozesse am Werk sind, sondern auch verschiedene andere Vorgänge, die zu Wahrnehmung führen (darunter auch Distanz- und Größenwahrnehmung). Doch bevor wir uns mit dieser Aufgabe befassen, sollten noch einige Hinweise zur Vorgehensweise vorangeschickt werden.

In diesem Teil des Kapitels werden unbewusste Vorgänge (unbewusste Prozesse, unbewusste psychische Tätigkeiten) „von außen“, aus der Perspektive der dritten Person, auf mögliche gemeinsame Merkmale mit bewusster Inferenz hin untersucht. Eine solche Betrachtung bringt etwas andere Erfordernisse mit sich als eine Betrachtung aus der Perspektive der ersten Person. Vieles, was wir aus der Perspektive der ersten Person bei einem bewussten Vorgang einfach wissen, kann bei unbewussten Vorgängen nur erahnt oder erschlossen werden.

So kennen wir bei bewussten Schlussfolgerungen Input und Output unseres Systems und können diese in Prämissen und Konklusionen ausdrücken. Bei unbewussten Vorgängen kennen wir unter Umständen nur den Output sowie bestimmte Bedingungen des Anfangszustandes (Beschaffenheit des Auges, Beschaffenheit der Umgebung, Erregungspotentiale). Mithilfe des Outputs und der Bedingungen des Anfangszustandes können wir dann einen Input (den Inhalt/Informationsgehalt des Anfangszustandes) formulieren. Dieser unbewusste Input unterscheidet sich wesentlich von einem bewussten Input. Da er unbewusst ist, kann er, je nach Theorie, einen sehr hypothetischen Charakter bekommen. Der Input (Inhalt/Informationsgehalt) wird dem Anfangszustand dann nur zugeschrieben, ohne dass er ihn tatsächlich enthielte; ganz so wie dem Flug der Schwalbe ein Inhalt/Informationsgehalt zugeschrieben wird (bezüglich des Wetters), ohne dass der Flug

selbst deswegen als Zustand mit Inhalt beschrieben werden müsste.¹⁶⁹ Es gibt verschiedene Theorien dazu, welche (mentalen) Zustände Inhalt haben und welche nicht. Wir sollten uns hier aber nicht mit der Vielfalt und den Implikationen dieser Theorien beschäftigen. Es reicht aus zu konstatieren, dass ohne eine solche (durchaus auch hypothetische) Zuschreibung von Inhalt (Information, Input) eine Untersuchung der unbewussten Vorgänge im Hinblick auf gemeinsame Merkmale mit Inferenz nicht möglich ist. Eine Maschine, der wir keinen Informationsgehalt zuschreiben, kann von uns nicht als eine „Schlussfolgerungsmaschine“ erkannt werden – sondern nur als eine Maschine, die irgendetwas tut. Die Vorgänge, die dabei Input in Output verwandeln, müssen deshalb als Informationstransformationsprozesse angesehen werden: Eine eingehende Information (Input) wird in eine ausgehende Information (Output) transformiert.

Eine weitere Komplexität, die durch die Betrachtung der Prozesse aus der Perspektive der dritten Person hinzukommt, besteht in der Mehrdimensionalität der Prozesse.¹⁷⁰ Bei der Untersuchung von Distanzwahrnehmung aus der Perspektive der ersten Person haben wir uns mit den Inhalten, die durch verschiedene psychische Tätigkeiten vermittelt wurden, beschäftigt und die Schlussfolgerungen mit Hilfe dieser Inhalte (Input und Output) beschrieben. Eine mögliche Schlussfolgerung („suggestion“) bei der Distanzwahrnehmung könnte wie folgt gefasst werden: Ich nehme eine bestimmte Disposition meines Auges wahr (Input) und daraus folgere ich, dass sich das wahrgenommene Objekt in einer bestimmten Distanz zu mir befindet (Output). Doch anders als bei einer solchen Betrachtung „von innen“, gibt es bei einer Betrachtung „von außen“ verschiedene Ebenen, auf denen einem Prozess Merkmale zugeschrieben werden können. Dieser Umstand lässt sich leicht am Beispiel zweier

¹⁶⁹ Wobei man das durchaus tun kann. So zum Beispiel Dretske (2000), S. 110: „In speaking of sensory systems in the way that I have, as systems responsible for the delivery of information, it should be emphasized that the term “information” is being used here in the way we speak of light (from a star) as carrying information about the chemical constitution of the star or the way the height of a mercury column (in a thermometer) carries information about the temperature. These events or states of affairs carry or embody information about something else but, of course, no one may succeed in *extracting* that information.”

¹⁷⁰ Siehe auch Kapitel 2 (Abschnitt 2.3.).

Rechenmaschinen verdeutlichen.¹⁷¹ Ein bestimmter Vorgang bei einer Rechenmaschine (zum Beispiel einem alten Taschenrechner) kann auf verschiedenen Ebenen mit dem Vorgang einer anderen Rechenmaschine (zum Beispiel einem Computer) verglichen werden. Zunächst kann man die für den Vorgang in Anspruch genommenen Komponenten der Rechenmaschinen vergleichen: Gibt es eine Ähnlichkeit in der Funktion der Hardware, die zur Ausführung des Vorgangs benötigt wird? Bei Taschenrechner und Computer gibt es vermutlich ein paar grundlegende Bauteile, die sich ähneln können. Doch die Anordnung dieser Komponenten, mithin der ganze Bauplan von Taschenrechner und Computer, unterscheidet sich wesentlich. Auf der Ebene der Hardware gibt es im Fall von Taschenrechner und Computer also nur wenig Ähnlichkeit. Aber wir können Ähnlichkeit auch auf einer anderen Ebene untersuchen, auf der Ebene der verwendeten Repräsentationen und des verwendeten Algorithmus. Und auch auf dieser Ebene können sich Taschenrechner und Computer unterscheiden. Es gibt Taschenrechner, die Aufgaben im Dezimalsystem bearbeiten, während Computer Dezimalzahlen in binäre Zahlen zerlegen, bearbeiten und dann wieder in Dezimalzahlen umwandeln.¹⁷² Trotzdem gibt es eine offensichtliche Ähnlichkeit zwischen Taschenrechnern und Computern. Wir geben in beide Maschinen Zahlen und einen Bearbeitungsauftrag ein (z.B. $3+4$) und erhalten als Ausgabe eine Zahl (7). Beide Maschinen lösen für uns die gleiche Aufgabe. Wenn wir auf dieser Ebene die Vorgänge von Taschenrechnern und Computern vergleichen, so erhalten wir dieselbe Beschreibung: Sie addieren zwei Zahlen.

Es gibt also mehrere Ebenen, auf denen Vorgänge bei verschiedenen Rechenmaschinen miteinander verglichen werden können. Das legt die Vermutung nahe, dass auch diejenigen Vorgänge, die in unserem Gehirn vonstatten gehen, auf mehreren Ebenen untersucht werden

¹⁷¹ Vgl. Marr (1982) S. 22 ff. David Marr mahnt ebenfalls an, dass Gehirnprozesse (oder generell Berechnungsprozesse) auf verschiedenen Ebenen betrachtet werden müssen und nur eine Beschreibung der Prozesse auf allen Ebenen ausreicht, den Prozess zu erfassen. Allerdings sind die Ebenen, in die Marr unterscheidet, aufgrund ihrer Ausrichtung auf eine „Berechnungstheorie“ (computational theory) für die hier anstehende Betrachtung nicht eins zu eins anwendbar.

¹⁷² „[...] Should one pay the cost of conversion into base 2, carry out the arithmetic in a binary representation, and then convert back into decimal numbers on output; or should one sacrifice efficiency of circuitry to carry out operations directly in a decimal representation? On the whole, business computer and pocket calculators take the second approach, and general purpose computers take the first.” Marr (1982) S. 21.

können. Wir müssen also bei einer Betrachtung der jeweiligen Ebene (physische Realisation, Berechnung, Aufgabe) überlegen, welche Merkmale von Inferenz überhaupt zugeschrieben werden können. So lässt sich beispielsweise die physische Ebene für einen Vergleich von vorneherein ausschließen. Zwar ist es prinzipiell möglich, unbewusste psychische Tätigkeiten in Bezug auf ihre physische Realisation zu bestimmen. Doch die Merkmale, die diesen Tätigkeiten auf physischer Ebene zukommen, lassen sich kaum mit Merkmalen von Inferenz vergleichen. Klassische Merkmale, die Inferenz kennzeichnen sollen, sind: Propositionalität¹⁷³, Rationalität, Intelligenz und Regelgeleitetheit¹⁷⁴.

Darüber hinaus hatten wir in der Einleitung zu diesem Kapitel festgestellt, dass nur diejenigen Prozesse, deren Output mangelnde Neutralität und mangelnde Verlässlichkeit aufweisen, erkenntnistheoretische Relevanz haben. Mangelnde Neutralität und mangelnde Verlässlichkeit sind also wesentliche Merkmale, auf die wir unser Augenmerk richten wollen.

¹⁷⁵

Bei keinem dieser Merkmale kann man erhoffen, es unbewussten Vorgängen auf Ebene der physischen Realisation zuschreiben zu können. Wir werden also untersuchen, auf welcher der verbleibenden Ebenen (Berechnung, Aufgabe) wir den Prozessen welche Merkmale zuschreiben können.

Dazu werden wir die Prozesse, die unsere Wahrnehmung vermitteln können, in drei verschiedene Kategorien unterteilen.¹⁷⁶ Es handelt sich dabei keineswegs um Kategorien, die tatsächlich zur Anwendung kommen, sondern um mögliche Kategorien (wir werden bei der dritten Kategorie letztlich bestreiten, dass es Prozesse in der Wahrnehmung gibt, die unter

¹⁷³ Ludwig (1996).

¹⁷⁴ Rock (1982), (1983).

¹⁷⁵ Die wesentlichen Merkmale können natürlich eng mit den klassischen Merkmalen zusammenhängen (zum Beispiel Intelligenz und Rationalität): Wenn das System (Gehirn) zu „selbstständig“ Entscheidungen fällt, können Verlässlichkeit und Neutralität verloren gehen. Wären unsere Tachometer sehr intelligent und könnten sich selbstständig entwickeln, so wäre es möglich, dass sie sich aufgrund eines unbemerkten Fehlschlusses in eine falsche Richtung entwickelten, und nicht mehr die korrekte Geschwindigkeit des Fahrzeuges anzeigten. Sie könnten es sogar für besser halten, uns eine falsche Geschwindigkeit vorzugaukeln, damit wir nicht so schnell fahren und sie damit eine höhere Überlebenschance haben (zugegeben, das wäre schon sehr intelligent). In jedem Fall verlören sie so mit wachsender Intelligenz Verlässlichkeit und Neutralität.

¹⁷⁶ Vgl. Fodor (1983), S. 40 ff.

diese Kategorie fallen). Eine Unterteilung der Prozesse in verschiedene Kategorien ist deshalb wichtig, weil den Prozessen je nach Typus andere Merkmale von Inferenz zukommen können. Die erste dieser Kategorien (Kategorie 1) wird durch Informationstransformationsprozesse charakterisiert, die zwar das Format der Information umwandeln, dabei aber die Information selbst unverändert lassen.¹⁷⁷ Ein sehr anschauliches Beispiel für einen solchen Fall ist die Umwandlung von Zahlen des Dezimalsystems in binäre Zahlen. Der Informationsgehalt bleibt erhalten, lediglich das Format der Information ändert sich. Eine zweite Kategorie bilden diejenigen Transformationsprozesse, bei denen die Information verändert wird, diese Änderung allerdings relativ unflexibel ist.¹⁷⁸ Die mangelnde Flexibilität zeigt sich darin, dass die verwendeten Zusatzinformationen nicht aus dem aktiven Denken stammen und die Informationstransformation somit nicht durch aktives Denken beeinflusst werden kann. Die dritte Kategorie schließlich – in die die Prozesse unseres aktiven Denkens fallen – zeichnet sich durch eine Veränderung der Information aus, die von unserem gesamten kognitiven System (Erinnerungen, Erfahrungen, Überzeugungen...) beeinflusst ist.¹⁷⁹ Nur Prozesse der letzten Kategorie können die Gesamtheit unserer Erfahrungen, Überzeugungen etc. berücksichtigen. Deshalb können auch nur Prozesse dieser Kategorie in einem anspruchsvollen Sinne rational sein. Rationalität kommt also weder Prozessen der Kategorie 1 noch Prozessen der Kategorie 2 zu.

Es ist durchaus legitim die Prozesse jeder dieser Kategorien als Inferenz zu bezeichnen (in einem lapidaren Sinne wird das auch oftmals gemacht). Allerdings differieren je nach

¹⁷⁷ Fodor nennt diese Transformationsprozesse „mechanisms of transduction“: „Mechanisms of transduction are thus *contrasted* with computational mechanisms: whereas the latter may perform quite complicated, inference-like transformations, the former are supposed – at least ideally – to preserve the informational content of their inputs, altering *only* the format in which the information is displayed.“ Fodor (1983), S. 41.

¹⁷⁸ Fodor nennt die Systeme, die solche Transformationen vornehmen, „input systems“. Die Eigenheiten dieser Systeme spezifiziert er wie folgt: „We can abbreviate all this by the claim that the input systems constitute a family of modules: domain-specific computational systems characterized by informational encapsulation, high-speed, restricted access, neural specificity, and the rest.“ Fodor (1983), S. 101. Es ist durchaus möglich, die Prozesse der zweiten Kategorie (wie wir sie hier genannt haben) anders zu bestimmen. Wesentlich ist nur, dass sie (relativ) unflexibel gegenüber neuen Erfahrungen und Überzeugungen sind.

¹⁷⁹ Diese Prozesse nennt Fodor „central processes“: „What we believe depends on the evaluation of how things look, or are said to be, *in light of background information* about (inter alia) how good the seeing is or how trustworthy the source. Fixation of belief is *just* the sort of thing I have in mind as a typical *central* process.“ (1983), S. 46.

Kategorie die Aussagen, die man mit einer solchen Bezeichnung trifft – und entsprechend differiert auch die erkenntnistheoretische Relevanz unbewusster Inferenz. Nur diejenigen Kategorien, die Verlässlichkeit und Neutralität des Outputs massiv gefährden, können letztlich Formen unbewusster Inferenz aufweisen, die wir nicht einfach akzeptieren können.¹⁸⁰ Wir müssen also prüfen, welche Kategorie von psychischen Tätigkeiten Verlässlichkeit und Neutralität aufheben kann. Die Tätigkeiten dieser Kategorie könnten dann in einem für uns relevanten Sinne als inferentiell bezeichnet werden. Wir werden im Folgenden alle drei Kategorien betrachten; allerdings wird ein Schwerpunkt auf den Tätigkeiten der Kategorie 2 liegen, da diese zum einen von der Mehrzahl der Vertreter unbewusster Inferenz ins Feld geführt werden und da sie zum anderen die besten Kandidaten für eine Erklärung des Zustandekommens unserer Wahrnehmung sind.

¹⁸⁰ Vgl. Einleitung dieses Kapitels.

3.2.1. Kategorie 1: Gibson und die Stimulus-Theorie

In die erste Kategorie sollen Informationstransformationen fallen, bei denen keine neue Information hinzugenommen wird. Input und Output haben den gleichen Informationsgehalt, nur das Informationsformat ändert sich. Wir haben eingangs versucht, dies am Beispiel der Darstellung von Zahlen in verschiedenen Stellenwertsystemen zu veranschaulichen. Die Zahl 3 im Stellenwertsystem mit der Basis 10 kann im Stellenwertsystem mit der Basis 2 als 11 dargestellt werden. Eine Informationstransformation von einem Stellenwertsystem zum anderen könnte dann wie folgt aussehen:

$$3_{(10)} \rightarrow 11_{(2)}$$

Etwas schwerer fällt es, diese Art von Informationstransformation auf unsere möglichen Fälle unbewusster Inferenz zu übertragen. Wie kann eine solche Transformation beispielsweise als Erklärung der Distanzwahrnehmung fungieren? Was heißt es, dass es zwischen Netzhautbild/retinalem Stimulus (Input) und Distanzwahrnehmung (Output) zwar eine Änderung des Formates, nicht aber des Informationsgehaltes gibt?

Was eine solche Änderung des Formats unter Beibehaltung der Information bedeuten soll, können wir anhand der Stimulus-Theorie verdeutlichen. Diese Theorie kann als ein Versuch angesehen werden, die Wahrnehmung von Distanz (u.a.) mit Hilfe von Informationstransformationsprozessen der Kategorie 1 zu erklären. Der Stimulus-Theorie zufolge korrelieren einzelne Stimulus-Informationen mit einzelnen wahrnehmbaren Eigenschaften. Es gibt also einzelne Stimuli (Typen von Stimuli), die der Distanz eines Objektes eins zu eins entsprechen.¹⁸¹ Die Information des einzelnen Stimulus wird dann in die Distanzinformation transformiert, ohne dass dabei der Informationsgehalt verändert würde. Natürlich folgen solche Informationstransformationen bestimmten Regeln; diese Regeln sind aber vollkommen festgelegt und nicht durch andere Informationen beeinflussbar.

¹⁸¹ Vgl. Rock (1983), S. 28.

Eine solche Theorie liefert ein sehr stabiles Bild davon, wie unsere Wahrnehmung abläuft. Allerdings kann sie viele Phänomene in der Wahrnehmung nicht erklären. Je nach Kontext kann beispielweise das gleiche Objekt als unterschiedlich groß betrachtet werden, auch wenn die Stimulusinformation bezüglich des Objektes die gleiche bleibt. Ein Hase kann, je nachdem ob er sich auf dem Netzhautbild mit einem Baum überschneidet oder nicht, als näher oder weiter entfernt betrachtet werden. Die Ambiguität, die damit in dieser Stimulusinformation liegt, spricht relativ deutlich gegen eine einfache Stimulus-Theorie, nach der einzelne Stimuli zu den immer gleichen Wahrnehmungen von Eigenschaften führen sollen.

James J. Gibson, einer der berühmtesten Vertreter der Stimulus-Theorie, hat diese deshalb einer Modifikation unterworfen: Ihm zufolge werden nicht einzelne Stimuli einzelnen Eigenschaften zugeordnet, sondern der Stimulus wird relativ zu der Gesamtheit der (aktuellen) Stimuli betrachtet. So versteht er beispielsweise den Eindruck von Distanz an einem bestimmten Punkt als eine Funktion der Dichte von sogenannten Texturelementen in der entsprechenden Region (des Netzhautbildes), relativ zur maximalen und minimalen Dichte des gesamten Bildes.¹⁸² Es fließen also neben der einzelnen Stimulus-Information (Dichte der Texturelemente an dieser Stelle) noch Informationen über weitere (aktuelle) Stimuli (maximale/minimale Dichte des gesamten Bildes) mit ein. Trotzdem geht dieser Theorie zufolge der Informationsgehalt der Distanzwahrnehmung (Output) nicht über den des Netzhautbildes (Input) hinaus. Analog zu dem oben dargestellten Zusammenhang zwischen Zahlen verschiedener Stellenwertsysteme hieße das:

¹⁸² „The hypothesis is that the impression of distance at any point on a receding surface is a function of the density of the texture-elements in that region, relative to the maximal and minimal densities over the entire image.” Gibson (1950), S. 372.

Dichte der Texturelemente an → Distanzeindruck¹⁸³
einer bestimmten Stelle relativ zur
maximalen und minimalen Dichte
des gesamten Bildes

Wenn wir also die Informationstransformationsprozesse bei der Distanzwahrnehmung entsprechend der Stimulus-Theorie bestimmen, fallen diese in die erste Kategorie psychischer Tätigkeiten. Kann man solche Prozesse als unbewusste Inferenz bezeichnen?

Wie wir bereits festgestellt haben, lassen sich prinzipiell die Prozesse jeder Kategorie als inferentiell charakterisieren, doch hat diese Charakterisierung einen unterschiedlichen Anspruch. Im Falle der ersten Kategorie scheint es tatsächlich nur einen sehr losen Zusammenhang zwischen der Informationstransformation und Inferenz zu geben. Prozesse der Kategorie 1 weisen einen regelgeleiteten Übergang von Input zu Output auf. Dabei sind die Regeln im Falle der Stimulus-Theorie jedoch den „Prozessoren“ inhärent. Sie werden nicht durch ein weiteres System beeinflusst und sind lediglich aufgrund ihrer evolutionären Anpassung als korrekt funktionierende Systeme anzusehen. Daneben scheint es keine Merkmale von Inferenz zu geben, die Prozessen der Kategorie 1 zugeschrieben werden können. Transformationsprozesse der Kategorie 1 teilen also nur das Merkmal der (im weitesten Sinne) regelgeleiteten Transformation von Information mit Inferenz. Dieses Merkmal ist für die Direktheit/Nicht-Inferentialität von Wahrnehmung vollkommen ungefährlich.

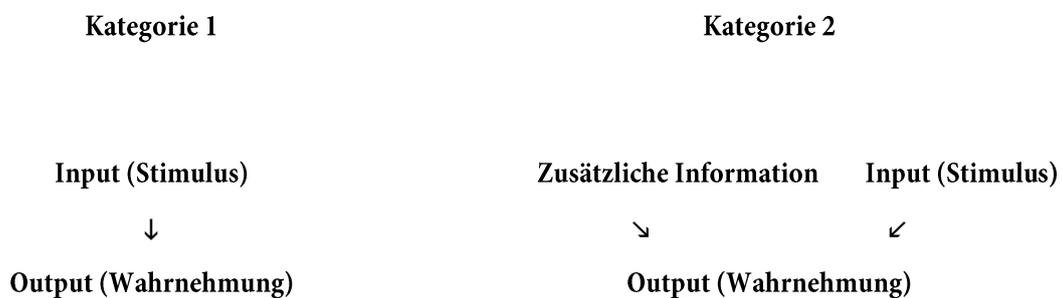
Darüber hinaus können Prozesse der Kategorie 1 – auch im Sinne der erweiterten Stimulus-Theorie – nicht alle Wahrnehmungsphänomene erklären. Verschiedene Experimente (vor

¹⁸³ Es ist nicht ganz klar, ob hier „Distanz“ oder „Distanzeindruck /-wahrnehmung“ stehen sollte. Die Formulierung von Gibson legt „Distanzeindruck“ nahe. „Eindruck“ und „Wahrnehmung“ verweisen stärker auf die Repräsentationsweise denn auf den Inhalt der Repräsentation. Da der vorliegende Vergleich auf Ebene der tatsächlichen Informationstransformation liegt (und inhaltliche Zusammenhänge weniger berücksichtigt), scheint „Distanzeindruck“ angemessener zu sein als „Distanz“.

allem optische Illusionen wie die Müller-Lyer-Illusion) zeigen, dass vorangegangene Erfahrungen beim Zustandekommen unserer Wahrnehmung (bei Müller-Lyer-Illusion ist in gewisser Weise auch unsere Distanz- bzw. Größenwahrnehmung betroffen) eine Rolle spielen. Prozesse der Kategorie 1 können aber Erfahrungen keine solche Rolle einräumen. Es liegt also nahe, zumindest einige der psychischen Tätigkeiten, die zu Wahrnehmung führen (Distanz- und Größenwahrnehmung), als Tätigkeiten einer anderen Kategorie zu spezifizieren.

3.2.2. Kategorie 2: Helmholtz/Rock/Peirce und die inferentiellen Theorien der Wahrnehmung

Die zweite Kategorie von psychischen Tätigkeiten ist durch Informationstransformationsprozesse bestimmt, die neben dem proximalen Stimulus (dem Gesamtstimulus) noch auf weitere Information zugreifen. Wir können den Unterschied zwischen Prozessen der Kategorie 1 und Prozessen der Kategorie 2 in einem einfachen Schema veranschaulichen:



Bei der Kategorie 2 wird neben dem Input zusätzliche Information hinzugenommen. Diese kann in einer dem Input vergleichbaren Weise vorliegen (Veränderung des Anfangszustandes) oder in Form eines Mechanismus ins Spiel kommen (Veränderung des Prozesses). Dabei ist die jeweils verfügbare Information aber, im Gegensatz zu Prozessen der Kategorie 3, relativ begrenzt (weshalb ja auch die Prozesse dieser Kategorie nicht in einem anspruchsvollen Sinne rational sind). Die Art und Reichweite der Begrenzung können sich je nach Theorie unterscheiden. Manche Theorien lassen etwas mehr Variation zu, andere etwas weniger. Wir werden dazu später noch mehr erfahren.¹⁸⁴

Viele der Theorien, in denen Wahrnehmung aufgrund von Prozessen der zweiten Kategorie zustande kommen soll, werden als inferentielle Theorien charakterisiert. Die meisten Vertreter inferentieller Theorien verweisen auf die Ähnlichkeit unbewusster Vorgänge mit

¹⁸⁴ Unter 3.2.2.3.

Schlüssen, um die Ähnlichkeit zwischen unbewussten Vorgängen bei der Wahrnehmung und bewusster Inferenz argumentativ zu belegen. So auch Hermann von Helmholtz in seinem Handbuch der physiologischen Optik:

Die psychischen Tätigkeiten, durch welche wir zu dem Urteile kommen, daß ein bestimmtes Objekt von bestimmter Beschaffenheit an einem bestimmten Orte außer uns vorhanden sei, sind im allgemeinen nicht bewußte Tätigkeiten, sondern unbewußte. Sie sind in ihrem Resultate einem Schluß gleich, insofern wir aus der beobachteten Wirkung auf unsere Sinne die Vorstellung von einer Ursache dieser Wirkung gewinnen, während wir in der Tat direkt doch immer nur die Nervenerrregungen, also die Wirkungen wahrnehmen können, niemals die äußeren Objekte.¹⁸⁵

Das Besondere dieser unbewussten Tätigkeiten soll in ihrer Ähnlichkeit zu Schlüssen bestehen, wobei mit „Schluss“ hier tatsächlich ein logisches Argument gemeint ist.

Während die Meinungen der Vertreter unbewusster Inferenz darüber auseinander gehen, ob es sich um induktive, deduktive oder abduktive Schlüsse handelt¹⁸⁶, scheint die Darstellbarkeit der unbewussten Tätigkeit in Form eines Schlusses kaum in Frage zu stehen.¹⁸⁷ Die meisten dieser Schlüsse werden entsprechend dem oben angeführten Schema dargestellt:

| | |
|--------------|----------------------------|
| Prämisse 1 | *Zusätzliche Information * |
| Prämisse 2 | *Input * |
| Konklusion 1 | *Output* |

Natürlich können solche Schlüsse auch mehrere Inputs und mehrere zusätzliche Informationen enthalten. Aber wieso ist der Vergleich des Prozesses mit einem logischen Argument (Schluss) für die Vertreter inferentieller Theorien überhaupt wichtig? Da wir

¹⁸⁵ Helmholtz (1910), S. 5 f.

¹⁸⁶ Wir wollen hier die Frage, ob es sich bei abduktiven Argumenten tatsächlich um eine eigene Kategorie handelt (und nicht eine Unterkategorie induktiver Argumente), außer Acht lassen. Eine Entscheidung in dieser Frage hat für uns keine inhaltlichen Konsequenzen, da die Merkmale abduktiver Argumente sich von denen induktiver (ohne Abduktion) so unterscheiden, dass eine getrennte Betrachtung ohnehin vonnöten wäre.

¹⁸⁷ Eine Ausnahme bildet Charles Sanders Peirce, siehe Abschnitt 3.2.2.2. (3).

bewusste Inferenz meist in Form eines solchen Schlusses darstellen können (siehe Sherlock Holmes), wäre die Darstellbarkeit eines unbewussten Prozesses in ebensolcher Form ein Indiz dafür, dass es sich bei diesem Prozess um Inferenz handelte. Hinzu kommt, dass die klassischen und wesentlichen Merkmale von bewusster Inferenz eher auf der inhaltlichen Seite angesiedelt sind und damit auch nicht dem Prozess, sondern dem Argument zugeschrieben werden. Genauso lässt sich dem unbewussten Vorgang selbst (betrachtet man nur den Prozess) kein klassisches oder wesentliches Merkmal von Inferenz zuordnen. Man muss sich also der inhaltlichen Seite des unbewussten Vorgangs annähern, um ihm Merkmale von Inferenz zuschreiben zu können; und dies geschieht über die Darstellung des Prozesses in Form eines Schlusses.

Die Vertreter inferentieller Theorien sind sich also relativ einig darüber, dass sich die Informationstransformationen, die zu Wahrnehmung führen, als Schlüsse darstellen lassen. Doch hier endet in den meisten Fällen die Gemeinsamkeit. Inferentielle Theorien können sich bei den weiteren Bestimmungen der unbewussten Vorgänge als Inferenz in mindestens drei Dimensionen voneinander unterscheiden. Je nach Position, die man in der jeweiligen Dimension vertritt, können den Schlüssen und damit den unbewussten Vorgängen andere Merkmale von Inferenz zugeschrieben werden. Wir müssen also auch hier eine Unterscheidung in die jeweiligen Bereiche treffen.

Der erste und offenkundigste Unterschied liegt in der Schlussform, die zur Darstellung des unbewussten Vorgangs verwendet wird. So ist man sich uneins in der Frage, ob die verwendeten Schlüsse deduktiv, induktiv oder abduktiv sein sollen. Mit dieser Frage eng verknüpft ist die Auseinandersetzung darüber, ob die zusätzliche Information der Erfahrung entspringt oder angeboren ist. Bevor wir diese beiden Fragen behandeln, sollten wir uns aber der dritten – und in der Einleitung zu diesem Teil bereits angekündigten – Frage beschäftigen: Auf welcher Ebene (Ebene der Berechnung, Ebene der Aufgabe) soll der Prozess durch einen Schluss beschrieben werden?

3.2.2.1. Auf welcher Ebene können die unbewussten Prozesse durch einen Schluss beschrieben werden?

In unserem Rechenmaschinen-Beispiel haben wir grob drei Ebenen unterschieden, auf denen Rechenmaschinen (mindestens) miteinander verglichen werden können: die Ebene der physischen Realisation (Bauplan, Baukomponenten), die Ebene der tatsächlichen Berechnung (hier kann in weitere Ebenen unterschieden werden; wir hatten die Verwendung unterschiedlicher Stellenwertsysteme bei der Berechnung betrachtet) und die Ebene der Aufgabe (Addition zweier Zahlen). Die Ebene der physischen Realisation haben wir für die hier anvisierten Zwecke bereits als nebensächlich erklärt. Bleiben also die Ebene der tatsächlichen Berechnung und der Aufgabe, die von dem jeweiligen Prozess übernommen wird. Auf diesen Ebenen können wir versuchen, unbewusste Prozesse in Form eines Schlusses darzustellen.¹⁸⁸ Aber wie unterscheiden sich Aufgabe und Berechnung bei den unbewussten Prozessen, die für das Zustandekommen von Wahrnehmung von Bedeutung sind? Für Rechenmaschinen lässt sich dieser Unterschied relativ leicht verdeutlichen. Eine bestimmte Rechenmaschine kann die Aufgabe haben (die Funktion erfüllen, ein entsprechendes Resultat erbringen) zwei Dezimalzahlen zu addieren: zum Beispiel $2+2=4$ (Ebene der Aufgabe, Funktion, Resultate). Diese Aufgabe kann berechnet werden, ohne dass durch „ $2+2=4$ “ die tatsächlichen Berechnungsschritte der Maschine wiedergegeben wären. Die tatsächlichen Berechnungsschritte könnten wie folgt aussehen:

| | |
|-----------|--|
| Schritt 1 | $2_{10} \rightarrow 10_2$ (Umwandlung der ersten Zahl in binäres System) |
| Schritt 2 | $2_{10} \rightarrow 10_2$ (Umwandlung der zweiten Zahl in binäres System) |

¹⁸⁸ Bei Helmholtz gibt es eine Unterscheidung in zwei Vergleichsebenen, die gewisse Ähnlichkeiten mit der hier vorgenommenen Differenzierung aufweist. Allerdings führt Helmholtz diese Unterscheidung nur in einem kleinen Nachsatz an, der noch dazu nicht gerade besonders eindeutig ist (Helmholtz S. 6): „[...] und wenn auch die Ähnlichkeit der psychischen Tätigkeit in beiden [bewussten und unbewussten Schlüssen] bezweifelt worden ist, und vielleicht auch bezweifelt werden wird, doch die Ähnlichkeit der Resultate solcher unbewußten und der bewußten Schlüsse keinem Zweifel unterliegt.“

| | |
|------------------|--|
| Schritt 3 | $10_2 + 10_2 \rightarrow 100_2$ (Durchführung der Addition im binären System) |
| Schritt 4 | $100_2 \rightarrow 4_{10}$ (Umwandlung des Ergebnis in Dezimalsystem) |

Ebenso können wir bei den unbewussten psychischen Tätigkeiten (Prozessen) zwischen der Funktion, die sie erfüllen, und der Art und Weise, wie sie das tun (mithilfe welcher Berechnungen), unterscheiden.

Versuchen wir die unbewussten Prozesse auf Ebene der Aufgabe durch einen Schluss darzustellen, spielt es keine Rolle, wie der Übergang von Input zu Output tatsächlich realisiert wird. Es interessiert uns lediglich, welchen logischen/inhaltlichen Zusammenhang es zwischen Input/zusätzlicher Information und Output gibt.¹⁸⁹ In welchem Zusammenhang stehen beispielsweise die unbewussten Stimuli mit einer Distanzwahrnehmung? Dieser inhaltliche Zusammenhang, nicht seine Berechnung, wird in Form eines Schlusses beschrieben. Es geht um das Was (Was machen diese Prozesse?) nicht um das Wie (Wie machen sie das?). So ist auch Helmholtz' Nachsatz im angeführten Zitat zu verstehen: Mit Hilfe der unbewussten Tätigkeiten bei der Wahrnehmung gewinnen wir aus einer Wirkung die Vorstellung ihrer Ursache. Das ist die Aufgabe, die von den unbewussten Tätigkeiten übernommen wird. Und diese Aufgabe ist Helmholtz zufolge in einem Schluss darstellbar. Als allgemeine Form eines solchen Schlusses können wir folgendes Schema verwenden:

| | |
|-------------------|--|
| Prämisse 1 | Beschreibung des Zusammenhangs zwischen Ursache und Wirkung „Zusätzliche Information“ |
|-------------------|--|

¹⁸⁹ Fred Dretske trifft eine ähnliche Unterscheidung, wenn er von Tatsachen über das Repräsentationssystem auf der einen Seite und repräsentationalen Tatsachen auf der anderen Seite spricht: „There are facts about representations – facts about their color, shape, material constitution, and mode of operation – that do not tell one anything about what information they are supposed to supply or, indeed, whether they are supposed to supply information at all.“ Dretske (1995), S. 3.

| | |
|---------------------|--|
| Prämisse 2 | Beschreibung der Wirkung „Input“ |
| Konklusion 1 | Beschreibung der Ursache „Output“ |

Wenn wir unsere unbewussten Prozesse dagegen auf Ebene der tatsächlichen Berechnung mit Schlüssen vergleichen, nehmen wir die ablaufenden Informationstransformationsprozesse in den Blick: Mit Hilfe welcher Berechnung /Transformationsprozesse wird ein entsprechender Input in den jeweiligen Output umgewandelt? Welcher Ressourcen muss sich das transformierende System dabei bedienen? Das sind die Fragen, die uns interessieren, wenn wir die tatsächlichen Berechnungen in Form eines Schlusses darstellen wollen. Ein solcher Schluss kann folgendes Schema haben:

| | |
|---------------------|--------------------------------|
| Prämisse 1 | Zusätzliche Information |
| Prämisse 2 | Input |
| Konklusion 1 | Output |

Dabei können die Schlüsse in diesem Fall „wörtlich“ als Beschreibungen der Transformation genommen werden. Das heißt, betrachten wir die tatsächlichen Informationstransformationen und vergleichen diese mit Schlüssen, ist der Inhalt des Inputs/der zusätzlichen Information (Outputs) gleich dem Inhalt der Prämissen (Konklusion). Der Schluss mit Prämissen und Konklusion ist lediglich eine Darstellung der Informationstransformation, die tatsächlich abläuft. Ganz anders verhält sich das bei den Schlüssen, die zur Darstellung der Aufgabe unbewusster Prozesse verwendet werden können. Dort zeigt sich, dass die Prämissen (Konklusionen) nicht einfach den Inhalt des Inputs/der zusätzlichen Information (Outputs) ausdrücken. Das Verhältnis zwischen Prämissen und Input ist nicht dem von Gedanke zu Satz oder Begriff zu Wort vergleichbar.

Beide Ansätze bringen unterschiedliche Vor- und Nachteile mit sich. Wir werden diese im Folgenden zusammen mit den möglichen Merkmalen von bewusster Inferenz, die durch diese Vergleichsansätze auf unbewusste Prozesse übertragen werden können, näher zusammenbringen.

(1) Vergleich auf der Ebene der Aufgabe (Funktion, Resultate)

Der große Vorteil eines Vergleiches von Schlüssen mit den Resultaten von Prozessen besteht darin, dass zusätzliche Information nicht auf explizite Weise Eingang in die Informationstransformation finden muss, sondern auch in Form eines Mechanismus bestehen kann (allerdings folgt daraus, dass die Vorgänge nicht als propositional charakterisiert werden können). Durch einen Vergleich der Resultate mit Schlüssen können den entsprechenden Prozessen einige Merkmale von Inferenz zugeschrieben werden: Sie sind regelgeleitet und – das zumindest soll der Vergleich mit einem Schluss wohl nahelegen – intelligent. Wer einen Schluss vollzieht, kann als (einigermaßen) intelligent gelten. Aber folgt daraus, dass jeder Prozess, der in Form eines Schlusses beschrieben werden kann, intelligent ist?

Die Besonderheit der unbewussten (und bewussten) Vorgänge unseres Gehirns besteht diesem Vergleichsansatz zufolge (Ebene der Aufgabe) darin, dass wir aus einer Wirkung die Vorstellung ihrer Ursache gewinnen. Damit sind sie in einem Schluss darstellbar. Aber das gilt doch keineswegs nur für die Vorgänge unseres Gehirns: Ein Blick auf das Thermometer verrät uns die Temperatur des Raumes. Aus einer Wirkung (Ausdehnung der Flüssigkeit im Glasröhrchen) kann eine Vorstellung der Ursache (Temperatur im Raum) gewonnen werden. Auch die Tätigkeit des Thermometers ist in Form eines Schlusses darstellbar. Würden wir deshalb davon sprechen, dass es sich bei der Tätigkeit des Thermometers um einen intelligenten Vorgang handelte?

Die Möglichkeit, Resultate von Thermometern und anderen artifiziellen Repräsentationssystemen als Schlüsse darzustellen, macht deutlich, dass es für die Darstellbarkeit keiner systemimmanenten Intelligenz bedarf. Wir können also auch Tätigkeiten eines nicht-intelligenten Systems in ihrem Resultat in Form eines Schlusses

darstellen. Deshalb kann eine solche Darstellbarkeit nicht als Kriterium für Intelligenz fungieren. Wie Irvin Rock einräumt:

A phenomenon may appear to be intelligent but the mechanisms underlying it may have no common ground with the mechanisms underlying reasoning, logical thought, or problem solving. Thus, for example, the web of a spider is certainly a remarkable feat of engineering but that hardly means that anything analogous to thought is operating in its construction.¹⁹⁰

Allerdings sind nicht-intelligente Systeme nicht dazu in der Lage, neue Informationen in ihre Informationstransformationsprozesse einzupassen. Eine Spinne lernt nicht, aufgrund bestimmter Gegebenheiten ihr Netz anders zu bauen (und wenn doch, dann kann sie als intelligent bezeichnet werden). Das Besondere der Prozesse der Kategorie 2 liegt darin, dass sie durchaus dazu in der Lage sein können, neue zusätzliche Information zu verarbeiten. Unter dieser Voraussetzung (siehe Punkt 3.2.2.3.: Die Herkunft der zusätzlichen Information) können die entsprechenden Vorgänge als intelligent bezeichnet werden. Und dann können sie, je nach verwendetem Argument (siehe Punkt 3.2.2.2.: Die verwendeten Schlüsse) als unzuverlässig und nicht neutral beschrieben werden. Allerdings ist das Zuschreiben dieser Merkmale (Intelligenz, mangelnde Verlässlichkeit, mangelnde Neutralität) nicht von dem gewählten Vergleichsansatz, sondern von der Herkunft der zusätzlichen Information und den verwendeten Argumenten abhängig. Die Zuschreibung von Merkmalen muss also im Kontext dieser Untersuchungen (3.2.2.2. und 3.2.2.3.) erfolgen.

(2) Vergleich auf der Ebene der Berechnung

Wenn wir statt der Resultate psychischer Tätigkeiten die Berechnungen als dasjenige verstehen, was Schlüssen ähnelt, ergibt sich ein anderes Bild. Denn dann bedienen wir uns nicht eines Schlusses, um die Aufgabe einer psychischen Tätigkeit zu beschreiben, sondern wir verstehen den Informationstransformationsprozess selbst als einen Schluss. Eine solche

¹⁹⁰ Rock (1983), S. 526.

Annahme ist nicht nur, wie Helmholtz bereits anführte, schwer zu belegen, sie bringt auch weitreichende Konsequenzen mit sich. Denn wenn der Transformationsprozess selbst in einem Schluss besteht, so müssen die Inhalte der involvierten (unbewussten) Zustände propositional sein. Die Prämissen und Konklusionen der angeführten Argumente sind dann nur noch Ausdruck dieser Inhalte. Entsprechend muss man, nimmt man eine solche Position ein, auch eine „language of thought“, eine interne Sprache des Geistes/Gehirnes postulieren. Wie sonst könnten unbewusste Zustände propositionalen Gehalt haben?

Akzeptieren wir die Existenz einer solchen Sprache des Geistes, so können wir mehrere Merkmale von Inferenz auf die psychischen Tätigkeiten, die bei der Wahrnehmung eine Rolle spielen, übertragen. Diese Prozesse folgen dann bestimmten Regeln, sind propositional und intelligent (da sie ja tatsächlich den Inhalt des Inputs/der zusätzlichen Information in Gänze und Teilen berücksichtigen können). Ob sie damit die Merkmale mangelnde Verlässlichkeit und mangelnde Neutralität mit sich bringen, ist wiederum von der Art des verwendeten Schlusses (3.2.2.2.) und der Herkunft der zusätzlichen Information abhängig (3.2.2.3.).

Doch die Vorstellung, Input und Output der psychischen Tätigkeiten seien propositional, bringt einige Probleme mit sich. Wir müssen dazu noch nicht einmal die Möglichkeit einer internen Sprache des Denkens und ihre Beziehung zur Alltagssprache in Zweifel ziehen. Bereits aus der Propositionalität selbst ergeben sich zwei Probleme für den zweiten Vergleichsansatz (Ebene der Berechnung): Zum einen wird unverständlich, wie Erfahrung phänomenalen Gehalt haben kann (Problem der Propositionalität des Outputs), und zum anderen ist unklar, wie das visuelle System mit den entsprechenden begrifflichen Ressourcen ausgestattet sein kann (Problem der Propositionalität des Inputs).

Wir haben bisher stets zwischen Input/zusätzlicher Information und Prämissen sowie Output und Konklusionen unterschieden. Diesem Vergleichsansatz zufolge fallen beide in eins. Der Input und die zusätzliche Information sind gleich den Prämissen des Argumentes. Ebenso ist der Output gleich der Konklusion desselben Argumentes. Und hierin besteht ein erstes Problem des Vergleichsansatzes: Wenn der Output gleich der Konklusion des Argumentes ist, fällt es schwer zu verstehen, wie dieser phänomenalen Gehalt haben kann. Wie Kirk Ludwig es in seinem Aufsatz „Explaining Why Things Look the Way They Do“ beschreibt:

Since an inference must have a conclusion, and a conclusion must be propositional in form, a visual experience cannot be the upshot of an inference. It is as if you were to offer me as an argument a series of sentences which you call premises, and then hand me a picture as the conclusion.¹⁹¹

Es handelt sich um das klassische Problem des Zusammenhangs zwischen phänomenalem und propositionalem Gehalt, nur in diesem Falle *umgekehrt*. Wir fragen uns hier nicht, wie wir aus phänomenalem Gehalt auf einen propositionalen Gehalt schließen können¹⁹², sondern wie etwas, was propositionale Struktur haben muss, gleichzeitig phänomenal sein kann. Für diejenigen Wahrnehmungstheorien, die den Gehalt der sinnlichen Erfahrung als propositional verstehen, stellt ein solcher Zusammenhang kein Problem dar.¹⁹³ Aber in vielen Wahrnehmungstheorien wird Erfahrungsgehalt als nicht-propositional charakterisiert. Und entsprechend ist die Vorstellung, die Informationstransformation laufe in Form eines Schlusses ab, mit diesen Wahrnehmungstheorien nicht kompatibel.

Um die Propositionalität von Input und Output beibehalten zu können, müssten wir also eine Wahrnehmungstheorie ohne phänomenalen Gehalt vertreten. Doch selbst wenn wir uns auf eine solche Wahrnehmungstheorie einlassen, ergibt sich aus der Propositionalität noch ein weiteres Problem. Dieses Problem besteht darin, dass die Begriffe, die im Input/der zusätzlichen Information (beziehungsweise den Prämissen) vorkommen, relativ komplex sein können.¹⁹⁴ Nehmen wir als Beispiel eines der Argumente von Irvin Rock:

If the visual angle detected is x and the distance perceived is y and if size is a function of visual angle x distance then it follows that size is x times y . Inference and computation become synonymous here.¹⁹⁵

Der Schluss, der zur konstanten Größenwahrnehmung führt, lässt sich Rock folgend so darstellen:

¹⁹¹ Ludwig (1996), S. 36 f.

¹⁹² Diese Frage wird uns später noch ausführlich beschäftigen, siehe Kapitel 4, Abschnitt 4.5.1.

¹⁹³ So zum Beispiel David Armstrong (1961, 1968) und John McDowell (2009).

¹⁹⁴ Problem vgl. Hatfield (1998), S129 ff. und Ludwig (1996), S. 38 ff.

¹⁹⁵ Rock (1982), S. 532 f.

| | |
|--------------|---|
| Prämisse 1 | Größe ist eine Funktion von Schwinkel ¹⁹⁶ multipliziert mit Entfernung. |
| Prämisse 2 | Der festgestellte Schwinkel ist x. |
| Prämisse 3 | Die festgestellte Distanz ist y. |
| Konklusion 1 | Größe ist x mal y. |

In diesem Argument kommen Begriffe wie „Schwinkel“, „Distanz“ und „Funktion“ vor. Wir können davon ausgehen, dass kleine Kinder (und mit ziemlicher Sicherheit auch Tiere) dazu in der Lage sind, die Größe eines Objektes wahrzunehmen. Allerdings verfügen sie mit ziemlicher Sicherheit noch nicht über Begriffe wie „Schwinkel“ und „Funktion“ (und Tiere vermutlich auch nicht über „Distanz“). Wenn ihre psychischen Tätigkeiten aber trotzdem dem angeführten Schluss entsprechen sollen, muss es ein abgeschlossenes Subsystem (visuelles System) geben, in dem solche Begriffe bereits von Geburt an angelegt sind. Im aktiven Denken haben Kinder und Tiere auf die Begriffe dieses Systems keinen Zugriff (denn sonst könnten sie ja über „Funktion“ und „Schwinkel“ verfügen). Das visuelle System selbst transformierte dann Information auf intelligente Art und Weise und wäre dabei mitunter intelligenter als sein Besitzer. Wem diese Option wenig attraktiv erscheint – und das ist vermutlich der Mehrzahl der Leser –, der kann keinen Vergleich der psychischen Tätigkeiten mit Schlüssen auf Ebene der tatsächlichen Berechnung vollziehen.

Bestimmte Merkmale, die Prozessen der Kategorie 2 zukommen sollen, sind also davon abhängig, auf welcher Ebene die Prozesse mit Schlüssen verglichen werden können. Wählt man einen Vergleich auf der Ebene der Aufgabe, so lässt sich dem Prozess qua Vergleichsansatz nur das Merkmal der Regelgeleitetheit zuschreiben. Wählt man hingegen einen Vergleich auf der Ebene der tatsächlichen Berechnung, so ist der Prozess darüber hinaus

¹⁹⁶ Als Schwinkel wird hier die Größe des vom Objekt im Gesichtsfeld eingenommenen Winkels verstanden. Dieser Winkel ist unabhängig von der tatsächlichen Entfernung und damit auch von der tatsächlichen Größe des Objektes.

durch Propositionalität und Intelligenz gekennzeichnet. Allerdings müssen bei dem zweiten Ansatz eine Reihe weiterer Implikationen (insbesondere für Wahrnehmungstheorien) beachtet werden. Im Folgenden werden wir immer beide Optionen als mögliche Interpretationen betrachten, es sei denn, wir machen anderes explizit

3.2.2.2. Um welche Art von Schluss handelt es sich?

Wir werden im Folgenden die möglichen Schlussformen, die entweder für eine Beschreibung der psychischen Tätigkeiten auf Ebene der Aufgabe oder auf Ebene der tatsächlichen Berechnung herangezogen werden können, betrachten und auf ihre Konsequenzen hin untersuchen. Dabei bieten sich demonstrative (Deduktion) sowie nicht-demonstrative Schlussformen (Induktion, Abduktion) gleichermaßen an. Wir werden für alle drei Schlussformen einzeln die Merkmale von Inferenz, die ihnen zugeschrieben werden können, angeben.

Eine Festlegung auf bestimmte Schlussformen kann unter Umständen massive Konsequenzen für die mögliche Herkunft der zusätzlichen Information haben. Je nach bevorzugter Schlussform liegt ein Nativismus (Deduktion) oder ein Empirismus (Induktion, Abduktion) näher. Zudem zeigen sich die Probleme bestimmter Schlussformen erst in Kombination bzw. mangelnder Kombination mit weiteren Schlussformen. Eine Bewertung der Auswahl an Schlussform und Herkunft der zusätzlichen Information werden wir deshalb erst in Abschnitt 3.2.2.3. vornehmen.

(1) Demonstrative Schlüsse: Deduktion

Wir haben bereits einen deduktiven Schluss, der beim Zustandekommen der Wahrnehmung eine Rolle spielen soll, kennengelernt:

| | |
|-------------------|--|
| Prämisse 1 | Größe ist eine Funktion von Sehwinkel multipliziert mit Entfernung. |
| Prämisse 2 | Der festgestellte Sehwinkel ist x. |

| | |
|---------------------|---|
| Prämisse 3 | Die festgestellte Distanz ist y. |
| Konklusion 1 | Größe ist x mal y. |

Dieser Schluss ähnelt sehr stark dem von uns angenommenen Schema an der Wahrnehmung beteiligter Schlüsse:

| | |
|---------------------|----------------------------------|
| Prämisse 1 | *Zusätzliche Information* |
| Prämisse 2 | *Input 1* |
| Prämisse 3 | *Input 2* |
| Konklusion 1 | *Output* |

Es gibt eine Major-Prämisse (enthält die zusätzliche Information) und zwei Minor-Prämissen (die Stimulus-Informationen enthalten). Die Konklusion folgt bei diesem Argument zwingend aus den Prämissen. Die Major-Prämisse muss hier in irgendeiner Form gegeben sein, da sie nicht der Stimulus-Information (Input 1 und Input 2) zu entnehmen ist. Dieses Bild passt sehr gut auf das eingangs gemachte Schema zu Tätigkeiten der Kategorie 2. Doch Rock zufolge sollen bei der Wahrnehmung auch deduktive Argumente im Spiel sein, die ohne eine solche Major-Prämisse (und damit ohne zusätzliche Information) auskommen. So zum Beispiel eine Reihe von transitiven Deduktionen mit dem Schema:

| | |
|---------------------|------------|
| Prämisse 1 | rRs |
| Prämisse 2 | sRt |
| Konklusion 1 | rRt |

Dabei steht R für eine transitive Relation (beispielsweise „größer als“ oder „ähneln exakt“). Wie diese Argumente in der Wahrnehmung zum Tragen kommen sollen, macht Rock an einem Beispiel deutlich. Dort sitzt eine Person in einem abgedunkelten Raum. Ihr Kopf ist um 50° im Uhrzeigersinn zur Richtung der Schwerkraft gedreht. Bei der Wahrnehmung einer an die Wand projizierten leuchtenden Linie soll nun folgender Schluss zur Wahrnehmung der Orientierung dieser Linie führen:

1. **The line is perceived as egocentrically oblique at a 40-degree clockwise angle with respect to the head (proximal mode).**
2. **Information is available that the head is tilted 50 degrees clockwise with respect to gravity.**
3. **Therefore, the line in the environment producing the image must be 90 degrees from the direction of gravity, or horizontal (world mode percept).¹⁹⁷**

Ein solches Argument hat im Gegensatz zu dem zuerst angeführten keine Major-Prämisse, sondern besteht nur aus (verschiedenen) Stimulus-Informationen. Entsprechend passt es nur schlecht auf das Schema der Kategorie 2, sondern eher auf das Schema der Kategorie 1. Spricht ein Vergleich mit transitiven Argumenten also eher für eine Stimulus-Theorie als für eine inferentielle Theorie?

Selbst wenn solche Argumente eher eine Stimulus-Theorie nahe legen: Wir haben bereits erwähnt, dass Theorien, die höherstufige psychische Tätigkeiten postulieren (beispielsweise der Kategorie 2 und 3), das Vorkommen von anderen psychischen Tätigkeiten (beispielsweise der Kategorie 1) nicht bestreiten müssen. Es kann also auch inferentiellen Theorien zufolge bei der Wahrnehmung psychische Tätigkeiten der Kategorie 1 geben. Nur kann durch diese allein das Zustandekommen der Wahrnehmung nicht erklärt werden.

Im Fall dieses speziellen Argumentes können wir allerdings davon ausgehen, dass es ohnehin nicht zur Beschreibung der für die Wahrnehmung relevanten Tätigkeiten genutzt werden kann. Für eine solche Annahme gibt es zwei gute Gründe:

¹⁹⁷ Rock (1983), S. 273.

Zunächst einmal fällt sehr schnell auf, dass die angegebene Relation nicht transitiv ist. Zwar ist „ist im Uhrzeigersinn zu ... gedreht“ eine transitive Relation (wenn auch mit wenig Aussagekraft), aber „ist zu ... um 40 Grad im Uhrzeigersinn gedreht“ kann keine transitive Relation sein. Genauso wie „ist 5 Meter größer als“ keine transitive Relation ist. Denn wenn Max 5 Meter größer ist als Peter und Peter 5 Meter größer als Hans, folgt daraus nicht, dass Max 5 Meter größer ist als Hans (sondern eben 10 Meter).

Darüber hinaus gibt Rock selbst an, dass hinter diesem Argument weiteres Wissen stecken muss, das nicht explizit gemacht wurde.¹⁹⁸ Würde man dieses Wissen explizit machen, so erhielte man wieder eine Prämisse, die für über den Stimulus hinausgehende Information stünde.

Wir können also davon ausgehen, dass in allen Fällen psychischer Tätigkeiten der Kategorie 2, die durch deduktive Argumente dargestellt werden können, eine Prämisse für allgemeines, vom konkreten Stimulus unabhängiges Wissen steht.

Welche Merkmale von Inferenz werden durch die Darstellung in deduktiven Argumenten auf psychische Tätigkeiten übertragen?

Aus der Darstellung der psychischen Tätigkeiten als deduktive Argumente folgt nicht besonders viel. Hier wie bei allen Beschreibungen der unbewussten psychischen Tätigkeiten, die zu Wahrnehmung führen, ist eine Regelgeleitetheit zu konstatieren (was schon aus der Darstellbarkeit in Form eines gültigen Argumentes folgt). Darüber hinaus jedoch sprechen deduktive Argumente – für sich genommen – nicht für Intelligenz, da keine Integration neuer Erfahrung nötig ist (die Konklusion ist in den Prämissen impliziert). Und somit scheinen Verlässlichkeit und Neutralität nicht gefährdet. Befassen wir uns also mit den nicht-demonstrativen Argumenten, die eine Integration neuer Erfahrungen näher legen.

(2) Nicht-demonstrative Schlüsse: Induktion

¹⁹⁸ „This analysis assumes that the executive agency “knows” how body orientation affects image orientation [...].“ Und an anderer Stelle (zu einem vergleichbaren Argument): „Again, however, this analysis presupposes that the perceptual system “knows” how visual angle changes as a function of distance. Therefore, so far in the analysis certain additional principles that must be “known” have not been made explicit.” Rock (1983) S. 273 f.

Anders als im Fall deduktiver Schlüsse, sind wir im Verlauf der bisherigen Untersuchung noch keinem Fall eines induktiven Schlusses begegnet. Versuchen wir also einen solchen induktiven Schluss mithilfe einer Textstelle von Helmholtz zu rekonstruieren:

Die bezeichneten unbewußten Schlüsse von der Sinnesempfindung auf deren Ursache sind nun in ihren Resultaten den sogenannten Analogieschlüssen kongruent. Weil in einer millionenfachen Überzahl von Fällen die Erregung der Netzhautstellen am äußeren Augenwinkel von äußerem Lichte herrührte, welches von der Gegend des Nasenrückens her in das Auge fiel, urteilen wir, daß es auch in jedem neu eintretenden Falle so sei, wo die genannte Netzhautstelle erregt wird, ebenso, wie wir behaupten, daß jeder einzelne jetzt lebende Mensch sterben werde, weil bisher die Erfahrung ergeben hat, daß alle früher lebenden Menschen gestorben sind.¹⁹⁹

Helmholtz selbst gibt an, das Wesen der Schlüsse am besten in John Stuart Mills Logik auseinandergesetzt zu finden.²⁰⁰ Dieser bestimmt Induktion wie folgt:

Induction, then, is that operation of the mind, by which we infer that what we know to be true in a particular case or cases, will be true in all cases which resemble the former in certain assignable respects.²⁰¹

Induktive Schlüsse zeichnen sich also dadurch aus, dass aus einzelnen Tatsachen eine allgemeine Wahrheit gefolgert wird. Entsprechend können wir den von Helmholtz vorgestellten Schluss wie folgt darstellen:

| | |
|------------|---|
| Prämisse 1 | In einer millionenfachen Überzahl von Fällen rührte die Erregung der Netzhautstellen am äußeren Augenwinkel von äußerem Lichte her, welches von der Gegend des Nasenwinkels her in das Auge fiel. |
|------------|---|

¹⁹⁹ Vgl. Helmholtz S. 6.

²⁰⁰ Helmholtz S. 23.

²⁰¹ Mill (1973 collected works, 1.ed...), S. 288.

Konklusion 1 **Jede Erregung der Netzhautstellen am äußeren
Augenwinkel rührt von äußerem Lichte her,
welches von der Gegend des Nasenwinkels her in
das Auge fällt.**

Dieser Schluss scheint auf den ersten Blick den von Mill gegebenen Anforderungen zu entsprechen: Aus einer Zahl von Einzelfällen (Prämisse 1) wird auf alle anderen Fälle geschlossen (Konklusion 1), die den Einzelfällen in nennbaren Hinsichten ähneln (Erregung der gleichen Netzhautstelle). Aber bereits ein zweiter Blick auf die Prämisse lässt gewisse Zweifel aufkommen: Hier ist von einer Überzahl der Fälle die Rede und nicht von allen bisher beobachteten Fällen. Folglich gibt es Fälle, in denen eine entsprechende Nervenerregung stattfindet, ohne dass sie durch äußeres Licht verursacht worden wäre. Diesen Umstand räumt Helmholtz sogar explizit ein.²⁰² Aber wenn solche Fälle existieren, ist die Konklusion des Argumentes falsch. Denn dann rührt nicht jede Nervenerregung von einem äußeren Licht her. Zudem passt das oben angeführte Argument nicht auf das, was wir - folgen wir Helmholtz - bisher über die unbewussten Schlüsse in der Wahrnehmung gelernt haben. Sie sollen uns aus einer Wirkung die Vorstellung ihrer Ursache liefern. Entsprechend sollte in den Prämissen eine Beschreibung der Wirkung und in der Konklusion eine Beschreibung der Ursache zu finden sein. Das aber ist hier nicht der Fall. Wir müssen uns also um eine andere Darstellung des induktiven Schlusses bemühen. Zu diesem Zweck können wir eine weitere Bemerkung Helmholtz' hinzunehmen:

Es ist aber klar, daß wir zu der Überzeugung, Cajus werde sterben, auch unmittelbar, ohne in unserem Bewußtsein den allgemeinen Satz zu bilden, hätten kommen können, indem wir seinen Fall mit allen uns bekannten früheren verglichen hätten, und das ist sogar die gewöhnlichere und ursprünglichere Art, durch Induktion zu schließen.²⁰³

²⁰² Im Zusammenhang mit der Notwendigkeit, mit der diese Schlüsse auftreten, merkt Helmholtz an: „Wir mögen noch so gut einsehen, auf welche Weise die Vorstellung von einer Lichterscheinung im Gesichtsfelde zustande kommt, wenn das Auge gedrückt wird, doch werden wir dadurch die Überzeugung, daß diese Lichterscheinung in der bestimmten Stelle des Gesichtsfeldes vorhanden sei, nicht fortschaffen, und nicht die Anschauung von einer Lichterscheinung am Orte der gereizten Netzhautstelle zustande bringen können.“ Helmholtz S. 6.

²⁰³ Helmholtz, S. 23.

Bei dieser „ursprünglicheren“ Art der Induktion wird also kein allgemeiner Satz gebildet, sondern eine Vielzahl von Tatsachen wird mit einem konkreten Einzelfall verglichen.²⁰⁴

| | |
|---------------------|--|
| Prämisse 1 | In einer millionenfachen Überzahl von Fällen rührte die Erregung der Netzhautstellen am äußeren Augenwinkel von äußerem Lichte her, welches von der Gegend des Nasenwinkels her in das Auge fiel. |
| Prämisse 2 | Die Netzhautstelle am äußeren Augenwinkel wird erregt. |
| Konklusion 1 | Die Erregung der Netzhautstelle rührt von äußerem Lichte her, welches von der Gegend des Nasenwinkels her in das Auge fällt. |

In diesem Argument wird die Konklusion durch die Prämisse 1 mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit gestützt. Prämisse 2 beschreibt eine Wirkung, aus der die Vorstellung einer Ursache gewonnen wird (Konklusion 1). Dieses Argument scheint also den Anforderungen, die durch Helmholtz Theorie gestellt wurden, zu entsprechen.

Vergleichen wir die induktiven und deduktiven Schlüsse, die für Wahrnehmung eine Rolle spielen sollen, so lässt sich feststellen, dass es bei beiden Schlussformen allgemeinere Prämissen (Major-Prämisse, zusätzliche Information) und konkretere Prämissen (Minor-

²⁰⁴ Dass Helmholtz Darstellung seines Argumentes zu Verwirrung führen kann, zeigt sich bei Rocks Anmerkungen zu eben diesen Argumenten: „[...] inference for Helmholtz meant reaching a conclusion based on a syllogism. The major premise, derived inductively from experience, was of the form „retinal image a always results from object A in the world“; the minor premise was of the form „Retinal image a is now present.“ The conclusion was of the form “This retinal image a represents object A”[...]. (Rock (1983), S. 273) Hier stellt Rock Helmholtz Argumente als syllogistische (und damit deduktive) Argumente dar, bei denen lediglich die erste Prämisse (Major-Prämisse) induktiv erreicht wurde. Wie wir aber bereits gesehen haben, kann eine solche Prämisse eigentlich gar nicht induktiv erreicht werden, da nicht in allen Fällen der entsprechende Zusammenhang besteht. Zudem gibt es noch ein weiteres, grundlegendes Problem mit den Major-Prämissen (ganz gleich ob nun statistisch oder kategorisch formuliert). Dieses Problem wird uns aber erst im nächsten Abschnitt beschäftigen.

Prämisse, Input) gibt. Die konkreteren Prämissen entsprechen jeweils Stimulus-Informationen, während die allgemeineren vom visuellen System hinzugefügt werden.

Können Prozesse durch induktive Schlüsse beschrieben werden, so kommt ihnen - ganz gleich auf welcher Ebene (Ebene der Aufgabe, Ebene der Berechnung) die Zuschreibung erfolgt - das Merkmal der Intelligenz zu. Denn dann sind sie prinzipiell dazu in der Lage, neue Informationen zu erwerben und zu verarbeiten. Systeme, die solche Prozesse implementieren, sind zu einem gewissen Grad fehleranfällig (und können sich damit durch mangelnde Verlässlichkeit und mangelnde Neutralität auszeichnen). Allerdings ist diese Fehleranfälligkeit stark von der erfordernten Input-Menge (Anzahl der vorhergehenden Fälle) abhängig. Sollte diese Anzahl sehr hoch sein, so bleiben Verlässlichkeit und Neutralität weitgehend gesichert. Wäre die Anzahl allerdings niedrig, so gefährdete diese Art von Prozessen massiv die Basalität unserer Wahrnehmung.

(3) Nicht-demonstrative Schlüsse: Abduktion

Als ein weiterer Kandidat für nicht-demonstrative Schlüsse, die beim Zustandekommen von Wahrnehmung eine Rolle spielen sollen, wird häufig die Abduktion angeführt. So behauptet Charles Sanders Peirce in seiner Vorlesung „Pragmatism and Abduction“: „[...] our first premisses, the perceptual judgments, are to be regarded as an extreme case of abductive inferences, from which they differ in being absolutely beyond criticism.“²⁰⁵ Unbewusste abduktive Inferenz soll also zu unseren ersten Prämissen, den Wahrnehmungsurteilen, führen. Allerdings ergibt sich für Peirce bei der Darstellung dieser Inferenz in Form eines logischen Argumentes ein Problem:

If we were to subject this subconscious process to logical analysis, we should find that it terminated in what that analysis would represent as an abductive inference, resting on the result of a similar process which a similar logical analysis would represent to be terminated by a similar abductive inference, and so *ad infinitum*. This analysis would be precisely analogous to that which the sophism of Achilles and the Tortoise applies to the chase of the Tortoise by Achilles, and it would fail to represent the real

²⁰⁵ Peirce (1934), [5.181], S. 113.

process for the same reason. Namely, just as Achilles does not have to make series of distinct endeavors which he is represented as making, so this process of forming the perceptual judgment, because it is subconscious and so not amenable to logical criticism, does not have to make separate acts of inference, but performs its act in one continuous process.²⁰⁶

Wir werden also bei einer logischen Analyse der Prozesse, die zur Wahrnehmung führen, Peirce zufolge auf einen infiniten Regress stoßen. Aber wie genau soll dieser infinite Regress entstehen bzw. worin soll er bestehen? Peirces beispielhafte Form für eine Abduktion, die er in derselben Vorlesung anführt, lässt zunächst noch keinen Regress vermuten:²⁰⁷

| | |
|---|---|
| 1 | C wird beobachtet. |
| 2 | Wenn A wahr wäre, würde das C erklären. |
| X | A ist wahr |

Hier steht die erste Prämisse für einen Input, während die zweite Prämisse die zusätzliche Information enthält. Allerdings muss diese zusätzliche Information, anders als bei Induktion und Deduktion, nicht bereits vor dem Auftauchen des Inputs bestehen.

Wieso sollte die Darstellung des zur Wahrnehmung führenden Prozesses in Form eines solchen Arguments nun zu einem Regress führen? Obwohl die Formulierung das nahelegt, scheint Peirce keinen Regress à la Lewis Carroll („What the Tortoise said to Achilles“) im Sinn zu haben. Ein solcher Regress bestünde darin, dass die Regel des Schlusses immer wieder als Prämisse auftauchen muss, damit der Rezipient logisch gezwungen ist, die Konklusion anzunehmen.²⁰⁸ Bei einer Abduktion allerdings ergibt ein solcher Regress wenig Sinn. Peirces Vergleich mit Achilles und der Schildkröte scheint näher an dem ursprünglichen Paradoxon zu liegen. Achilles Bewegung in Richtung der Schildkröte ist ein kontinuierlicher Prozess. Dieser kann in unendlich kleine Zeitintervalle unterteilt werden, was den Eindruck erweckt,

²⁰⁶ Ebd.

²⁰⁷ Vgl. ebd., [5.188], S. 117.

²⁰⁸ Vgl. Carroll (1895), S. 278 ff.

Achilles sei nicht in der Lage, die Schildkröte zu überholen. Wir könnten versuchen, auch den Prozess (die psychische Tätigkeit), der zur Wahrnehmung (Wahrnehmungsurteilen) führt, als einen solchen kontinuierlichen Prozess zu verstehen, der in beliebig kleine Intervalle unterteilt werden kann. Peirce folgend handelte es sich dann aber nicht um Zeit-, sondern um Inferenzintervalle. Demnach sind die abduktiven Inferenzen, die zur Wahrnehmung führen, in beliebig viele weitere Inferenzen zu unterteilen.

| | |
|---|--|
| 1 | C wird beobachtet. |
| 2 | Wenn A wahr wäre, würde das C erklären. |
| X | A ist wahr. |

Dieses Argument ließe sich in weitere abduktive Argumente unterteilen, wenn wir davon ausgehen, dass B als ein Mittler zwischen A und C fungiert:

| | |
|----------------|--|
| 1 | C wird beobachtet. |
| 2 | Wenn B wahr wäre, würde das C erklären. |
| X ₁ | B ist wahr. |
| 3 | Wenn A wahr wäre, würde das B erklären. |
| X ₂ | A ist wahr. |

Auf diese Weise lassen sich immer neue abduktive Argumente bilden, die zwischen C und A vermitteln. Aber funktioniert das auch für den konkreten Fall der Wahrnehmung? Lassen sich immer wieder neue vermittelnde Teilaspekte wie B finden, die zwischen dem Stimulus und dem Wahrnehmungsurteil vermitteln?

Zunächst einmal fällt es schwer, eine Formulierung mehrerer solcher Teilaspekte zu finden. Wir haben auch bei Deduktion und Induktion (für die dieses Problem ja auf ähnliche Weise

bestehen müsste) keinerlei Notwendigkeit gesehen, derartige Zwischenschritte in die Argumente einzufügen. Doch vielleicht ist das nur eine *Denkblockade*, der wir aufgrund unseres eingeschränkten Vokabulars und Wissens unterliegen. Vielleicht können wir den Regress von einer anderen Seite her plausibel machen.

Psychische Prozesse wie diejenigen, die zur Wahrnehmung führen, haben eine zeitliche Dimension. So wandern beispielsweise Erregungspotentiale von einer Nervenzelle zur nächsten. Diese Wanderung ist, ähnlich dem Lauf von Achilles, in unendlich viele Zwischenschritte unterteilbar. Achilles' Bewegung vom Start zum Ziel (Schildkröte) ist ein physischer Prozess, bei dem jeder Zustand zwischen t_0 (Start) und t_z (Erreichen der Schildkröte) als ein gleichwertiger Zustand t_x (Abstand zwischen Achilles und der Schildkröte beträgt ... Meter) beschrieben werden kann. Gleiches gilt für die verschiedenen physischen Zustände des Gehirns beim Wandern des Erregungspotentials von Nervenzelle 1 (t_0) zu Nervenzelle 2 (t_z). Der Informationsgehalt dieser Zustände könnte dann als „vermittelnder Teilaspekt“ Eingang in ein abduktives Argument finden; und so gäbe es, analog zu der unendlichen Anzahl an physischen Zuständen, die unser Gehirn während eines psychischen Prozesses durchläuft, eine unendliche Anzahl an Informationszuständen.

Doch gibt es wirklich diese unendliche Anzahl von Informationszuständen? Selbst wenn wir davon absehen, dass es uns schwerfällt, den Inhalt dieser Zustände zu formulieren, erscheint besagte Vorstellung eher abwegig. Das hängt mit den verschiedenen Ebenen zusammen, auf denen der psychische Prozess beschrieben werden kann. Achilles' Lauf, ebenso wie die Wanderung eines Erregungspotentials von einer zur nächsten Nervenzelle, werden als physische Prozesse betrachtet. Wenn wir uns aber für die Schlüsse, die vollzogen werden, interessieren, konzentrieren wir uns auf die Ebene der tatsächlichen Informationstransformation oder die Ebene der Resultate der psychischen Tätigkeiten. Diese Ebenen weisen allerdings, ebenso wie Argumente, keine kontinuierliche Struktur auf. Es gibt zwar ein Vorher und Nachher (Prämissen und Konklusion), aber dazwischen gibt es keinen kontinuierlichen Prozess der Wandlung von Prämissen in Konklusion, der in unendlich kleine Schritte unterteilt werden könnte (oder müsste). Während sich die physischen

Zustände t_2 und t_3 voneinander unterscheiden (Erregungspotential ist weiter gewandert), muss das nicht für den jeweiligen „Zustand“ der Information gelten.²⁰⁹

Diese Rekonstruktion des Regresses abduktiver Inferenz (für das Zustandekommen der Wahrnehmung) muss also scheitern und kann uns damit auch nicht daran hindern, abduktive Schlüsse zur Darstellung der psychischen Tätigkeiten zu verwenden.

In der zeitgenössischen Literatur²¹⁰ wird das Hauptproblem abduktiver Inferenz weniger in einem infiniten Regress à la Peirce gesehen als vielmehr in der „Erklärung“, die in Prämisse 2 gegeben wird (Wenn A wahr wäre, würde das C erklären.). Da dieses Problem sich auf das Zustandekommen der Prämisse 2 bezieht, werden wir ihm im Folgenden unter den Fragen zur Herkunft der zusätzlichen Information nachgehen (3.2.2.3.).

Auch Prozesse, die durch abduktive Argumente dargestellt werden können (ganz gleich auf welcher Ebene), sollten als intelligent bezeichnet werden. Denn sie sind in hohem Maße dazu in der Lage, neue Information zu integrieren. Unter Umständen müssen sie diese Information nicht einmal der Erfahrung entnehmen, sondern können sie – als Hypothese, die dann bestätigt wird – selbst generieren. Entsprechend sind diese Prozesse aber auch in hohem Maße fehleranfällig: Es mangelt ihnen an Neutralität und Verlässlichkeit. Prozesse, die in abduktiven Argumenten dargestellt werden können, müssen als inferentiell verstanden werden.

Die Prozesse unseres Gehirns können also, je nachdem mit welcher Art von Schluss sie verglichen werden, als inferentiell verstanden werden oder nicht. Während die Darstellung eines Prozesses in Form eines deduktiven Argumentes nur wenige Merkmale von Inferenz mit sich bringt (Regelgeleitetheit), sieht das bei Induktion (Intelligenz, eventuell sogar mangelnde Verlässlichkeit und mangelnde Neutralität) und Abduktion (Intelligenz, mangelnde Verlässlichkeit, mangelnde Neutralität) ganz anders aus. Aber welche dieser Schlussformen

²⁰⁹ Auch hier lässt sich ein sehr passender Vergleich zu Rechenmaschinen ziehen. Rechenmaschinen haben einen Takt. Nur zum jeweiligen Taktschlag ist die Information/der Berechnungsschritt definiert. Die Prozesse, die zwischen den Taktschlägen ablaufen, sind in Hinsicht auf Information undefiniert.

²¹⁰ Vgl. Fodor nach Rellihan (2009).

sind tatsächlich dazu geeignet, die Prozesse bei Zustandekommen der Wahrnehmung zu beschreiben? Ein Blick auf die Frage nach der Herkunft der zusätzlichen Information wird uns einige Anhaltspunkte zur Klärung dieser Frage liefern.

3.2.2.3. Wie kommen wir zur zusätzlichen Information?

Wir können die Herkunft der Prämissen, die in der Darstellung psychischer Tätigkeiten als Argument vorkommen und die zusätzliche Information ausdrücken²¹¹, auf zwei verschiedene Weisen erklären: Entweder sie sind durch Erfahrung erworben oder sie sind angeboren.

Die einen sind geneigt, dem Einfluß der Erfahrung einen möglichst breiten Spielraum einzuräumen, namentlich alle Raumanschauungen daraus herzuleiten; wir können diese Ansicht als die empiristische Theorie bezeichnen. Die andern müssen allerdings den Einfluß der Erfahrung für eine gewisse Reihe von Wahrnehmungen zugeben, glauben aber für gewisse bei allen Beobachtern gleichförmig auftretende elementare Anschauungen ein System von angeborenen und nicht auf Erfahrung begründeten Anschauungen, namentlich der Raumverhältnisse, voraussetzen zu müssen. Wir dürfen diese letztere Ansicht im Gegensatz zur ersteren wohl als die nativistische Theorie der Sinneswahrnehmungen bezeichnen.²¹²

Helmholtz unterscheidet hier entsprechend der möglichen Herkunft der Informationen zwischen Empirismus und Nativismus. Dabei handelt es sich bei dem von ihm vorgestellten Nativismus nicht um einen reinen Nativismus, da für eine „gewisse Reihe von Wahrnehmungen“ auch dort der Einfluss der Erfahrung zugegeben wird. Wir können also bereits anhand dieser kurzen Textpassage drei verschiedene Theorien über die Herkunft der zusätzlichen Information formulieren:

- (1) Reiner Empirismus: Alle Informationen, die neben dem Stimulus bei der Wahrnehmung eine Rolle spielen, stammen aus der Erfahrung.
- (2) Reiner Nativismus: Alle Informationen, die neben dem Stimulus bei der Wahrnehmung eine Rolle spielen, sind angeboren.

²¹¹ Diese Information kann, wenn wir lediglich die Resultate der Tätigkeiten als Argument darstellen, auch in Form eines Mechanismus bestehen, der bestimmte Stimulus-Informationen auf eindeutige Weise transformiert.

²¹² Helmholtz (1919), S. 11 f.

(3) Mischung: Die Informationen, die neben dem Stimulus bei der Wahrnehmung eine Rolle spielen, sind zu Teilen angeboren und zu Teilen durch Erfahrung gewonnen.

Die dritte Version kann, je nachdem ob sie die Rolle der Erfahrung oder der angeborenen Informationen (Mechanismen) betont, eher als Empirismus oder als Nativismus bezeichnet werden (Helmholtz' Variante des Nativismus würde unter die dritte Version fallen). Wir können zudem noch eine weitere Subklasse bilden, die ich gerne mit dem Namen „Second Nature Nativismus“²¹³ bezeichnen möchte. Ein solcher „Second Nature Nativismus“ könnte dadurch gekennzeichnet sein, dass es eine Phase (frühe Kindheit) gibt, in der Informationen durch Erfahrung erlernt werden. Diese Phase ist aber irgendwann abgeschlossen; ab diesem Zeitpunkt können keine neuen Informationen mehr hinzugenommen werden (ab diesem Zeitpunkt handelt es sich um einen Nativismus).

Der Einfachheit halber werden wir diese Theorien nicht als Gesamtes auf ihre Zusammenhänge mit möglicher Inferenz untersuchen, sondern jede Theorie (Gruppe von Theorien) einzeln einer Prüfung unterziehen.

(1) Reiner Empirismus

Ein reiner Empirismus kann die Entstehung der zusätzlichen Information aus der Erfahrung auf verschiedene Weisen zu erklären versuchen. Die Informationen können entweder durch höhere kognitive Systeme gebildet werden oder durch das visuelle System selbst. Wenn wir davon ausgehen, dass es sich bei den psychischen Tätigkeiten, die zur Wahrnehmung führen, um Tätigkeiten der Kategorie 2 handelt, sollte die Mehrzahl der Informationen (wenn nicht alle) im visuellen System selbst entstehen; denn andernfalls wären die Informationen, die dem visuellen System zur Verfügung ständen, nicht einzugrenzen.²¹⁴ Weiterhin können wir bei empiristischen Positionen zwischen denjenigen unterscheiden, deren zusätzliche Informationen durch Abduktion erreicht werden sollen, und denjenigen, die sich auf Induktion beziehen. Deduktion kommt für rein empiristische Positionen als Erklärung der Herkunft von Information nicht in Frage, da sie bereits vorliegende (angeborene) Information

²¹³ Da sie analog zu John McDowells Theorie der zweiten Natur verläuft (vgl. McDowell 1996).

²¹⁴ Tätigkeiten der Kategorie 3 werden in 3.2.3 behandelt.

voraussetzt. Mithilfe der Deduktion kann es uns nicht gelingen, aus dem Stimulus eine allgemeine zusätzliche Information zu gewinnen. Doch genau das muss im reinen Empirismus möglich sein: Er muss (unter den gegebenen Voraussetzungen) erklären, wie das visuelle System dazu in der Lage ist, aus verschiedenen Stimuli zusätzliche Information festzustellen.

Aber kann dieses Projekt gelingen?

Beginnen wir mit dem Versuch, die Herkunft der zusätzlichen Information mithilfe der Induktion zu erklären, und betrachten wir nochmal die allgemeine Prämisse des nach Helmholtz' Angaben rekonstruierten induktiven Arguments:

In einer millionenfachen Überzahl von Fällen rührte die Erregung der Netzhautstellen am äußeren Augenwinkel von äußerem Lichte her, welches von der Gegend des Nasenwinkels her in das Auge fiel.

Diese Prämisse beschreibt alle uns bekannten früheren Fälle, in denen wir entsprechende Nervenerregungen hatten, und verbindet sie mit entsprechenden Ursachen. Aber woher stammt die entsprechende Information? Wie können wir wissen, dass die Nervenerregungen durch äußere Objekte verursacht wurden? Was wir wahrnehmen, sind doch – dieser Theorie zufolge - immer nur die Nervenerregungen, nie die Objekte selbst. Und so spiegelt sich in der ersten Prämisse des Argumentes das Grundproblem des indirekten Realismus wider: Wie soll es möglich sein festzustellen, dass die Nervenerregung von einem äußeren Licht stammt? In den meisten Fällen, in denen wir Ursache-Wirkungszusammenhänge in Sätzen wie „Wo Rauch ist, da ist auch Feuer“ aufstellen, können wir sowohl Ursache als auch Wirkung beobachten. Dies ist aber im dargestellten Fall nicht möglich: Wenn ich direkt nur die Nervenerregungen wahrnehmen kann, so kann ich nicht wissen, was die Ursache dieser Wirkung ist. Wenn meine Netzhautzellen am äußeren Augenwinkel erregt werden, kann ich nicht wissen, dass diese Erregung durch einen äußeren Gegenstand verursacht wurde.²¹⁵ Und es gibt auch keine Möglichkeit via Induktion zu einer solchen Annahme zu gelangen; denn die Wirkung ist in Bezug auf ihre möglichen Ursachen ambig.

²¹⁵ Ich kann auch nicht wissen, dass sie nicht durch einen äußeren Gegenstand verursacht wurde.

Aber vielleicht kann diese Ambiguität durch Abduktion aufgelöst werden: Wenn eine bestimmte Nervenerregung auftaucht, gibt es verschiedene mögliche Erklärungen für dieses Phänomen. Und vielleicht ist die Erregung durch ein äußeres Objekt einfach die beste Erklärung. Aber woher kann das visuelle System wissen, dass A die beste Erklärung (oder überhaupt eine Erklärung) für C ist? Wie kommt das System dazu A anzunehmen? Und wie kann ein relativ abgeschlossenes System, und als solches kann das visuelle System bezeichnet werden (wenn wir davon ausgehen, dass es durch Tätigkeiten der Kategorie 2 charakterisiert werden kann), überhaupt beste Erklärungen finden, für die es doch eigentlich aller verfügbaren Information bedarf?

Es erscheint relativ unwahrscheinlich, dass Abduktion dazu geeignet ist, die unbewussten Prozesse, die zur Entstehung von sinnlicher Erfahrung/Wahrnehmung führen, darzustellen. Die Anforderungen, die sich daraus an sinnliche Systeme ergäben (Prüfen aller verfügbaren Optionen, Bilden von Hypothesen), erscheinen viel zu hoch. Und selbst wenn sie erfüllt werden könnten, erschiene es unwahrscheinlich, dass die Prozesse mit der Geschwindigkeit vonstatten gehen könnten, die ihnen nun einmal eigen ist.

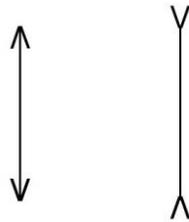
Weder Induktion noch Abduktion können also die Herkunft der zusätzlichen Information erklären. Und damit ist ein reiner Empirismus nicht möglich.

(2) Reiner Nativismus

Vielleicht sind wir dann mit einem reinen Nativismus besser dran? Wenn alle zusätzlichen Informationen angeboren sind, haben wir keine Probleme, der Grundambiguität zu begegnen. Wir hätten eindeutige zusätzliche Information (u.U. in Form angelegter Mechanismen), die in einer Major-Prämisse eines deduktiven Argumentes ausgedrückt werden könnten (beziehungsweise, je nach Theorie, diese Prämisse bilden). Einem solchen reinen Nativismus folgend sind unsere psychischen Tätigkeiten als relativ unflexibel und mithin wohl kaum als intelligent zu bezeichnen (zumindest nicht wesentlich intelligenter als Tätigkeiten der Kategorie 1).

Allerdings scheint der Nativismus mit bestimmten Wahrnehmungsphänomenen in Konflikt zu geraten. Eines der beliebtesten Beispiele für Illusionen im Kontext von

Wahrnehmungstheorien (in den verschiedensten Zusammenhängen) kann auch hier herangezogen werden: die Müller-Lyer-Illusion.



Aufgrund der beiden angebrachten Pfeile wirkt die zweite Linie länger als die erste, obwohl beide in Wirklichkeit gleich lang sind. Dass diese Illusion besteht, muss einen Nativisten nicht weiter beunruhigen: Dann gibt es eben eine angeborene Information (einen angeborenen Mechanismus), die der perspektivischen Wahrnehmung dient und im Fall der Müller-Lyer-Illusion eben fälschlicherweise zur Anwendung kommt (es gibt auch bei gut funktionierenden Computern Fehlermeldungen). Problematisch ist allerdings, dass diese Illusion bei Menschen, die in Gesellschaften ohne eckige Gebäude und Möbel aufgewachsen sind, nicht besteht. Die Information (der Mechanismus), die zur Müller-Lyer-Illusion führt, scheint damit erlernt zu sein.²¹⁶

(3) Mischformen

Theorien, die sowohl empiristische als auch nativistische Elemente integrieren, können mit beiden genannten Problemen (Ambiguität und Müller-Lyer-Illusion) umgehen. Bestimmte Informationen (Mechanismen) sind angeboren, während andere erlernt werden. Doch in welchem Verhältnis stehen die Elemente zueinander und was bedeutet das für die (erhoffte) Basalität unserer sinnlichen Erfahrungen?

Prinzipiell ist es denkbar, dass alle drei Wege für das Entstehen zusätzlicher Information (angeboren, durch Induktion erlernt, durch Abduktion erlernt) in beliebigen Anteilen

²¹⁶ Die Müller-Lyer-Illusion besteht bei Menschen in Gesellschaften mit vielen Ecken und Kanten. Das wird darauf zurückgeführt, dass wir das Bild als eine räumliche Konstruktion auffassen können. Das erste Pfeilbild zeigte dann eine Ecke, die nach vorne kommt, also scheinbar näher am Betrachter ist, während das zweite Pfeilbild eine Ecke zeigte, in die wir hineinsehen, die also scheinbar weiter vom Betrachter entfernt ist. Wenn aber zwei Gegenstände, die im Bild (sei es nun ein gezeichnetes Bild oder eine Netzhautbild) gleich groß sind, unterschiedliche Entfernungen zum Betrachter haben, so ist im Allgemeinen der Gegenstand, der weiter weg ist, größer.

vertreten sein können. Je nach Verteilung läge es dann näher von inferentiellen Vorgängen zu sprechen oder nicht. Allerdings wäre durch Abduktion erlernte Information in hohem Maße fehleranfällig; und entsprechend wäre unsere Wahrnehmung weder sonderlich zuverlässig noch neutral.

Welche Verteilung der Anteile beschreibt nun die tatsächlichen Prozesse (die Phänomene unserer Wahrnehmung) am besten?

Wir haben festgestellt, dass zur Beseitigung der Grundambiguität des Reizes angeborene Elemente vorhanden sein müssen. Während einer frühen Phase unserer Entwicklung (frühe Kindheit) sammeln wir darüber hinaus eine Vielzahl von Eindrücken, die unseren Prämissenvorrat erweitern (darunter auch diejenige Prämisse, die für die Müller-Lyer-Illusion verantwortlich ist). Obwohl diese neuen Prämissen erlernt sind, ist es nicht ohne weiteres möglich, sie zu revidieren. Wie lässt sich dieser Umstand am besten erklären?

Ein möglicher Erklärungsansatz besteht in dem bereits erwähnten „Second Nature Nativismus“. Diesem Ansatz folgend können während der frühen Kindheit Informationen gesammelt werden, ab einem gewissen Zeitpunkt aber (wenn der angelegte Vorrat „voll“ ist) ist eine Änderung dieser Information nicht mehr möglich.²¹⁷ Gegen einen solchen „Second Nature Nativismus“ spricht allerdings, dass wir durchaus dazu in der Lage sind, erlernte Information zu verlernen; wir benötigen dazu nur sehr viel Zeit. So kann auch die zusätzliche Information, die zur Müller-Lyer-Illusion führt, in späteren Jahren noch ver- oder erlernt werden.

Als zweiter Erklärungsansatz bietet es sich an davon auszugehen, dass die verwendeten Schlüsse (bzw. die verwendeten Mechanismen, die als Schlüsse beschrieben werden) eher induktiver als abduktiver Struktur sind. Bei der Induktion bedarf es einer Vielzahl von Fällen, um eine zusätzliche Information zu erlernen oder zu revidieren. Wir können sogar davon ausgehen, dass es sich, da die für die Wahrnehmung benötigten Informationen relativ allgemein sind, um eine sehr hohe Anzahl von Fällen handelt. Denn zum einen ist die Müller-Lyer-Illusion eines der wenigen Beispiele dafür, dass es aufgrund von Erfahrung zu

²¹⁷ Diese Position wurde analog zu McDowells Theorie der „Second Nature“ in Bezug auf Begriffe konstruiert.

unterschiedlichen Wahrnehmungen kommt, und zum anderen basiert die dafür verantwortliche Information auf einer sehr großen Anzahl von einzelnen Vorkommnissen. Wie häufig sehen wir an einem Tag in entsprechender Weise geformte Ecken und Kanten, die die Information bestätigen?

Eine Kombination von angeborenen und durch induktive Verallgemeinerung erlernten Informationen scheint damit die Phänomene der Wahrnehmung am besten erklären zu können. Doch was bedeutet das für unsere Grundanforderung bezüglich der sinnlichen Erfahrungen/nicht-inferentiellen Überzeugungen? Sind sie inferentiell?

In einem bestimmten Sinne sind sie inferentiell: Die Mechanismen, die ihrer Entstehung zugrunde liegen, sind regelgeleitet, unter Umständen sogar propositional (abhängig von dem Vergleichsansatz, den man bemüht) und intelligent (insofern sie Erfahrungen mitberücksichtigen können). Trotzdem fehlt ihnen ein wesentliches Merkmal derjenigen Schlüsse, die wir bewusst zu ziehen vermögen: Ihre zusätzlichen Informationen sind nicht durch einmalige Vorkommnisse (Schlüsse) zu revidieren. Dieser Umstand mag zunächst als eher unwichtig erscheinen, doch er hat massive Konsequenzen. Wenn unsere zusätzlichen Informationen entweder angeboren (evolutionär entwickelt) oder durch eine sehr große Anzahl an Vorkommnissen etabliert werden, so ist unser Output in hohem Maße neutral, da die Welt ja im Großen und Ganzen überall ähnlich funktioniert. Die Summe des Input in Bezug auf grundlegende Informationen zu Entfernung und Größe von Objekten variiert im besten Falle minimal (Müller-Lyer-Illusion). Dass der gewonnene Output nicht nur neutral, sondern auch verlässlich ist, können wir auf die evolutionäre Entwicklung unseres visuellen Systems zurückführen: Nur diejenigen Systeme, die mit den richtigen Informationen/Mechanismen ausgestattet sind, konnten überleben. Insofern ist der evolutionäre Prozess selbst im weitesten Sinne als eine abduktive Inferenz zu beschreiben: Diejenigen Systeme, die die beste Erklärung für ambigüe Reize lieferten, waren die Systeme, die überlebten. Systeme mit schlechten Erklärungen wurden aussortiert. Es ist also nicht das

System selbst, das die beste Erklärung wählt (es ist auch äußerst fraglich, wie es das machen sollte), sondern die Natur „wählt“ das System mit der besten Erklärung.²¹⁸

Ganz anders verhält es sich bei denjenigen Schlüssen, mit denen wir unser aktives Denken beschreiben können. Sie sind viel stärker abhängig von einzelnen sinnlichen Erfahrungen, Überzeugungen und auch Wünschen. Und damit lassen sie eben die Neutralität und Verlässlichkeit, die sinnlichen Erfahrungen unter diesem Modell zukämen, vermissen.

Wenn aber die Informationen aus unserem bewussten Denken Eingang in das visuelle System und seine Mechanismen finden könnten, wären auch hier die Schwächen des bewussten Denkens (und damit die Schwächen von Inferenz im anspruchsvollsten Sinne) anzusiedeln. Prozesse, die ihre zusätzliche Information auch aus dem bewussten Denken gewinnen können, haben wir als Prozesse der Kategorie 3 charakterisiert.

3.2.3. Kategorie 3: Theoriebeladenheit

Prozesse der Kategorie 3 zeichnen sich dadurch aus, dass die zusätzliche Information nicht begrenzt ist bzw. insbesondere aus höheren kognitiven Systemen stammen kann. Da Informationen aus den höheren kognitiven Systemen (dem bewussten Denken) sehr relativ und wenig verlässlich sein können, bedeutete das auch für den Output des visuellen Systems einen Verlust von Neutralität und Verlässlichkeit. Entsprechend wären Prozesse der Kategorie 3 klarerweise als inferentiell zu bezeichnen. Anhand eines Beispiels lässt sich das gut verdeutlichen. Nehmen wir Folgendes an: Ich habe heute einem Zauberkünstler (Physiker) dabei zugesehen, wie er eine Münze auf den Boden eines Marmeladenglases legte, das Glas mit einer Flüssigkeit füllte und den Deckel des Glases zuschraubte. Während ich die Münze ohne Flüssigkeit im Glas gut sehen konnte, blieb sie mit der Flüssigkeit im Glas unsichtbar. Etwas Unerwartetes ist geschehen: Die Münze war nach Zugabe der Flüssigkeit verschwunden. Die beste Erklärung dieses Phänomens kann für mich jetzt in Folgendem bestehen: Bei der Flüssigkeit handelte es sich nicht um Wasser, sondern um eine andere

²¹⁸ Insofern könnte man auch unsere angeborenen Informationen/Mechanismen als rational bezeichnen, da die Natur aus einer Menge an Erklärungen (alle zur Verfügung stehenden) die beste Erklärung ausgewählt hat. Allerdings handelt es sich hier natürlich nicht um Rationalität im klassischen Sinne.

Substanz, die mit zunehmender Höhe (bei zunehmendem Weg von Übergang Luft/Flüssigkeit zu Münze) stark an Durchsichtigkeit verliert. Bei jeder neuen Wahrnehmung, in der nun etwas wie Reflexion oder Brechung auftritt, interpretiert mein visuelles System aufgrund dieser neuen Information (Wenn eine Flüssigkeit wie Wasser aussieht, aber sich eigenartig verhält, so handelt es sich um diese andere Substanz.) die Phänomene auf andere Art und Weise.

Visuelle Systeme, denen solche Prozesse zugeschrieben werden, gelten als theoriebeladen: Theorien/Informationen höherer kognitiver Systeme verändern den Output des visuellen Systems.²¹⁹ Wir müssen hier nicht lange das Für und Wider von Theoriebeladenheit der Wahrnehmung abwägen, das ist an anderer Stelle schon ausführlich getan worden.²²⁰ Theoriebeladenheit der Wahrnehmung ist keine Position ohne Alternativen; ganz im Gegenteil, sie entspricht weder der Mehrzahl der Phänomene noch unserem Alltagsverständnis von Wahrnehmung. Unsere Wahrnehmung ist – wie wir zum Beispiel bei der Müller-Lyer-Illusion gesehen haben - durch Überzeugungen des aktiven Denkens relativ schlecht zu verändern. Und die meisten der Phänomene, die auf Theoriebeladenheit hinweisen sollen, können durch bestimmte Interpretationsvorgänge nach der Informationstransformation des visuellen Systems erklärt werden. Eine der wenigen Ausnahmen hiervon bildet die Existenz der sogenannten „reentrant neural pathways“, weswegen wir dieses Phänomen als einziges kurz betrachten wollen.²²¹ Die „reentrant neural pathways“ stehen für neuronale Wege, die Signale von höheren kognitiven Zentren des Gehirns zum visuellen System transportieren. Es scheint damit möglich, dass psychische Prozesse des visuellen Systems durch Informationen aus höheren kognitiven Zentren (dem aktiven Denken) beeinflusst werden: Das visuelle System wiese psychische Prozesse der Kategorie 3 auf.

²¹⁹ Wobei „Theorie“ in einem sehr weiten Sinne zu verstehen ist. Vgl Brewer/Lambert (2001), Pylyshyn (1999), Raftopoulos (2001).

²²⁰ Für eine ausführlichere Behandlung siehe Eckes, Erll, Wenclawiak (2011).

²²¹ Churchland (1988), Raftopoulos (2001).

Allerdings können diese „reentrant neural pathways“ auch anders verstanden werden. Sie sind zwar keine nachträglichen Interpretationen des Outputs visueller Systeme, dafür aber vielleicht zuständig für die Selektion des Inputs/der Anfangszustände visueller Systeme. Über diese neuronalen Wege können höhere kognitive Systeme die Aufmerksamkeit unserer Sinne steuern. Im einfachsten Falle kann diese Steuerung in einer Bewegung der Augäpfel resultieren. Es handelt sich also um eine Selektion, nicht aber um eine Manipulation: Der Input des visuellen Systems wird verändert, während die Informationstransformation unberührt bleibt. Aber führt eine solche Selektion nicht auch zu einem wenig neutralen Ergebnis? Wir richten unsere Aufmerksamkeit ständig auf unterschiedliche Dinge in unserer Umgebung. Während der eine, vom Hunger geplagt, nur auf Pommes-Buden achtet, sieht der andere vielleicht bunt bemalte Kaugummis auf dem Boden. Sobald aber der eine die Aufmerksamkeit des anderen auf Pommes-Buden (oder Kaugummis) lenkt, ist die resultierende Wahrnehmung die gleiche. Neutralität der Wahrnehmung wird nicht durch den Ausschnitt aufgehoben, der gewählt wird (quantitative Veränderungen), sondern durch andere Wege der Informationstransformation (qualitative Veränderungen). Entsprechend müssen die „reentrant neural pathways“ nicht für eine Veränderung der Informationstransformation (beziehungsweise eine Änderung der zusätzlichen Information) stehen, sondern können als Instrumente zur Selektion des Inputs verstanden werden.

Es gibt also keine Notwendigkeit für das visuelle System psychische Prozesse der Kategorie 3 zu postulieren. Ganz im Gegenteil, die mangelnde Sensibilität der Wahrnehmung gegenüber Überzeugungen und Wissen spricht gegen eine entsprechende Theoriebeladenheit.

3.3. UNBEWUSSTE INFERENZ?

Bestimmte Wahrnehmungsphänomene legen die Idee nahe, dass es unbewusste Vorgänge gibt, die für das Zustandekommen unserer Wahrnehmung verantwortlich sind. Neben der Distanz- und Größenwahrnehmung lassen sich hier vor allem Expertenwahrnehmungen wie die der „chicken sexers“ anführen. Selbst wenn diese Beispiele nicht zwingend auf unbewusste Inferenz hinweisen, so machen sie doch plausibel, dass es unbewusste Vorgänge gibt, die ähnliche Ergebnisse zeitigen wie bewusste Inferenz.

Diese unbewussten Vorgänge können als Prozesse verschiedener Kategorien beschrieben werden. Wie wir gesehen haben, bieten sich zur Erklärung der Entstehung unserer sinnlichen Erfahrungen /Wahrnehmungen Prozesse der Kategorien 1 und 2 an. Damit wird bei einer Transformation der Information deren Gehalt entweder beibehalten oder durch begrenzte (nicht aus höheren kognitiven Systemen stammende) zusätzliche Informationen verändert. Die Schlüsse, mit denen eine solche Veränderung der Information beschrieben werden kann, sind entweder induktiver oder deduktiver Natur. Dabei spielt es eine untergeordnete Rolle, auf welcher Ebene diese Schlüsse dem Prozess zugeschrieben werden (wenngleich wir eine Zuschreibung auf der Ebene der Resultate/Aufgabe bevorzugen). Aus dieser Charakterisierung der Prozesse, die für das Zustandekommen von Wahrnehmung/sinnlicher Erfahrung zuständig sind, ergibt sich eine Mischform aus Empirismus und Nativismus: Bestimmte Informationen müssen (vermutlich in Form von Mechanismen/Strukturen) angeboren sein; trotzdem sind die Prozesse gegenüber neuen Erfahrungen – so sie in Massen auftreten – sensibel.

Bestimmen wir die unbewussten psychischen Vorgänge, die zur Entstehung einer sinnlichen Erfahrung/Wahrnehmung führen, auf diese Weise, so können sie in einem weniger anspruchsvollen Sinne mit dem Begriff „Inferenz“ belegt werden: Sie zeichnen sich durch Intelligenz, Regelgeleitetheit, eventuell Propositionalität (je nach Vergleichsebene und sonstigen Annahmen) und unter Umständen sogar Rationalität (so denn die Natur rational sein kann) aus. Allerdings bleibt eine solche Bestimmung ohne erkenntnistheoretische

Konsequenzen. Es ist ein bisschen so, als würden wir den schwarzen Schwänen zwar eine gemeinsame Abstammungsgeschichte nachweisen können, nicht aber gemeinsame Nachkommen mit anderen Schwänen (Höckerschwänen). Wir können die unbewussten Vorgänge als unbewusste Inferenz bezeichnen, da sie einige Gemeinsamkeiten mit bewusster Inferenz aufweisen, doch eine solche unbewusste Inferenz bliebe ohne erkenntnistheoretische Konsequenzen: das Besondere bewusster Inferenz – ihre mangelnde Verlässlichkeit und mangelnde Neutralität – muss unbewusster Inferenz nicht zugeschrieben werden.

Damit können wir im Folgenden darauf verzichten, unbewusste Inferenz weiter zu berücksichtigen. Die in diesem Kapitel genannten Wahrnehmungsphänomene (Distanz- und Größenwahrnehmung, Expertenwahrnehmung, Müller-Lyer-Illusion) stellen für die Möglichkeit einer nicht-inferentiellen Basis kein zwingendes Problem dar.

4. DIE NICHT-INFERENTIELLE BASIS

– propositional oder nicht-propositional, begrifflich oder nicht-begrifflich

“Now, look there.” He pointed to the ground in front of him. “What do you see there?”

“Tracks,” said Piglet.

“Paw-marks.” He gave a little squeak of excitement.

“Oh, Pooh! Do you think it’s a – a – a Woozle?”

“It may be,” said Pooh.

“Sometimes it is, and sometimes it isn’t. You never can tell with paw-marks.”

A.A. Milne

In diesem Kapitel werden wir die verschiedenen Kandidaten für die nicht-inferentielle Basis unserer Überzeugungen auf ihre Möglichkeit, den Anforderungen (AEÜ1) und (AEÜ2)²²² zu entsprechen, untersuchen. Dafür werden wir zunächst Genaueres über Begrifflichkeit und Propositionalität sowie mögliche Zusammenhänge beider sagen. Für die späteren Untersuchungen wird dabei vor allen Dingen eine Unterscheidung von Zustands- und Inhaltssicht in Bezug auf begriffliche Erfahrungen von Bedeutung sein: Wenn wir von Erfahrungen behaupten, sie seien begrifflich (oder nicht-begrifflich), können wir uns damit einmal auf den Zustand (Erfahrungen sind begriffsabhängige/begriffsunabhängige Zustände) beziehen oder auf den entsprechenden Inhalt (der Inhalt von Erfahrungen ist begrifflich/nicht-begrifflich). Diese Unterscheidung lässt bei den Kandidaten für eine nicht-begriffliche Basis eine größere Varianz zu, die in der nachfolgenden Untersuchung beachtet wird.

Nach diesen klärenden und differenzierenden Vorbemerkungen werden wir uns dann den eigentlichen Kandidaten widmen. Wir werden dabei sehen, dass eine zu große Nähe von Überzeugungen und Basis die erste Anforderung (AEÜ1) massiv gefährdet. Doch anders als von Befürwortern einer größeren Nähe zwischen Basis und Überzeugungen angenommen, laufen Positionen, die von dieser Nähe abweichen, nicht automatisch Gefahr die zweite Anforderung (AEÜ2) zu verletzen.

²²² (AEÜ1) **Verlässlichkeit/Neutralität:** Erfahrungen/bestimmte Überzeugungen müssen eine nicht-inferentielle Basis bilden.

(AEÜ2) **Rationale Zugänglichkeit:** Erfahrungen/bestimmte Überzeugungen müssen in inferentiellen Zusammenhängen mit Überzeugungen stehen können.

Unsere Untersuchung zur Möglichkeit unbewusster Inferenz hat uns zu der Einsicht geführt, dass die nicht-inferentielle Basis unserer Überzeugungen durchaus bewusst sein und damit in unserer Reichweite liegen kann. Mit dieser Einsicht können wir uns nun an die grundlegende Frage begeben, worin genau diese nicht-inferentielle Basis besteht. Handelt es sich um Überzeugungen oder Erfahrungen? Ist die Basis propositional oder nicht-propositional, begrifflich oder nicht-begrifflich?

Im ersten Kapitel haben wir die möglichen Kandidaten für eine nicht-inferentielle Basis bereits auf die folgenden Positionen eingegrenzt:

- (1) Überzeugungen (propositional, begrifflich)²²³
- (2) Erfahrungen (propositional, begrifflich)²²⁴
- (3) Erfahrungen (nicht-propositional, begrifflich)²²⁵
- (4) Erfahrungen (propositional, nicht-begrifflich)²²⁶
- (5) Erfahrungen (nicht-propositional, nicht-begrifflich)²²⁷

Diese Kandidaten können wir nun im Hinblick auf die (ebenfalls in Kapitel 1 besprochenen) Anforderungen an eine nicht-inferentielle Basis untersuchen:

(AEÜ1) Verlässlichkeit/Neutralität: Erfahrungen/bestimmte Überzeugungen müssen eine nicht-inferentielle Basis bilden.

(AEÜ2) Rationale Zugänglichkeit: Erfahrungen/bestimmte Überzeugungen müssen in inferentiellen Zusammenhängen mit Überzeugungen stehen können.

²²³ Bspw. Armstrong (1961,1968).

²²⁴ Bspw. McDowell (1996).

²²⁵ Bspw. McDowell (2009).

²²⁶ Bspw. Bonevac (2002).

²²⁷ Bspw. Crane (1992, 2011).

Wir werden dabei natürlich auch andere Argumente für und gegen die genannten Positionen nicht vollkommen außer Acht lassen; doch im Zentrum der folgenden Untersuchung sollen die beiden Anforderungen (insbesondere die Zweite der beiden) stehen.

Bevor wir uns dieser Untersuchung zuwenden, müssen wir noch einige klärende Bemerkungen voranstellen. Diese Bemerkungen bestehen zunächst in einer kurzen Wiederholung und Spezifizierung dessen, was hier unter „Inferenz“ oder „inferentiell“ zu verstehen ist. Im Anschluss daran werden wir noch auf Begrifflichkeit und Propositionalität eingehen, um die Voraussetzungen der einzelnen Positionen ((1)-(5)) besser erfassen zu können.

Inferenz und Basis

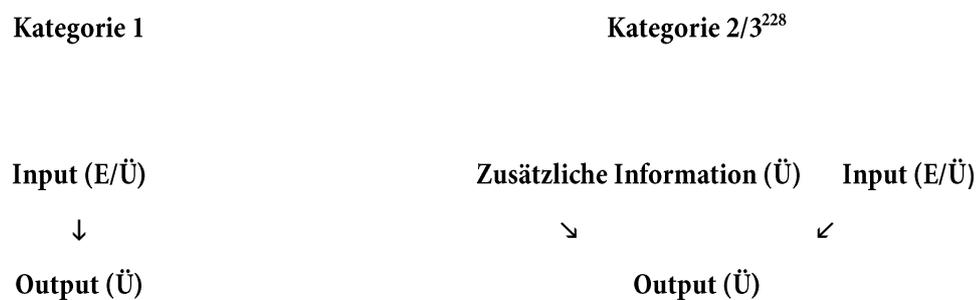
In Kapitel 2 haben wir festgehalten, dass Inferenz auf verschiedenen Ebenen beschrieben werden kann:

| Beschreibung auf physischer Ebene | Beschreibung auf Ebene der Aufgabe |
|--|---|
| <p>Prozess</p> <p><i>Zuschreibung: kontinuierliche Zeitlichkeit (schnell etc.)</i></p> | <p>Reflexion</p> <p><i>Zuschreibung: Verantwortlichkeit (sorgfältig etc.), Bewusstsein</i></p> |
| <p>Anfangszustand des Prozesses</p> | <p>Ausgangsinformation (Input)</p> |
| <p>Endzustand des Prozesses</p> | <p>Endinformation (Output)</p> <p><i>Zuschreibung (in Zusammenhang mit Input): Rationalität (gerechtfertigt etc.)</i></p> |

Auf Basis dieser verschiedenen Aspekte und Beschreibungsebenen von Inferenz haben wir in Kapitel 3 die bewusste von einer (a priori möglichen, a posteriori aber nicht notwendig zu postulierenden) unbewussten Inferenz unterschieden. Da unbewusste Inferenz in einem erkenntnistheoretisch relevanten Sinn für uns als Option wegfällt, können wir im Folgenden die Bestimmung von bewusster Inferenz zugrunde legen:

Bewusste Inferenz liegt dann vor, wenn das schlussfolgernde Subjekt sich einer Endinformation, einer Ausgangsinformation und eines Zusammenhangs zwischen beiden prinzipiell bewusst sein kann.

Die Ausgangsinformation ist dabei als nicht-inferentielle Basis (Überzeugung oder Erfahrung) zu verstehen, während die Endinformation in der gefolgerten Überzeugung besteht. Endinformation und Ausgangsinformation (und damit auch deren Zusammenhang) können grundsätzlich in Form eines Argumentes dargestellt werden. Es sind dabei aber – auch das haben wir in Kapitel 3 (Abschnitt 3.2.) ausführlich besprochen – verschiedene Kategorien von Argumenten bzw. Transformationen der Ausgangsinformation in Endinformation denkbar:



Anders als bei unbewusster Inferenz (und anders, als es der Mehrzahl der Wahrnehmungsphilosophen implizit vorzuschweben scheint), sind dabei alle Kategorien der Informationstransformation denkbar.

²²⁸ Die Kategorien 2 und 3 unterscheiden sich nur in Hinblick auf die Reichweite der zusätzlichen Information. Für eine mögliche unbewusste Inferenz war die Unterscheidung zwischen diesen beiden Kategorien von Bedeutung (vgl. Kapitel 3), für bewusste Inferenz können wir diesen Unterschied vernachlässigen.

Entsprechend ist auch die Form des Argumentes, das zur Darstellung der Inferenz verwendet wird, nicht von vorneherein festgelegt. Sollte der Übergang von Basis zu Überzeugung über die Welt entsprechend der Kategorie 1 vonstatten gehen, könnte das diesen Zusammenhang darstellende Argument in einer Prämisse und einer Konklusion gleichen Inhalts bestehen:

| | |
|----------------------------------|--------------------------------|
| Prämisse (Inhalt E/Ü) | Da ist ein roter Tisch. |
|----------------------------------|--------------------------------|

| | |
|----------------------------------|--------------------------------|
| Konklusion (Inhalt Ü) | Da ist ein roter Tisch. |
|----------------------------------|--------------------------------|

Bei Argumenten, die inferentielle Beziehungen der Kategorie 2 oder 3 darstellen sollen, muss mindestens eine weitere Prämisse für die zusätzliche Information eingefügt werden. Ausgangs- und Endinformation können dann nicht den gleichen Inhalt haben (Prämisse und Konklusion unterscheiden sich).

| | |
|------------------------------------|---|
| Prämisse 1 (Inhalt E/Ü) | Da ist ein relativ großes Objekt aus Holz mit vier Beinen. |
|------------------------------------|---|

| | |
|---|---|
| Prämisse 2 (zusätzliche Information) | Relativ große Objekte aus Holz mit vier Beinen sind Tische |
|---|---|

| | |
|----------------------------------|--------------------------|
| Konklusion (Inhalt Ü) | Da ist ein Tisch. |
|----------------------------------|--------------------------|

Es ist durchaus denkbar, dass alle drei Kategorien von inferentiellen Beziehungen zwischen Basis und inferentieller Überzeugung bestehen können.

Allerdings ergibt es für Vertreter der ersten Position ((1) die nicht-inferentielle Basis unserer Überzeugungen sind Überzeugungen) wenig Sinn, den Zusammenhang zwischen Basis und Überzeugung anhand von Schlussfolgerungen der ersten Kategorie zu bestimmen. Wir können zwar aus einer Überzeugung mit dem Inhalt „Da ist ein roter Tisch“ die Überzeugung „Da ist ein roter Tisch“ folgern, aber es lässt sich in diesem Fall kaum von Informationstransformation sprechen. Denn da es sich in beiden Fällen um propositionale

und begriffliche Überzeugungen handelt, findet weder eine Änderung des Inhaltes (qua Kategorie1) noch eine Änderung des Formates (es handelt sich beide Male um propositionale und begriffliche Überzeugungen) statt.

Gleichzeitig ist den Vertretern aller anderen Positionen ((2)-(5)) daran gelegen, dass zwischen Erfahrungen und Überzeugungen ein Zusammenhang der Kategorie 1 bestehen kann (wenn er auch nicht immer bestehen muss). Wie Tim Crane es formuliert:

When I believe that the sun is shining because I see that it is, then in an obvious sense I believe what I see. What I am believing is surely in some sense the same as what I am experiencing – namely, *that the sun is shining* – the way the world is represented to be, or the content[...].²²⁹

Wenn wir aufgrund unserer sinnlichen Erfahrung glauben, dass die Sonne scheint, liegt es nahe, zwischen Erfahrung und Überzeugung einen Zusammenhang der Kategorie 1 herzustellen. Denn damit können Erfahrungen und auf sie aufbauende Überzeugungen den gleichen Inhalt haben. Anhand des Crane'schen Beispiels verdeutlicht, wäre eine mögliche Darstellung des Zusammenhangs von Erfahrung und Überzeugung durch ein Argument dann die folgende:

| | |
|------------------------------|---------------------------|
| Prämisse (Inhalt E) | Die Sonne scheint. |
| Konklusion (Inhalt Ü) | Die Sonne scheint. |

Insbesondere Bill Brewer (Abschnitt 4.5.1.) versucht aufzuzeigen, dass einige der Kandidaten ((2)-(5)) keinen solchen Zusammenhang (Kategorie 1) zwischen Erfahrung und Überzeugung herstellen können und dass sie damit in letzter Konsequenz (weil entsprechende zusätzliche Information nicht verfügbar ist) der zweiten Anforderung nicht gerecht werden können.

Wir werden uns mit Brewers Argumenten an der jeweiligen Stelle ausführlich beschäftigen. Zunächst soll es uns ausreichen festzuhalten, dass alle drei Kategorien als Zusammenhang

²²⁹ Crane (1992), S.140.

denkbar sind, Position (1) aber eher auf Kategorie 2 und 3 baut, während die Positionen (2)-(5) zumindest manchmal Zusammenhänge der Kategorie 1 ins Zentrum rücken.

Mit dieser kurzen Zusammenfassung und Spezifizierung dessen, was im Folgenden unter „Inferenz“ oder „inferentiellen Zusammenhängen“ zu verstehen ist, können wir uns nun „Propositionen“ und „Begriffen“ zuwenden.

4.1. PROPOSITIONALITÄT UND BEGRIFFLICHKEIT

Wir haben in vorangegangenen Kapiteln (insbesondere im ersten Kapitel) bereits häufiger Zustände/Inhalte als propositional und/oder begrifflich beschrieben, ohne genau zu klären, welche Merkmale wir damit Zuständen/Inhalten zuordnen. Diese Klärung wollen wir, soweit möglich, jetzt vornehmen. Denn nur wenn wir eine einigermaßen deutliche Vorstellung davon haben, was bspw. unter nicht-propositionalen, begrifflichen Erfahrungen zu verstehen ist, können wir uns fragen, ob solche Erfahrungen als nicht-inferentielle Basis unserer Überzeugungen fungieren.

In einer Vielzahl von Auseinandersetzungen über die nicht-inferentielle Basis werden „Propositionalität“ und „Begrifflichkeit“ als zwar unterschiedene, aber miteinander einhergehende Merkmale betrachtet: Wenn etwas propositional ist, dann gilt es oft auch als begrifflich und umgekehrt.²³⁰ Für nicht-begriffliche, propositionale oder nicht-propositionale, begriffliche Erfahrungen wird oft kein Raum geschaffen. Ein Grund für diese scheinbare Verbundenheit von Propositionalität und Begrifflichkeit ist in der gewünschten Nähe oder Distanz von nicht-inferentieller Basis zu Überzeugungen zu sehen. Überzeugungen werden im Allgemeinen als propositional und begrifflich charakterisiert.²³¹ Wollen wir die nicht-inferentielle Basis sehr nah an Überzeugungen rücken (wollen wir der zweiten Anforderung besonders gut entsprechen), dann sollten wir sie als propositional und begrifflich kennzeichnen. Wollen wir die Basis hingegen eher von Überzeugungen absetzen (um der ersten Anforderung besonders gut zu entsprechen), so können wir dies durch eine Charakterisierung der Basis als nicht-propositional und nicht-begrifflich. Nicht-begriffliche,

²³⁰ Für „Wenn etwas propositional ist, dann ist es auch begrifflich.“ siehe z.B. Bonevac (2002) in einer Fußnote auf S. 25: „The assumption that anything with propositional form is conceptually articulated finds widespread support; see, for example Alston (1998) and Wright (1998).“

Für „Wenn etwas begrifflich ist, dann ist es auch propositional.“ siehe z.B. McDowell (2009) S. 258 in einer Charakterisierung seiner Position aus „Mind and World“: „I used to assume that to conceive experiences as actualizations of conceptual capacities, we would need to credit experiences with propositional content, the sort of content judgments have.“

²³¹ Eine der wenigen Ausnahmen dieser Charakterisierung bildet Stalnaker (1998). Wir werden seine Position unter 4.1.2. (1) kurz streifen.

propositionale oder nicht-propositionale, begriffliche Erfahrungen als Basis scheinen hingegen weder eine besondere Nähe noch eine besondere Distanz von Basis und Überzeugungen zu implizieren.

Um die beiden letztgenannten Konzeptionen von Erfahrung nicht von vorneherein auszuschließen, werden wir „Propositionalität“ und „Begrifflichkeit“ getrennt voneinander betrachten und die mit ihnen einhergehenden Merkmale identifizieren.

4.1.1. Propositionalität

Erfahrungen und Überzeugungen (Wünsche, Erinnerungen...) können als propositional bezeichnet werden. Gerade bei Erfahrungen gibt es aber einen Disput darüber, ob eine solche Bezeichnung Erfahrung korrekt beschreibt oder nicht. Wir werden in diesem Abschnitt einige Charakteristika von Propositionen aufzeigen, die uns ein Urteil in dieser Frage zumindest erleichtern sollen. Dabei werden wir keine spezielle Theorie zu Propositionen einnehmen. Es soll uns reichen, die Merkmale, die einem propositionalen Zustand/Inhalt qua Propositionalität zukommen sollen, zu benennen, ohne Propositionen beispielsweise à la Russell oder Frege zu bestimmen.

Doch bevor wir uns diesen Charakteristika/Merkmalen zuwenden, müssen wir klären, was genau bei Erfahrungen propositional sein soll: der Zustand oder sein Inhalt.

Wenn wir von Erfahrungen sagen, sie seien propositional, können wir damit zwei verschiedene Dinge meinen. Wir können meinen, Erfahrungen seien Zustände, deren Objekte aus Propositionen bestehen (Erfahrungen sind Einstellungen gegenüber Propositionen) oder wir meinen damit, dass der Inhalt von Erfahrungen aus Propositionen besteht oder Propositionen ausdrückt²³² (Erfahrungen haben propositionalen Inhalt). Es liegt nahe anzunehmen, dass das eine zu meinen auch heißt, das andere zu meinen. Einen Unterschied gäbe es nur dann, wenn der Zustand sich auf eine Proposition beziehen könnte, die außerhalb seines Inhaltes liegt, oder Erfahrungen propositionale Inhalte haben könnten, ohne dass diese

²³² Je nach Theorie (zu Propositionen) besteht der Inhalt von Erfahrungen aus Propositionen oder drückt diese aus/steht in Relationen zu diesen. Da wir uns hier auf keine spezielle Theorie festlegen wollen, lassen wir beide Interpretationen zu.

Inhalte die Objekte der entsprechenden Zustände wären. Beide Optionen scheinen eher unattraktiv und wenig gangbar. Wir können deshalb davon ausgehen, dass das eine zu meinen (Erfahrungen sind propositional) bedeutet das andere zu meinen (Erfahrungsinhalte sind propositional). Und entsprechend ist es – zumindest im Hinblick auf Zustand und Inhalt – nicht zweideutig von propositionalen Erfahrungen zu sprechen (Wie wir noch sehen werden, verhält sich das bei begrifflichen/nicht-begrifflichen Erfahrungen etwas anders.). Wir können uns also ohne weitere Vorbehalte der Frage zuwenden, was eine Proposition eigentlich ist/worin ihre Besonderheit besteht.

4.1.1.1. Was ist eine Proposition?

The term ‘proposition’ has a broad use in contemporary philosophy. It is used to refer to some or all of the following: the primary bearers of truth-value, the objects of belief and other “propositional attitudes” (i.e., what is believed, doubted, etc.^[1]), the referents of *that*-clauses, and the meanings of sentences.²³³

In diesem breiten Sinne kann unter „Proposition“ eine Vielzahl von Dingen verstanden werden, die nicht unbedingt einer gemeinsamen Klasse angehören müssen. Wir werden uns deshalb, ähnlich wie Matthew McGrath, nur auf die ersten beiden genannten (klassischen) Verwendungen beziehen.

(1) Träger von Wahrheit und Falschheit

Propositionen können, ebenso wie Sätze, Überzeugungen und Behauptungen, wahr oder falsch sein – sie sind die Träger von Wahrheitswerten. Mehr noch, sie sind (so sie existieren) die primären Träger von Wahrheitswerten, da Sätze, Überzeugungen und Behauptungen (etc.) durch ihren Zusammenhang mit entsprechenden wahren oder falschen Propositionen wahr oder falsch sind.

²³³ McGrath (2012).

Für eine Bestimmung der nicht-inferentiellen Basis unserer Überzeugungen hat dieser Umstand erhebliche Konsequenzen. Wenn die nicht-inferentielle Basis wahr oder falsch sein kann, ist sie dies vermutlich aufgrund ihres Zusammenhangs mit einer Proposition. Wahre oder falsche Erfahrungen (und damit auch Überzeugungen) müssen als propositional verstanden werden.

Es gibt allerdings prima facie keine Notwendigkeit, Erfahrungen als wahr oder falsch zu charakterisieren. Wie Tim Crane in „Is Perception a Propositional Attitude“ deutlich macht, können Erfahrungen als genau (accurate) oder ungenau (inaccurate) beschrieben werden, ohne dass dabei auf Wahrheit oder Falschheit zurückgegriffen werden müsste:

Accuracy is not truth, since accuracy admits of degrees and truth does not. (The same can be said of correctness.) A picture, for example, can be more or less accurate, but a picture is not true or false. So there is no straightforward deductive inference from the claim that experiences can be accurate and inaccurate to the conclusion that they can be true or false, that they have propositional contents.²³⁴

Damit ist es prinzipiell möglich, Erfahrungen als propositional oder nicht-propositional zu charakterisieren (abhängig davon, ob man sie als wahr/falsch charakterisiert oder nicht).

(2) Objekt von Überzeugungen, Wünschen und anderen Einstellungen

Propositionen gelten als Objekte von Zuständen wie Überzeugungen und Wünsche, den sogenannten propositionalen Einstellungen. Wenn wir uns fragen, ob Erfahrungen propositional sind, dann fragen wir uns damit, ob Erfahrung eine propositionale Einstellung ist (und ob sie eine Proposition als Objekt hat). Je nach Antwort auf diese Frage stellen wir dann eine größere Nähe zu Überzeugungen (die gemeinhin als propositionale Einstellungen zu Propositionen gelten) her oder nicht.

4.1.1.2. Sind Propositionen immer begrifflich?

²³⁴ Crane (2011).

Propositionen bieten im philosophischen Kontext auf verschiedenen Ebenen Anlass zu Auseinandersetzungen. Eine sehr grundlegende Frage ist dabei zunächst, ob es überhaupt Propositionen geben kann. Da die meisten Vertreter der Positionen (1)-(5) die Existenz von Propositionen voraussetzen, können wir die Frage in diesem Kontext vernachlässigen. Doch zu klären bleibt, ob Propositionen strukturiert oder unstrukturiert sind und welcher Art ihre Existenz und die Existenz entsprechender Konstituenten (falls vorhanden) ist.²³⁵

Eine Frage ist dabei auch für die folgende Untersuchung von großer Bedeutung: die Frage nach der Begrifflichkeit von Propositionen.

Wir haben zu Beginn dieser kurzen Betrachtung angenommen, Begrifflichkeit und Propositionalität wären nicht von vorneherein koexistent. Trotzdem gibt es bestimmte Theorien zu Propositionen, die diese als begrifflich charakterisieren und damit eine solche Koexistenz voraussetzen. Hier sind vor allem Freges Theorie der Propositionen und deren Nachfolger zu nennen.

Bei Frege selbst findet sich in diesem Zusammenhang keine explizite These zu Propositionen, doch was er in „Über Sinn und Bedeutung“ als „Gedanken“ bezeichnet, wurde in der Folge oftmals als „Frege’sche Propositionen“ interpretiert.²³⁶ Demnach sind Propositionen der Sinn von Aussagesätzen – der durch sie ausgedrückte Gedanke. Dieser Sinn ist aber wiederum abhängig vom Sinn der einzelnen Ausdrücke, Wörter oder Zeichen, die in dem Satz vorkommen:

[...] es ist z.B. der Gedanke des Satzes >>der Morgenstern ist ein von der Sonne beleuchteter Körper<< verschieden von dem des Satzes >>der Abendstern ist ein von der Sonne beleuchteter Körper<<. Jemand, der nicht wüßte, daß der Abendstern der Morgenstern ist, könnte den einen Gedanken für wahr, den anderen für falsch halten. Der Gedanke kann also nicht die Bedeutung des Satzes sein, vielmehr werden wir ihn als den Sinn aufzufassen haben.²³⁷

²³⁵ Vgl. bspw. Hanks (2009).

²³⁶ Vgl. Frege (2002), S.29.

²³⁷ Frege (2002), S. 29.

Wenn Propositionen als Frege'sche Gedanken zu verstehen sind, dann sind sie strukturiert und haben Frege'sche Sinne (von Wörtern) als ihre Konstituenten. Frege'sche Sinne (von Wörtern) werden aber – wie wir gleich sehen werden – mit Begriffen identifiziert. Insofern wäre eine Interpretation von Propositionen als Frege'sche Gedanken auf eine Kombination von Propositionalität mit Begrifflichkeit (jedoch nicht umgekehrt) festgelegt: Wann immer etwas propositional (im Sinne Freges) wäre, müsste es auch begrifflich sein.

Andere Charakterisierungen von Propositionen müssen keinen solchen Zusammenhang zwischen Begrifflichkeit und Propositionalität herstellen. Unter einer Russell'schen Konzeption von Propositionen (die gerne der Frege'schen gegenübergestellt wird) bestehen diese aus Objekten und Relationen zwischen denselben. Damit haben sie keine Begriffe als Konstituenten, sie scheinen nicht-begrifflich zu sein.

Es kann also eine Abhängigkeitsbeziehung zwischen Theorien zu Propositionen und Charakterisierungen der Basis unserer Überzeugungen geben. Bestimmen wir bspw. den Inhalt der Erfahrung als nicht-begrifflich und propositional, so können wir nicht gleichzeitig annehmen, dass alle Propositionen als Frege'sche Gedanken zu verstehen sind.

Erfahrungen können – der hier vorgenommenen allgemeinen Charakterisierung folgend (s. 4.1.1.1.) – damit als propositional oder nicht-propositional charakterisiert werden. Eine Charakterisierung als propositional kennzeichnet Erfahrungen (vergleichbar mit Überzeugungen) als propositionale Einstellungen; der Inhalt der Erfahrungen ist dann wahr oder falsch. Bei einer Charakterisierung als nicht-propositional hingegen, unterscheiden sich Überzeugungen und Erfahrungen, da Erstere propositionale Einstellungen sind, Letztere aber nicht; der Inhalt der Erfahrungen ist dann weder wahr noch falsch (er kann aber korrekt oder unkorrekt sein).

Zudem gibt es im Allgemeinen keinen zwingenden Zusammenhang zwischen Propositionalität und Begrifflichkeit (vgl. 4.1.1.2.). Nur unter bestimmten theoretischen Voraussetzungen (Frege'scher Inhalt) folgt aus der Propositionalität (oder Nicht-Propositionalität) von Erfahrung auch, dass diese begrifflich (nicht-begrifflich) ist.

4.1.2. Begrifflichkeit

Die nicht-inferentielle Basis unserer Überzeugungen kann prinzipiell als begrifflich oder als nicht-begrifflich charakterisiert werden. Damit wir diese Unterscheidung (und ihren Zusammenhang mit der Erfüllung unserer zwei Anforderungen) fassen können, müssen wir etwas näher darauf eingehen, was Begriffe eigentlich sind. Dieser Frage werden wir im ersten Absatz dieses Abschnittes nachgehen (4.1.2.1.). In dem darauf folgenden Absatz (4.1.2.2.) werden wir dann versuchen herauszufinden, ob von Erfahrungen zu sagen, sie seien begrifflich, bedeutet zu sagen, ihr Inhalt sei begrifflich, oder ob Erfahrungen noch auf eine andere Weise als begrifflich verstanden werden können. Und in einem letzten Absatz (4.1.2.3.) werden wir betrachten, welche Klasse/Art von Begriffen in begrifflichem Erfahrungsinhalt vorkommen kann.

4.1.2.1. Was ist ein Begriff?

Es gibt verschiedene Möglichkeiten zu bestimmen, was ein Begriff ist. Wir werden hier nicht alle möglichen Optionen durchgehen, sondern eine wahrscheinliche und eine minimale Anforderung an Begriffe (in diesem Zusammenhang) formulieren. In den meisten Fällen werden Begriffe in der zeitgenössischen Debatte um nicht-begriffliche oder begriffliche Erfahrung als Frege'sche Sinne verstanden. Damit entsprechen sie der Art und Weise, in der uns ein bestimmter Gegenstand gegeben ist. Einen Begriff zu besitzen bedeutet, imstande zu sein einen Gedanken zu erfassen, in dem der entsprechende Begriff vorkommt.²³⁸

Doch auch wenn Begriffe in den meisten (hier relevanten) Fällen als Frege'sche Sinne verstanden werden, gibt es doch einige Ausnahmen. Eine der prominentesten Ausnahmen bildet David Armstrong, der Begriffe als Diskriminationsfähigkeit interpretiert. Unter dieser Interpretation können auch Tiere über Begriffe verfügen. Damit aber verwischt Armstrongs Verständnis von Begriffen die Trennlinie zwischen Konzeptualisten (Erfahrung ist begrifflich) und Nicht-Konzeptualisten (Erfahrung ist nicht-begrifflich). Denn während Ersterer einräumen, dass Tiere nicht über Begriffe verfügen (was für die Auseinandersetzung von

²³⁸ Vgl. Byrne (2004), S.231 f.

Konzeptualisten und Nicht-Konzeptualisten von Bedeutung ist, siehe Abschnitt 4.4.3.1.), gehen Letztere auch davon aus, dass es bei der nicht-begrifflichen Erfahrung einer Diskriminationsfähigkeit bedarf.

Um dieses Verwischen der Trennlinie zwischen Konzeptualisten und Nicht-Konzeptualisten zu vermeiden, sollten wir die minimale Anforderung an Begriffe stellen, dass diese über eine reine Diskriminationsfähigkeit hinaus gehen (meist durch eine Einbettung der Begriffe in inferentielle Zusammenhänge).

Mit dieser kurzen Charakterisierung von „Begriff“ im Kontext unserer Auseinandersetzung können wir uns nun einem heikleren Thema zuwenden, der Frage, ob Erfahrungen begrifflich sein können, ohne begrifflichen Inhalt zu haben (bzw. nicht-begrifflich sein können, ohne nicht-begrifflichen Inhalt zu haben).

4.1.2.2. Zustand und Inhalt

Wenn wir von Erfahrung behaupten, sie sei nicht-begrifflich, können wir damit einmal meinen, ihr Inhalt sei nicht-begrifflich, oder wir meinen, Erfahrung als Zustand sei nicht-begrifflich. Diesen unterschiedlichen Möglichkeiten entsprechend verweist Richard Heck in „Nonconceptual Content and the “Space of Reasons”“ auf zwei verschiedene Sichten, die bei der Charakterisierung von Erfahrung als nicht-begrifflich²³⁹ eingenommen werden können, die sogenannte „state view“ und die „content view“.²⁴⁰ Der inhaltlichen Sicht (content view) zufolge gibt es zwei verschiedene Arten von Inhalt, begrifflichen und nicht-begrifflichen Inhalt. Während Ersterer aus Begriffen besteht, ist dies bei Letzterem nicht der Fall. Wenn wir also beispielsweise von Erfahrungen sagen, sie seien nicht-begrifflich, dann haben sie einen anderen Inhalt als Überzeugungen (deren Inhalt begrifflich ist).²⁴¹

Der Zustands-Sicht (state view) zufolge könnten Erfahrungen aber nicht-begrifflich sein, ohne dass ihr Inhalt nicht-begrifflich wäre (ohne dass sich ihr Inhalt von Überzeugungsinhalten

²³⁹ Wir werden im Anschluss der Untersuchung dieser Unterscheidung feststellen, inwiefern eine ähnliche Differenzierung in Bezug auf begriffliche Erfahrung getroffen werden kann.

²⁴⁰ Vgl. Heck (2000), S. 484-486.

²⁴¹ Toribio (2008) fasst diese Unterscheidung auf S. 354 wie folgt: „For any perceptual experience *E* with content *C*, *C* is nonconceptual iff *C* is essentially different in kind to the content of beliefs.”

wesentlich unterschiede). Erfahrungen wären dann – im Gegensatz zu Überzeugungen – deshalb nicht-begrifflich, weil wir uns in einem entsprechenden Zustand befinden können (eine sinnliche Erfahrung machen können), ohne die Begriffe besitzen zu müssen, die den Inhalt charakterisieren.²⁴² Bei Überzeugungen ist das nicht möglich. Damit wir eine Überzeugung haben können, müssen wir die Begriffe ihres Inhalts besitzen (Damit ich die Überzeugung „Gras ist grün.“ haben kann, muss ich unter anderem die Begriffe „Gras“ und „grün“ besitzen.).

Richard Hecks Unterscheidung ist im Anschluss an seinen 2000 erschienenen Aufsatz von verschiedenen Philosophen aufgenommen und diskutiert worden.²⁴³ Sie ist zunächst eine These zu Versionen von Nicht-Konzeptualismus (Erfahrung ist nicht-begrifflich). Allerdings ist sie indirekt auch eine These zu Versionen von Konzeptualismus (Erfahrung ist begrifflich), denn auch bei einem Konzeptualismus kann zwischen der Begrifflichkeit von Zustand und Inhalt unterschieden werden. Oberflächlich betrachtet scheinen durch Hecks Unterscheidung neben einem klassischen Konzeptualismus (K) und einem klassischen Nicht-Konzeptualismus (N) zwei neue mögliche Positionen zu entstehen: ein Zustands-Nicht-Konzeptualismus gepaart mit einem Inhalts-Konzeptualismus (nennen wir diese Position H1) und ein Zustands-Konzeptualismus gepaart mit einem Inhalts-Nicht-Konzeptualismus (nennen wir diese Position H2).²⁴⁴ In einer Übersicht können wir diese Kombinationsmöglichkeiten wie folgt darstellen:

²⁴² Toribio (2008) S. 354: „For any perceptual experience *E* with content *C*, any subject *S*, and any time *t*, *E* is nonconceptual, iff it is not the case that in order for *S* to undergo *E*, *S* must possess at *t* the concepts that a correct characterization of *C* would involve.”

²⁴³ Siehe u. A. Byrne (2004), Speaks (2005), Bermúdez (2007), Toribio (2008), Crane (2011).

²⁴⁴Vgl Bermúdez, Cahen (2012): „These two ways of regarding the nonconceptual debate provide *theoretical* room for at least four possible positions: pure conceptualism, that is, state- and content-conceptualism; pure nonconceptualism, that is, state- and content- nonconceptualism; and two mixed positions, state-conceptualism with content-nonconceptualism; and state-nonconceptualism with content-conceptualism (Crowther 2006).”

| | Zustand (Erfahrung) | Inhalt (Erfahrung) |
|----|---------------------|--------------------|
| K | begrifflich | begrifflich |
| N | nicht-begrifflich | nicht-begrifflich |
| H1 | nicht-begrifflich | begrifflich |
| H2 | begrifflich | nicht-begrifflich |

Doch so einfach, wie die Lage im ersten Moment erscheinen mag (und wie sie von vielen diskutiert wird), ist sie leider nicht. Das können wir an Tim Cranes Argumentation für eine Zustands-Sicht nicht-begrifflicher Erfahrung deutlich machen.

Tim Crane bewertet in „Is Perception a Propositional Attitude?“ die Zustands-Sicht („state view“) als die richtige Interpretation nicht-begrifflicher Erfahrung, während er die inhaltliche Sicht („content view“) sogar als verfehlt („mistaken“) bezeichnet.²⁴⁵ Seine Gründe für diese Ansicht stellt er wie folgt dar:

If the content view were the right way of understanding ‘non-conceptual’, then a Lewis/Stalnaker conception of the contents of beliefs (as sets of worlds or sets of *possibilia*) would be a conception of non-conceptual content, since neither worlds nor individuals are concepts. But a theory which counted beliefs as having non-conceptual contents would miss the point of the original introduction of non-conceptual content, which was to identify a form of mental representation which is in some ways more primitive, more basic than belief. If the purpose of introducing the notion of non-conceptual content is to identify such a form of representation, then we should reject the content view and accept the state view.²⁴⁶

Unter einer Lewis/Stalnaker-Konzeption sind die Inhalte von Überzeugungen nicht-begrifflich. Damit könnten Erfahrungen und Überzeugungen einen (nicht-begrifflichen) Inhalt gleicher Art haben. Aus inhaltlicher Sicht (content view) wären dann sowohl Erfahrungen als auch Überzeugungen nicht-begrifflich. Nur die Zustands-Sicht (state view) kann einen Unterschied zwischen Erfahrungen und Überzeugungen im Hinblick auf ihre

²⁴⁵ Crane (2011), S. 98: „Of course, I have argued briefly above that the content view is mistaken.“

²⁴⁶ Crane (2011), S. 97.

Begrifflichkeit treffen: Erfahrungen wären – im Gegensatz zu Überzeugungen – Zustände, in denen wir uns auch ohne entsprechendes begriffliches Repertoire befinden könnten.

Vertreter eines Nicht-Konzeptualismus (nicht-begriffliche Erfahrung) wollen die Distanz von Überzeugungen und Erfahrungen betonen (diese Motivation drückt Crane im letzten Satz des Zitates aus). Es muss in Bezug auf Begrifflichkeit einen Unterschied zwischen Erfahrungen und Überzeugungen geben. H1 und H2 allein sind gegenüber dieser Distanz jedoch indifferent, da sie nur eine Bestimmung der Erfahrung, nicht jedoch der Überzeugung treffen.

Um ein exakteres Bild der theoretisch möglichen Positionen zu geben, müssen wir also die Begrifflichkeit von Erfahrung *und* Überzeugung im Hinblick auf Zustand oder Inhalt bestimmen. Dadurch ergeben sich zwei zusätzliche Positionen. Der Einfachheit halber verwenden wir in der nachfolgenden Darstellung „+“ für „begrifflich“ und „-“ für nicht-begrifflich.

| | Zustand (Erfahrung) | Zustand (Überzeugung) | Inhalt (Erfahrung) | Inhalt (Überzeugung) |
|-----|------------------------|--------------------------|-----------------------|-------------------------|
| K | + | + | + | + |
| N | - | + | - | + |
| H1 | - | + | + | + |
| H1N | - | + | - | - |
| H2 | + | + | - | + |
| H2N | - | - | - | + |

Wir können sehen, dass, vom klassischen Konzeptualismus abgesehen, alle Positionen mindestens einmal eine Unterscheidung von nicht-begrifflicher Erfahrung und begrifflicher Überzeugung machen (damit ist Cranes Forderung in allen Fällen erfüllt). H1N wäre dabei Cranes vorgeschlagene Kombination aus einer Lewis/Stalnaker-Konzeption von Inhalt mit einem Zustands-Nicht-Konzeptualismus.²⁴⁷

²⁴⁷ H1N ist keine Version von H1 wie oben definiert, da sie keinen Inhalts-Konzeptualismus impliziert, sondern einen Inhalts-Nicht-Konzeptualismus.

Mit diesen sechs theoretisch möglichen Positionen befinden wir uns in einer wesentlichen unkomfortablen Situation als vor der Einführung von Hecks Unterscheidung; eine einfache Auseinandersetzung um Konzeptualismus auf der einen Seite und Nicht-Konzeptualismus auf der anderen Seite scheint nicht mehr möglich zu sein. Argumente, die für oder gegen einen Konzeptualismus/Nicht-Konzeptualismus sprechen, müssen nun nicht mehr für die klassischen Positionen als Gesamtpaket gelten, sondern können entweder eher für begriffliche/nicht-begriffliche Zustände oder eher für begriffliche/nicht-begriffliche Inhalte sprechen. In „Is there a problem about nonconceptual content?“²⁴⁸ verweist Jeff Speaks darauf, dass viele Argumente für nicht-begriffliche Erfahrung (bspw. das Fineness-of-grain-Argument) – wenn überhaupt – nur die Zustands-Sicht („state view“) stützen, nicht aber die inhaltliche Sicht („content view“). Damit könnte es – sollten inhaltliche Sicht und Zustands-Sicht tatsächlich getrennt voneinander vertretbar sein – schwierig werden, unter der inhaltlichen Sicht Argumente für nicht-begriffliche Erfahrung zu finden.

Aus diesem Grund erscheint es attraktiv, vor einer Diskussion über Konzeptualismus und Nicht-Konzeptualismus die Auswahl an möglichen Positionen einzudämmen. Wir werden im Folgenden zwei solcher Eindämmungs-Strategien betrachten und die Stichhaltigkeit ihrer Argumentation überprüfen.

1. Alex Byrne - H1N und H2 sind keine möglichen Optionen

Alex Byrne konstatiert in „Perception and Conceptual Content“²⁴⁹ einen gewissen Zusammenhang zwischen Zustands- und Inhalts-(Nicht)-Konzeptualismus, der uns helfen könnte, H1N und H2 von der Liste möglicher Kombinationen zu streichen: Byrne zufolge impliziert ein Inhalts-Nicht-Konzeptualismus einen Zustands-Nicht-Konzeptualismus, während ein Zustands-Konzeptualismus einen Inhalts-Konzeptualismus mit sich bringt. Bei seiner Festlegung dieses Zusammenhangs zwischen beiden Sichten geht er von der Definition eines Zustands-Nicht-Konzeptualismus aus:

²⁴⁸ Speaks (2005).

²⁴⁹ Byrne (2004).

Mental state M with content p is a nonconceptual state iff it is possible to be in M without possessing all the concepts that characterize p. (S.5)²⁵⁰

Diese Bestimmung scheint auf den ersten Blick mit einer Definition übereinzustimmen, die Josefa Toribio in ähnlichem Kontext (s. Eindämmungs-Strategie 2) anführt:

For any perceptual experience E with content C, any subject S, and any time t, E is nonconceptual, iff it is not the case that in order for S to undergo E, S must possess at t the concepts that a correct characterization of C would involve.²⁵¹

In beiden Fällen wird ein Zustand (sinnliche Erfahrung) dann als nicht-begrifflich bezeichnet, wenn das Subjekt sich in diesem Zustand befinden kann, ohne entsprechende Begriffe besitzen. Allerdings unterscheiden sich die Definitionen in ihrer Bestimmung derjenigen Begriffe, die das Subjekt nicht besitzen muss. Während Byrne Begriffe erwähnt, die den Inhalt des Zustandes charakterisieren, ist bei Toribio von denjenigen Begriffen die Rede, die eine korrekte Charakterisierung des Inhalte enthalten würde. Auf den ersten Blick scheint dieser Unterschied nicht wesentlich zu sein, wir werden aber feststellen, dass er durchaus eine entscheidende Rolle spielt. Doch betrachten wir Byrnes Argumentation zunächst ohne genauer auf die Unterscheidung zwischen Begriffen, die den Inhalt charakterisieren, und Begriffen, die in einer korrekten Charakterisierung des Inhaltes vorkommen, einzugehen.

Byrne weist im Anschluss an seine Definition darauf hin, dass ein Inhalts-Nicht-Konzeptualismus unter dieser Bestimmung von Zustands-Nicht-Konzeptualismus trivialerweise zu einem Zustands-Konzeptualismus führte: Wenn wir annehmen, Erfahrung hätte einen Inhalt, der keinerlei Begriffe enthielte, dann besäßen wir alle Begriffe, die in diesem Inhalt vorkämen (nämlich keine). Und entsprechend müsste es sich bei Erfahrung um einen begrifflichen Zustand handeln.²⁵²

²⁵⁰ Byrne (2004), S. 233.

²⁵¹ Toribio (2008), S. 354.

²⁵² Byrne (2004), S. 234: „Suppose that (total) *content nonconceptualism* is true: if perceptual state M has content p, p is nonconceptual. So p ≠ that s (for any sentence replacing ‘s’), and hence p is not characterized by *any* concepts. It

Um diesem eigenartigen Schluss zu entgehen, stipuliert Byrne, dass die gegebene Definition für nicht-begriffliche mentale Zustände nur dann gilt, wenn tatsächlich einige Begriffe im Inhalt vorkommen und dass, sollten keine Begriffe im Inhalt vorkommen, auch der entsprechende Zustand nicht-begrifflich ist.²⁵³ Wenn wir Byrnes ursprüngliche Definition an diese Ausführungen anpassen, bedeutet das:

If p is characterized by some concepts: Mental state M with content p is a nonconceptual state iff it is possible to be in M without possessing all the concepts that characterize p.

If M has nonconceptual content q, then M is a nonconceptual state.

Aus dieser Definition folgt eine klare Abhängigkeit zwischen Zustands-Nicht-Konzeptualismus und Inhalts-Nicht-Konzeptualismus: Der letzte Satz legt fest, dass ein Inhalts-Nicht-Konzeptualismus einen Zustands-Nicht-Konzeptualismus impliziert. Damit wäre H2 keine gangbare Option. Gleichzeitig impliziert ein Zustands-Konzeptualismus damit einen Inhalts-Konzeptualismus, was H1N ebenfalls von der Liste der Kandidaten entfernte.

Aber ist Byrnes Erweiterung seiner ursprünglichen Definition nicht-begrifflicher Zustände tatsächlich notwendig? Oder können wir die ungewollte Konsequenz, dass ein Inhalts-Nicht-Konzeptualismus automatisch zu einem Zustands-Konzeptualismus führt, nicht auch ganz anders ausschließen?

An dieser Stelle lohnt es sich die Funktion des Begriffs „characterize“ in Byrnes Definition näher zu betrachten. Durch Begriffe charakterisiert zu sein bedeutet für einen Inhalt nichts anderes, als begrifflich zu sein (Inhalts-Sicht). Damit aber schafft Byrne bereits in seiner Definition der Zustands-Sicht einen Zusammenhang zwischen Zustands- und Inhalts-Sicht, der nicht notwendig ist.

Josefa Toribios Definition eines nicht-begrifflichen Zustandes ist in dieser Hinsicht neutral. Sie verweist lediglich auf diejenigen Begriffe, die zu einer korrekten Charakterisierung des

trivially follows that anyone who is in M must possess all the concepts that characterize p, and thus (according to the explanation in section 1.3.) that M is *conceptual*.”

²⁵³ Byrne (2004), S. 234: „But it is more natural to amend the account of section 1.3. by stipulating that as stated it only applies when p is characterized by some concepts, and adding that if M has *nonconceptual* content q, then M is a *nonconceptual* state.”

Inhaltes gehörten – eine Formulierung, die in Hinsicht auf die Inhalts-Sicht vollkommen neutral ist. Selbst wenn der Inhalt der Erfahrung nicht-begrifflich ist, kann es Begriffe geben, die für eine korrekte Charakterisierung (Bestimmung, Umschreibung) des Inhaltes benötigt werden. Und damit folgt aus ihrer Definition keine Implikationsbeziehung von Inhalts-Nicht-Konzeptualismus und Zustands-Nicht-Konzeptualismus auf der einen Seite (H2 ist bleibt möglich) sowie Zustands-Konzeptualismus und Inhalts-Konzeptualismus auf der anderen Seite (H1N ist bleibt möglich).

Byrnes Auseinandersetzung über das Verhältnis von Zustands- und Inhaltssicht scheint also keine überzeugende Einschränkung der möglichen Kombinationen liefern. Denn seine Einschränkung beruht auf einer Definition, die nicht ohne Alternativen ist. Vielleicht ist Josefa Toribios Ansatz eher dazu geeignet, unsere Liste möglicher Kombinationen zu reduzieren.

2. Josefa Toribio – H1 und H1N (H2N) sind keine möglichen Optionen

In einer Fußnote zu seiner Unterscheidung von „state“ und „content view“ behauptet Heck, die Zustands-Sicht (state view) sei vermutlich nicht zu verteidigen bzw. – kombiniert mit begrifflichen Überzeugungsinhalten – sogar inkohärent.²⁵⁴

Josefa Toribio unternimmt in „State Versus Content: The Unfair Trial of Perceptual Nonconceptualism“ eine Erläuterung dieses kurzen Kommentars von Heck. Sie versucht zu zeigen, dass die Position (sie nennt diese Position T1), in der eine Zustands-Sicht nicht-begrifflicher Erfahrung ohne eine Unterscheidung von Erfahrungs- und Überzeugungsinhalt (H1 und H1N) vertreten wird, unsere Intuitionen in Bezug auf den Zusammenhang von Inhalt mit kognitiven Fähigkeiten nicht einfangen kann.²⁵⁵ Um ihre Argumentation möglichst klar wiederzugeben, werden wir sie im Folgenden rekonstruieren. In einem ersten Schritt (Absatz 3 ihres Aufsatzes) versucht Toribio herauszuarbeiten, dass die einzigen Inhalts-

²⁵⁴ Heck (2000), S. 486 in einer Fußnote: „I suspect that the state view is indefensible – even incoherent, if coupled with the claim that the contents of beliefs are conceptual – but I shall not argue this point here.“

²⁵⁵ Sie versucht mithilfe dieses Umstandes deutlich zu machen, dass eine Zustands-Sicht nicht-begrifflicher Erfahrung immer schon eine Inhalts-Sicht nicht-begrifflicher Erfahrung enthält, nicht, dass eine Zustands-Sicht generell eine entsprechende Inhalts-Sicht impliziert (H2 wird nicht besprochen).

Typen, die der nicht-begrifflichen Variante von T1 (H1N) zur Verfügung stehen, intentionales Verhalten nicht erklären können (und damit nicht verwendet werden sollten):

| | |
|------------|--|
| Prämisse 1 | T1 ist unter der Voraussetzung korrekt, dass Erfahrungen und Überzeugungen die gleiche Art von Inhalt haben und Erfahrungen begriffsunabhängige Zustände sind, während Überzeugungen als begriffsabhängig verstanden werden. ²⁵⁶ |
| Prämisse 2 | Russell'sche Propositionen und Funktionen von möglichen Welten zu Wahrheitswerten sind die einzigen nicht-Frege'schen Bestimmungen von Inhalt, die einem Vertreter nicht-begrifflichen Erfahrungsinhalts zur Verfügung stehen. ²⁵⁷ |
| Prämisse 3 | Russell'sche Propositionen und Funktionen von möglichen Welten zu Wahrheitswerten können die notwendige Verbindung zwischen der Weise, wie ein Subjekt die Welt wahrnimmt, und den entsprechenden kognitiven Fähigkeiten nicht sichern. ²⁵⁸ |
| Prämisse 4 | Nur die Art und Weise, wie ein Subjekt die Welt wahrnimmt, zusammen mit den entsprechenden kognitiven Fähigkeiten, kann intentionales Verhalten erklären. Und Subjekte weisen intentionales Verhalten auf. ²⁵⁹ |

²⁵⁶ Toribio (2008), S. 355: „On the one hand, it seems consistent to hold that the content of perceptual experiences and the content of beliefs are of the same kind, but that for a subject to undergo a perceptual experience, the subject need not possess the concepts involved in a correct characterization of such content – while by contrast possession of the relevant concepts is indeed required in the case of belief (let's call this thesis T1).”

²⁵⁷ Toribio (2008), S. 356: „Typically, the T1 theorist [...] portrays such a notion in terms of functions from possible worlds to truth-values or Russellian propositions.”

²⁵⁸ Toribio (2008), S. 359: „[...] the only non-Fregean notions of content [functions from possible worlds to truth-values, Russellian propositions] it [T1] can rely on are not suitable for securing the necessary link between the different ways a subject takes the world to be and her relevant cognitive abilities – those that need to be invoked to explain the subject's intentional behaviour.”

²⁵⁹ Diese Annahme findet sich in Toribios Text an keiner Stelle explizit, sie ist aber eine Voraussetzung für ihre Argumentation. Eine Textstelle, die Prämisse 4 implizit enthält, findet sich S. 358: „What emerges from these

Konklusion 1

Russell'sche Propositionen und Funktionen von möglichen Welten zu Wahrheitswerten können nicht den gemeinsamen Inhalt von Überzeugungen und Erfahrungen bilden.

Mit diesem ersten Argumentationsschritt versucht Toribio zu zeigen, dass H1N keine gangbare Option ist (denn nur H1N sieht für Überzeugungen und Erfahrungen nicht-begrifflichen Inhalt vor). Doch wir können leicht sehen, dass die dritte Prämisse ihres Argumentes alles andere als selbstverständlich ist. Warum sollten andere (objektive) Interpretationen von Inhalt nicht auch in einem engen Zusammenhang mit unseren kognitiven Fähigkeiten stehen können? Und warum sollte es keine nicht-begrifflichen „Weisen“ geben können? Christopher Peacocke argumentiert in „Does Perception Have a Nonconceptual Content?“ dafür, dass es Weisen („ways“) gibt Dinge wahrzunehmen, die nicht als Frege'sche Sinne zu interpretieren sind.²⁶⁰

Toribios Argument trägt damit nicht; es ist sehr wohl möglich, Russel'sche Propositionen und Funktionen von möglichen Welten zu Wahrheitswerten als Inhalt (Objekt) von Erfahrungen und Überzeugungen zu bestimmen. Und damit bleibt H1N als Option bestehen.

Kann also auch Toribios Auseinandersetzung mit Zustands- und Inhaltssicht unsere Kandidatenliste nicht verkleinern? Doch, das kann sie; denn bisher haben wir nur ihr Argument gegen H1N näher betrachtet. Im weiteren Fortgang ihrer Auseinandersetzung versucht Toribio zu zeigen, dass auch H1 (und damit auch H2N) aus ihrer Sicht von der Kandidatenliste gestrichen werden sollte.

various considerations is that T1's consistency is achieved only by relying on a notion of content that fails to capture the ways a subject grasps the world as being and hence one that fails as a tool for explaining the subject's intentional behaviour. In the case of perception, it is difficult to see how perceptual content attribution could be justified when the subjects undergoing a perceptual experience are not capable of forming the corresponding perceptual beliefs.”

²⁶⁰ Peacocke (2001 a), S. 248: „[...] ways are not Fregean senses.“

| | |
|---------------------|---|
| Prämisse 5 | Begriffe beinhalten/sind gleichzusetzen mit begrifflichen Fähigkeiten.²⁶¹ |
| Prämisse 6 | Wenn Erfahrungsinhalt Frege'scher Inhalt ist, muss der entsprechende Zustand begrifflich sein, sonst könnte das Subjekt kognitive Fähigkeiten (begriffliche Fähigkeiten) anwenden, die es nicht besitzt.²⁶² |
| Konklusion 2 | H1 (und damit auch H2N) ist keine gangbare Option. |

Der in Prämisse 6 angenommene Zusammenhang zwischen begrifflichem Inhalt und begrifflichen Fähigkeiten ist für das Argument entscheidend. Toribio versucht zur Stützung dieser Prämisse den Umstand auszubedenken, dass Frege'sche Propositionen (Frege'scher Inhalt) Frege'sche Sinne (Begriffe) enthalten. Diese Frege'schen Sinne sind bereits an die begrifflichen Fähigkeiten des Subjektes gebunden (wenn sie nicht sogar aus diesen bestehen). Entsprechend kann ein nicht-begrifflicher Zustand keinen begrifflichen Inhalt (im Frege'schen Sinne) haben, da das Subjekt sonst Fähigkeiten haben müsste (qua Inhalt), die es nicht besitzt (qua Zustand).

Sicherlich könnten wir versuchen, mit anderen Bestimmungen von „Begriff“ Toribios Argument zu entgehen. Doch auch dann scheinen H1 und H2N, wenn vielleicht nicht aus logischen (wie bei Toribio), so doch aus pragmatischen Gründen, nicht gangbar:

Vertreter begrifflichen Erfahrungsinhalts betonen die Notwendigkeit, der zweiten Anforderung zu entsprechen: Wahrnehmungen (die nicht-inferentielle Basis unserer Überzeugungen) müssen Subjekte mit rationalen Gründen für Überzeugungen versorgen – die nicht-inferentielle Basis muss in rationalen Zusammenhängen mit den Überzeugungen

²⁶¹ Toribio (2008), S. 360: „When applied to concepts, these [Neo-Fregean] views imply that (i) an account of concepts is an account of concept possession and (ii) that possessing a concept is an ability or set of complex abilities that the subject deploys whenever entertaining thoughts containing that concept.”

²⁶² Toribio (2008), S. 360: „ Yet, on a characterization of content along the relevant (neo-Fregean) lines, T1 would become incoherent, as it would entail that a subject could exercise cognitive abilities she doesn't possess.”

stehen. In den Augen von Inhalts-Konzeptualisten kann dieser Anforderung nur entsprochen werden, wenn die Erfahrungsinhalte begrifflich sind.

Nun ergibt es aber – unter der Voraussetzung, dass man begrifflichen Erfahrungsinhalt postuliert, um einen rationalen Zusammenhang zu sichern – wenig Sinn, einen Inhalts-Konzeptualismus ohne entsprechenden Zustands-Konzeptualismus zu vertreten. Könnte ein Erfahrungsinhalt begrifflich sein, ohne dass das Individuum entsprechende begriffliche Fähigkeiten besitzt, dann könnte begrifflicher Inhalt nicht für einen rationalen Zusammenhang von Erfahrungen und Überzeugungen sorgen. Und damit fällt eines der entscheidenden Argumente für begrifflichen Erfahrungsinhalt weg.

Wenn begrifflicher Inhalt aber kognitive Fähigkeiten voraussetzt, dann ist es nicht möglich, einem begriffsunabhängigen Zustand einen begrifflichen Inhalt zuzuschreiben (denn dann würde er kognitive Fähigkeiten voraussetzen, die das Subjekt nicht hat).

Wir können also festhalten, dass der Konzeptualist der zweiten Anforderung nur dann besonders gut entsprechen kann (und damit diese Anforderung nur dann als Argument für seine Position verwenden kann), wenn er neben einem Inhalts-Konzeptualismus auch einen Zustands-Konzeptualismus vertritt. Wir haben damit die Position H1 zwar nicht logisch, aber doch immerhin pragmatisch ausgeschlossen. Sie ist folglich nicht als solche inkohärent, sondern wird dies nur unter der Maßgabe, dass ein Inhalts-Konzeptualist Begrifflichkeit als Garant für einen rationalen Zusammenhang von Erfahrungen und Überzeugungen betrachtet. Und auch für H2N gilt Ähnliches. Wenn der Inhalt einer Überzeugung – im Gegensatz zum Inhalt einer Erfahrung – begrifflich sein soll, der entsprechende Zustand aber nicht mit begrifflichen Fähigkeiten in Zusammenhang stehen muss, so bleibt es einigermaßen unverständlich, wieso Erfahrungsinhalt nicht-begrifflich, Überzeugungsinhalt aber begrifflich sein könnte. Wir könnten die Überzeugung haben, dass Atomradien sich in der Größenordnung von 10^{-10} m befinden, ohne die Begriffe „Atom“, „Größenordnung“ oder „ 10^{-10} m“ zu besitzen. Eine solche Annahme erscheint wenig plausibel und hilft weder dabei der ersten noch der zweiten Anforderung besser zu entsprechen als die anderen Kandidaten auf der Liste.

Wir werden deshalb im Folgenden H1 und H2N als mögliche Kandidaten ausschließen (wie gesagt eher aus pragmatischen denn aus logischen Gründen). Die verbleibenden Positionen sind nach unseren bisherigen Erkenntnissen (teilweise unter Zuhilfenahme von Zusatzannahmen) vertretbar. Je nachdem, ob wir annehmen, der Inhalt von Überzeugungen sei begrifflich oder nicht-begrifflich, ergeben sich dann folgende Optionen:

Annahme1: Der Inhalt von Überzeugungen ist begrifflich

Wenn wir davon ausgehen, dass der Inhalt von Überzeugungen begrifflich sein muss, können wir einen klassischen Konzeptualismus (K) einen klassischen Nicht-Konzeptualismus (N) sowie H1, H2 und H2N vertreten. Nehmen wir nun aber die Annahme dazu, dass ein Inhalts-Konzeptualismus einen Zustands-Konzeptualismus impliziert, reduziert sich die Anzahl der Kandidaten bedeutend. H1 und H2N müssen von der Liste gestrichen werden, da sie einen Inhalts-Konzeptualismus ohne entsprechenden Zustands-Konzeptualismus behaupten (bei H1 sind Erfahrungen nicht-begriffliche Zustände mit begrifflichem Inhalt, bei H2N sind Überzeugungen nicht-begriffliche Zustände mit begrifflichem Inhalt). Als mögliche Kandidaten für Theorien mit begrifflichem Überzeugungsinhalt verbleiben damit der klassische Konzeptualismus (K), der klassische Nicht-Konzeptualismus (N) und H2.

Annahme 2: Der Inhalt von Überzeugungen ist nicht-begrifflich

Unter der Voraussetzung, dass erklärt werden kann, wie ein Zusammenhang zwischen Inhalt und kognitiven Fähigkeiten hergestellt werden kann, ohne dass diese bereits im Inhalt involviert sind, kann der gemeinsame Inhalt von Erfahrungen und Überzeugungen nicht-begrifflich sein. Und dann ist es möglich, zwischen Zustands-Sicht und inhaltlicher Sicht zu unterscheiden, ohne dass Erstere Letztere impliziert. Der einzige Kandidat auf unserer Liste, der nicht-begrifflichen Inhalt von Überzeugungen behauptet, ist H1N.

Wie wir bereits festgestellt haben, legen bestimmte Formen nicht-begrifflichen Inhalts die Zustands-Sicht besonders nah (Cranes Argument, siehe oben). Kombiniert man diese Sicht allerdings mit Erfahrungen und Überzeugungen, die Inhalte gleicher Art haben (nimmt man keine entsprechende inhaltliche Sicht ein), so muss man erklären können, worin genau die

Begriffsabhängigkeit/-unabhängigkeit besteht bzw. woraus sie resultiert. José Bermúdez²⁶³ argumentiert sogar dafür, dass eine solche Erklärung letztlich immer auf die Unterscheidung der inhaltlichen Sicht (content view) zurückgreift. Wir wollen an dieser Stelle nicht die Stichhaltigkeit seiner Argumentation bewerten. Es reicht vollkommen aus, die Notwendigkeit einer solchen, von der inhaltlichen Sicht unabhängigen, Erklärung des Unterschiedes zwischen begriffsabhängigen und begriffsunabhängigen Zuständen zu konstatieren. Unter der Voraussetzung, dass eine solche Erklärung gegeben werden kann, ist die Zustands-Sicht – mit nicht-begrifflichem Überzeugungs- und Erfahrungsinhalt kombiniert – eine mögliche Position.

Damit werden wir im Folgenden davon ausgehen, dass K, N, H1N und H2 prinzipiell mögliche Optionen sind. Zusammen mit den Kandidaten für die nicht-inferentielle Basis unserer Überzeugungen sind dann prima facie folgende Kombinationen denkbar:

(1) Überzeugungen (propositional, begrifflich): K, N, H1N, H2

Da diese Position Überzeugungen als Basis ansieht, spielt es keine Rolle, ob Erfahrungen (wenn es sie überhaupt gibt) begrifflich oder nicht-begrifflich sind. Es spielt also auch keine Rolle, ob K, N, H1N oder H2 eingenommen werden. Denn in jedem Fall haben Erfahrungen bestenfalls einen kausalen Zusammenhang mit der nicht-inferentiellen Basis. Wenn man in dieses Bild allerdings Erfahrungen zusätzlich einfügt, liegt es näher, sie als nicht-begrifflich zu bezeichnen, da eine solche Nicht-Begrifflichkeit die fehlende Rationalität plausibler macht (denn Erfahrungen sollen ja nicht dazu in der Lage sein, eine rationale Basis für Überzeugungen zu bilden).

(2) Erfahrungen (propositional, begrifflich): K, (H2)

Erfahrungen sind nur entsprechend der Optionen K und H2 begrifflich. Während K sowohl einen Zustands- als auch einen Inhalts-Konzeptualismus behauptet (Erfahrungen sind

²⁶³ Bermúdez (2007).

begriffliche Zustände mit begrifflichen Inhalten), kombiniert H2 einen Zustands-Konzeptualismus mit einem Inhalts-Nicht-Konzeptualismus (Erfahrungen sind begriffliche Zustände mit nicht-begrifflichen Inhalten). Für propositionale und begriffliche Erfahrungen sind deshalb auf den ersten Blick sowohl Position K als auch H2 möglich. Allerdings basiert die Vorstellung, Erfahrungen seien propositional und begrifflich, auf der Idee, Überzeugungen und Erfahrungen den (exakt) gleichen Inhalt zuzuschreiben. Dann aber kann nur ein reiner Konzeptualismus eingenommen werden.

(3) Erfahrungen (nicht-propositional, begrifflich): K, H2

Da der Inhalt von nicht-propositionalen begrifflichen Erfahrungen sich von dem Inhalt der folgenden Überzeugungen unterscheidet, können in diesem Fall sowohl K als auch H2 eingenommen werden. Es liegt aber näher, so werden wir zeigen, H2 einzunehmen.

(4) Erfahrungen (propositional, nicht-begrifflich): N, H1N, H2

Erfahrungen sind entsprechend den Optionen N, H1N und H2 nicht-begrifflich. Während N und H1N sowohl einen Inhalts- als auch einen Zustands-Nicht-Konzeptualismus behaupten (Erfahrungen sind nicht-begriffliche Zustände mit nicht-begrifflichen Inhalten), kombiniert H2 einen Inhalts-Nicht-Konzeptualismus mit einem Zustands-Konzeptualismus (Erfahrungen sind begriffliche Zustände mit nicht-begrifflichen Inhalten).

(5) Erfahrungen (nicht-propositional, nicht-begrifflich): N, H1N, H2

Für (5) gilt – was die möglichen Positionen angeht – das gleiche wie für (4).

Unter bestimmten Voraussetzungen (beide plädieren für H2) können die Positionen (3) und (5) identisch sein.²⁶⁴

Die Spezifika (Probleme und Vorteile) der jeweiligen Kombination werden wir im Zusammenhang mit der Besprechung der Kandidaten für die nicht-inferentielle Basis unserer

²⁶⁴ Denn dann bezeichnen beide den Zustand als begrifflich, den Inhalt aber als nicht-begrifflich.

Überzeugungen vornehmen. Doch bevor wir uns diesen Kandidaten selbst zuwenden, sollten wir noch einen Blick auf den Zusammenhang von Begrifflichkeit und (re)präsentierten Eigenschaften werfen, denn hier kann bereits eine allgemeine Gefährdung von Verlässlichkeit und Neutralität der nicht-inferentiellen Basis lauern, die unsere Bemühungen um Erfüllung der Anforderung AEÜ1 durch verschiedene Kandidaten von vorneherein zum Scheitern verurteilt.

4.1.2.3. Begriffe und Eigenschaften

Wenn der Inhalt von Erfahrungen/Überzeugungen²⁶⁵ (re)präsentational ist, dann (re)präsentiert er die Welt auf eine bestimmte Art und Weise. Das heißt, er (re)präsentiert bestimmte Eigenschaften der Gegenstände in Raum und Zeit.²⁶⁶ Nun haben die Gegenstände in Raum und Zeit eine fast unermessliche Vielzahl von Eigenschaften, die sicherlich nicht alle im Inhalt von sinnlichen Erfahrungen vorkommen. Wenn wir (nahezu) reinen Alkohol betrachten, ist es eher unwahrscheinlich, dass die physiologische Eigenschaft der Toxizität von unserer visuellen Erfahrung (re)präsentiert wird. Form und Farbe hingegen sind keine schlechten Kandidaten. Und vielleicht handelt die Erfahrung sogar von der Eigenschaft, eine Flüssigkeit zu sein.

Die Frage nach den Eigenschaften, die von unseren Erfahrungen (re)präsentiert werden, hat große Bedeutung für unsere erste Anforderung. Nehmen wir an, ein erwachsener Mensch hätte beim Betrachten von Alkohol eine Erfahrung, in der die Eigenschaft, eine Flüssigkeit zu sein, (re)präsentiert wäre. Betrachtet ein kleines Kind die gleiche Flüssigkeit, kann seine Erfahrung vielleicht gar nicht von dieser Eigenschaft handeln, da es die Eigenschaft noch nicht kennt. Damit aber hätten Erwachsener und Kind beim Betrachten des gleichen Gegenstandes (unter gleichen äußeren Bedingungen) unterschiedliche Erfahrungen. Und damit wären Verlässlichkeit und Neutralität der sinnlichen Erfahrungen in einem massiven Umfang

²⁶⁵ Wir werden in diesem Absatz der Einfachheit halber nur von Erfahrungen sprechen. Die Ergebnisse gelten aber genauso für Überzeugungen, wenn diese als nicht-inferentielle Basis für andere Überzeugungen fungieren sollen.

²⁶⁶ Oder bestimmte Weisen, durch diese Eigenschaften affiziert zu werden (vgl. Adverbialtheorie). Die entsprechenden Begriffe wären dann Adverbien und keine Adjektive/adverbiale Präpositionalgruppen.

gefährdet. Ein ähnlicher Unterschied lässt sich in Bezug auf Expertenerfahrungen machen.²⁶⁷ Während der Erfahrungsinhalt des trainierten Physikers in der Nebelkammer Eigenschaften wie ein-My-Meson-zu-sein (re)präsentieren könnte, ist das bei einem Laien unter sonst gleichen Bedingungen nicht möglich.²⁶⁸

Von welchen Eigenschaften können unsere Erfahrungen also handeln und wie ist es möglich, dabei der ersten Anforderung gerecht zu werden?

Die grundlegendsten Eigenschaften (in der Literatur gerne als „low-level properties“ bezeichnet), von denen sinnlichen Erfahrungen handeln können, sind die sogenannten „proper and common sensibles“. Sie finden erstmals bei Aristoteles Erwähnung²⁶⁹ und umfassen eine Reihe von wahrnehmbaren Eigenschaften. Die „proper sensibles“ sind dabei diejenigen Eigenschaften, die nur von einem Sinn (re)präsentiert werden können (bspw. Farbe), während unter die „common sensibles“ Eigenschaften fallen, die mehreren Sinnen zugänglich sind (bspw. Form). „Proper and common sensibles“ für den Gesichtssinn sollen beispielsweise sein: „color, shape, illumination, motion, their co-instantiation in objects and successions“²⁷⁰, „shape, size, position, movement or its absence“.²⁷¹

Zwar gibt es keinen richtigen Kanon der „common and proper sensibles“, doch eine gemeinsame, wenn auch grobe Vorstellung davon, welche Eigenschaften unter diese Gruppe fallen und welche nicht, kann als gegeben betrachtet werden: Es handelt sich um diejenigen Eigenschaften, für deren Diskrimination der jeweilige Sinn ausgelegt ist. Welche Eigenschaften das im Einzelnen sind, kann damit eher durch (bspw.) Hirnforscher/Kognitionswissenschaftler entdeckt werden als durch Philosophen.

Doch neben diesen „proper and common sensibles“ werden noch andere Kandidaten für Erfahrungsinhalt gehandelt. Einige Philosophen – darunter ist besonders Susanna Siegel zu nennen – gehen davon aus, dass auch sogenannte „K-properties“ (Kind-properties) –

²⁶⁷ Vgl. auch Eckes (2011).

²⁶⁸ Das Beispiel der „chicken sexers“ ist hier eher unangebracht, da wir angenommen haben, dass das Kükengeschlecht nicht in der sinnlichen Erfahrung (re)präsentiert wird.

²⁶⁹ Vgl. Aristoteles, *De Anima*, [418 a 5 ff], (1968), S.51.

²⁷⁰ Siegel, 2006, S.482.

²⁷¹ McDowell, 2009, S.261.

Eigenschaften, die für natürliche Arten stehen – von Erfahrungen (re)präsentiert werden können. Bei diesen „K-properties“ ergibt sich allerdings eine Einschränkung in der Wahl von Inhalts-Konzeptualismus und Inhalts-Nicht-Konzeptualismus. Während „proper and common sensibles“ sowohl mit nicht-begrifflichen Erfahrungsinhalten (nicht Zuständen!) als auch mit begrifflichen Erfahrungsinhalten kombinierbar sind (d.h. sowohl nicht-begrifflicher als auch begrifflicher Erfahrungsinhalt „proper and common sensibles“ (re)präsentieren kann), ist dies bei den „K-properties“ nicht der Fall:

Experiences of colors are supposed to be the paradigm case of non-conceptual sensory representation. I don't know of any discussion of the topic that presents a K-property as an example of a property that can figure in what have come to be called "non-conceptual contents" of experience.²⁷²

Von „K-properties“ scheint man nur in Zusammenhang mit einem Inhalts-Konzeptualismus (also, nach Aussortieren der Option H1, einem reinen Konzeptualismus) auszugehen. Das bedeutet allerdings nicht, dass Siegels Argumentation für „K-Properties“ (die wir im Folgenden untersuchen) nur im Falle eines Inhalts-Konzeptualismus relevant ist. Sollte sie dazu in der Lage sein zu zeigen, dass im Inhalt der Erfahrungen „K-Properties“ repräsentiert werden, müssten Inhalts-Nicht-Konzeptualisten entweder zeigen, wie auch nicht-begrifflicher Inhalt „K-Properties“ repräsentieren könnte, oder der Inhalts-Nicht-Konzeptualismus wäre keine gangbare Option mehr.

Problem für Anforderung 1

[...] if Thesis K is true for the reasons of the sort given here, then visual perception as a whole is at most partly informationally encapsulated: which contents visual experiences have can be influenced by other cognitive processing.²⁷³

²⁷² Siegel, S. (2006a), S. 486.

²⁷³ Siegel, S. (2006a), S. 501.

Was spricht nun dafür, dass begrifflicher Erfahrungsinhalt nicht nur von „proper and common sensibles“, sondern auch von „K-properties“ handelt?

Siegel beginnt ihre Argumentation für „K-properties“ als Eigenschaften, von denen der Inhalt sinnlicher Erfahrung handeln kann, mit bestimmten Intuitionen. Diese Intuitionen betreffen verschiedene Dispositionen, etwas zu erkennen; insbesondere geht sie auf die Disposition, semantische Eigenschaften eines Stück Textes zu erkennen, und die Disposition, Pinien zu erkennen, ein. Beide Dispositionen können einen Unterschied in der gesamten Phänomenologie machen, von der die jeweilige sinnliche Erfahrung ein Teil ist: Wenn ich weiß, wie eine Pinie aussieht, so kann es sich anders anfühlen, eine sinnliche Erfahrung (E2) von einer Pinie zu haben, als wenn ich noch nie zuvor Pinien gesehen habe (E1). Diese Veränderung – das „anders Anfühlen“ – muss nun irgendwie erklärt werden. Siegel versucht argumentativ zu zeigen, dass eine solche Erklärung auf die Repräsentation von „K-properties“ in der sinnlichen Erfahrung (E2) zurückgreifen muss:

| | |
|-----------------------------------|--|
| Prämisse 0 (Intuition) | Die gesamte Phänomenologie, von der E1 ein Teil ist, unterscheidet sich von der gesamten Phänomenologie, von der E2 ein Teil ist.²⁷⁴ |
| Prämisse 1 | Wenn die gesamte Phänomenologie, von der E1 ein Teil ist, sich von der gesamten Phänomenologie, von der E2 ein Teil ist, unterscheidet, gibt es einen phänomenologischen Unterschied zwischen den sinnlichen Erfahrungen E1 und E2.²⁷⁵ |
| Prämisse 2 | Wenn es einen phänomenologischen Unterschied zwischen den sinnlichen Erfahrungen E1 und E2 gibt, müssen sich E1 und E2 in Hinblick auf ihren |

²⁷⁴ Siegel, S. (2006a), S. 491: „(0) The overall experience of which E1 is a part differs from the overall phenomenology of which E2 is a part.“ Damit es nicht zu Verwechslungen von sinnlicher Erfahrung (E1/E2) und Erfahrung im Sinne von Phänomenologie kommt, ist in der Übersetzung „experience“ (Erfahrung) durch „phenomenology“ (Phänomenologie) ersetzt.

²⁷⁵ Siegel, S. (2006a), S. 491: „(1) If the overall experience of which E1 is a part differs from the overall phenomenology of which E2 is a part, then there is a phenomenological difference between the sensory experiences E1 and E2.“

Inhalt unterscheiden.²⁷⁶

| | |
|----------------------------|--|
| Prämisse 3 | Wenn es einen Unterschied im Inhalt von E1 und E2 gibt, ist es ein Unterschied in Hinblick auf die „K-properties“, die in E1 und E2 repräsentiert werden. ²⁷⁷ |
| Konklusion 1 (Thesis K) | In einigen visuellen Erfahrungen werden einige „K-properties“ repräsentiert. ²⁷⁸ |

Abgesehen von Prämisse 0 (der Intuition) nimmt Siegel für alle weiteren Prämissen (1-3) mögliche Einwände vorweg und versucht diese zu entkräften. Wir werden im Folgenden das Für und Wider zu jeder einzelnen Prämisse betrachten, um zu sehen, ob wir tatsächlich verpflichtet sind, die Konklusion (Siegels „Thesis K“) anzunehmen.

Prämisse 1: Gegen die erste Prämisse lässt sich einwenden, dass phänomenologische Unterschiede (Unterschiede darin, wie es sich anfühlt) nicht auf sinnliche Unterschiede zurückzuführen sein müssen. Diese Unterschiede könnten auch durch Unterschiede in der kognitiven Phänomenologie (Wie fühlt es sich bspw. an ein Urteil zu fällen?) oder in der Phänomenologie von Hintergrundzuständen (Wie fühlt es sich an, eine Disposition, xyz zu erkennen, zu haben?) zu erklären sein. Siegel versucht für beide Fälle (kognitive Phänomenologie und Phänomenologie der Hintergrundzustände) zu zeigen, dass sie die Intuition (Prämisse 0) nicht angemessen erklären können. Wir werden zunächst die Phänomenologie der Hintergrundzustände betrachten und uns dann der kognitiven Phänomenologie zuwenden.

²⁷⁶ Siegel, S. (2006a), S. 491: „(2) If there is a phenomenological difference between the sensory experiences E1 and E2, then E1 and E2 differ in content.”

²⁷⁷ Siegel, S. (2006a), S. 491: „(3) If there is a difference in content between E1 and E2, it is a difference with respect to K-properties represented in E1 and E2.”

²⁷⁸ Siegel, S. (2006a), S. 482: „Thesis K: In some visual experiences, some K-properties are represented.”

Die Phänomenologie von Hintergrundzuständen müsste sich – da sie ja nicht zu Änderungen in der sinnlichen Phänomenologie führen soll – in Stimmungen ausdrücken (vergleichbar mit Depressionen oder Trunkenheit). Anders als diese Stimmungen hat die Disposition, etwas zu erkennen, jedoch nur sehr lokale Effekte (sie tritt nur dann auf, wenn eine ganz bestimmte Art von Erfahrung gemacht wird). Aus diesen Umständen folgert Siegel, dass die Phänomenologie von Hintergrundzuständen eher ungeeignet ist, die Änderung der gesamten Phänomenologie, von denen E1 oder E2 ein Teil ist, zu erklären.²⁷⁹ Zwar ist Siegels Argumentation an dieser Stelle sehr knapp gehalten, doch als Einwand gegen die Erklärung von einer Änderung der gesamten Phänomenologie durch eine Änderung in der Phänomenologie von Hintergrundzuständen können diese kurzen Anmerkungen ausreichen. Ein Vertreter dieser Art von Erklärung müsste zeigen können, wie solche Dispositionen sich tatsächlich in Stimmungen niederschlagen und warum diese Stimmungen nur in Zusammenhang mit ganz bestimmten Erfahrungen auftreten, ohne aber Teil dieser Erfahrungen zu sein.

Gestehen wir Siegel zu, dass die Phänomenologie von Hintergrundzuständen nicht als alternative Erklärung für eine Änderung der gesamten Phänomenologie gewertet werden kann, verbleibt nur noch die Phänomenologie kognitiver Ereignisse als Alternative. Doch kognitive Ereignisse können ihr zufolge deshalb nicht für einen entsprechenden Unterschied in der gesamten Phänomenologie sorgen, weil sie explizit sind, während die Änderung in der Phänomenologie (bspw. beim Erkennen von Pinien) stillschweigend ist:

An event's occurring in the stream of consciousness is not akin to having a tacit recognition (or misrecognition) of something as a tree. It is something explicit, rather than tacit. But the phenomenological change in the original tree example seems to be the sort that does not always involve an explicit entertaining of a proposition such as (d) [*That kind of tree is familiar.*].²⁸⁰

Neben der angeführten Prämisse 0 (Intuition) macht Siegel damit zwei weitere Annahmen, die für das Argument von Bedeutung sind: Zum einen bestimmt sie die Veränderung in der

²⁷⁹ Vgl. Siegel, S. (2006a), S. 496.

²⁸⁰ Siegel, S. (2006a), S. 495.

Phänomenologie (bspw. beim Erkennen von Pinien) als stumm/stillschweigend (tacit) und zum anderen charakterisiert sie kognitive Ereignisse (mit Inhalten wie „Diese Art von Baum ist bekannt.“) als explizit (nennen wir diese Annahmen Prämisse 1 ½). Es ist sicherlich möglich, ihr in dieser Überlegung zu folgen, allerdings ist ein solches Verhalten keineswegs zwingend. Wir haben bereits an mehreren Stellen in unserer bisherigen Untersuchung festgestellt, dass unser Denken und Schlussfolgern keineswegs immer so explizit ist, wie es bei einer Rekonstruktion der Argumentation erscheinen mag. Natürlich sollte es im Allgemeinen möglich sein, kognitive Ereignisse und ihre Inhalte explizit zu machen (eben bspw. durch die Darstellung in Form eines Argumentes), doch damit ist nichts oder nur sehr wenig über deren Explizitheit während des Denkens und Schlussfolgerns selbst gesagt. Nicht mehr jedenfalls, als wir auch von einer phänomenologischen Veränderung (bspw. beim Wiedererkennen einer Pinie) sagen könnten. Und damit ist die erste Prämisse von Siegels Argument zwar unter bestimmten Voraussetzungen (Prämisse 1 ½) zu akzeptieren, sie ist aber keineswegs zwingend.

Prämisse 2: Selbst wenn man die erste Prämisse (und die Voraussetzung Prämisse 1 ½) von Siegels Argument für korrekt hält, kann man die zweite Prämisse in Zweifel ziehen. Gesetzt den Fall, die Änderung der gesamten Phänomenologie wäre tatsächlich auf eine Änderung in der Phänomenologie der sinnlichen Zustände (Erfahrungen) zurückzuführen, wieso sollte dieser Unterschied mit den Inhalten der Erfahrungen und nicht mit den Zuständen selbst (oder bestimmten Fähigkeiten, die in ihnen am Werk sind) zusammenhängen?

Siegel versucht deutlich zu machen, dass die Änderung in der gesamten Phänomenologie in einem Gefühl der Bekanntheit („familiarity“) besteht. Dieses Gefühl müsste – wenn es nicht Teil oder Aspekt des Inhaltes ist – ein bloßes Gefühl („raw feel“) sein. Doch dagegen wendet sie ein:

Against this idea, my defense of (2) is that familiarity is not the sort of thing that could be felt without any representation of something as familiar. The best attempt to make the case for the contrary ends up positing a representation of familiarity after all.²⁸¹

Dass eine Repräsentation von Bekanntheit ohne Repräsentation dessen, was bekannt ist, eigenartig erscheint, brauchen wir hier wohl nicht in Zweifel zu ziehen (und damit scheitert der im letzten Satz anvisierte Versuch, das Gefühl der Bekanntheit ohne eine Veränderung des Inhaltes der Erfahrung zu erklären).

Aber sind Siegels vorhergehende Annahmen korrekt? Insbesondere die Annahme, Bekanntheit müsse mit einer Repräsentation von etwas als bekannt einhergehen, erscheint fragwürdig. Etwas zu erkennen bedeutet nicht, es als bekannt zu repräsentieren.²⁸² Wenn wir von einer möglichen Position H2 ausgehen, in der ein Inhalts-Nicht-Konzeptualismus (bei Erfahrungen) mit einem Zustands-Konzeptualismus kombiniert ist, können wir verständlich machen, wie etwas in der Erfahrung erkannt werden kann, ohne dass es einer entsprechenden Repräsentation bedarf. Nicht-begrifflicher Inhalt enthält, wie auch Siegel vermutet, keine „K-properties“. Wenn sich zwei Erfahrungen E1 und E2 also deshalb unterscheiden sollten, weil einmal eine Pinie erkannt wird und einmal nicht, kann dieser Unterschied mit der Position H2 nicht durch differierenden Inhalt erklärt werden. Doch er kann durch die unterschiedlichen Fähigkeiten, die in E1 und E2 (als Zuständen) am Werk sind, verständlich gemacht werden. Während im Zustand E1 keine Erkenntnisfähigkeit für Pinien involviert ist, kann dies sehr wohl für den Zustand E2 gelten. Und damit steht es (z.B.) einem Vertreter der Position H2 offen, die zweite Prämisse von Siegel abzulehnen, ohne auf bloße Gefühle oder die Repräsentation von Bekanntheit zurückgreifen zu müssen.

²⁸¹ Siegel, S. (2006a), S. 498.

²⁸² Auch für Siegels eigene Theorie hätte eine solche Annahme massive Konsequenzen. Denn dann müsste der Erfahrungsinhalt nicht nur von „K-properties“ handeln, sondern diese Eigenschaften selbst müssten in der Erfahrung als bekannt repräsentiert werden.

Prämisse 3: Als Einwand gegen ihre dritte Prämisse formuliert Siegel selbst die These Anti-K: „E1 and E2 differ with respect to the pine-tree-shape-gestalt properties they represent, and neither represents any K-properties.“²⁸³

Dieser These zufolge sind es keine „K-Properties“, die für eine Änderung des Erfahrungsinhaltes sorgen, sondern Gestalt-Eigenschaften. Siegel wendet dagegen ein, dass die gleiche Gestalt (bspw. im Falle von Mimik) zu unterschiedlichen Emotionen (Zweifel und Belustigung) erscheinen kann, wobei diese Emotionen nur durch den Kontext klar werden. Dann hätten die Erfahrungen zwar den gleichen Inhalt (sie wiesen die gleiche Gestalt-Eigenschaft auf), die gesamte Phänomenologie könnte sich jedoch unterscheiden (da einmal Zweifel und einmal Belustigung erkannt wird).

Wir brauchen hier nicht näher darauf einzugehen, wie überzeugend Siegels Ausführungen gegen Anti-K sind. Wenn die Prämissen 0-2 akzeptiert werden, landen wir bereits bei dem unangenehmen Ergebnis, dass unsere Erfahrungen (deren Inhalte) stark von anderen kognitiven Prozessen (Erkenntnissen, Erfahrungen) abhängen. Ein Zurückweisen der dritten Prämisse könnte dann zwar gegen „K-Properties“ in Erfahrungen sprechen, nicht jedoch gegen komplexere Eigenschaften (bspw. Gestalt-Eigenschaften) als „common and proper sensibles“.

Wir müssen also eine der Prämissen 0-2 zurückweisen, damit Erfahrungen (Überzeugungen) der ersten Anforderung entsprechen können. Besonders die Prämissen 1 und 2 scheinen dafür ausreichend Raum zu bieten. Damit sind wir nicht gezwungen, die These K (oder Thesen zu ähnlich komplexen Eigenschaften) zu akzeptieren. Nichtsdestotrotz kann man diese These natürlich vertreten. Doch dadurch gefährdet man massiv die erste Anforderung. Jede Theorie, die eine Form von These K vertritt, läuft Gefahr, die Verlässlichkeit und Neutralität der nicht-inferentiellen Basis unserer Überzeugungen zu verlieren.

Es scheint also sicherer zu sein, für begrifflichen Erfahrungsinhalt nur „proper and common sensibles“ zuzulassen. Allerdings ist auch deren Vorkommen nicht ganz unproblematisch. Bei

²⁸³ Siegel, S. (2006a), S. 499.

Aristoteles sind die „proper sensibles“ neben ihrer Beschränkung auf einen der Sinne dadurch gekennzeichnet, dass man sich über sie nicht im Irrtum befinden kann:

Bei jedem Sinn muß man ausgehen von dem Wahrnehmbaren. <Wahrnehmbar> hat eine dreifache Bedeutung. Zwei Arten des Wahrnehmbaren, sagen wir, nehmen wir an sich (kath' hautá) wahr, eine nebenbei (katà symbekós). Von den zwei Arten ist die eine eigentümlich (ídios) je einem Sinnesvermögen [proper sensibles], die anderen allen gemeinsam (koinós) [common sensibles]. Ich nenne eigentümlich Wahrnehmbares, was man nicht mit einem anderen Sinn wahrnehmen kann und worüber man sich nicht täuschen kann, wie z.B. das Gesicht zur Farbe gehört, das Gehör zum Schall, der Geschmacksinn zum Nahrungssaft; der Tastsinn (haphé) hat allerdings viele verschiedene Seiten. Jeder Sinn nun urteilt über die genannten Gegenstände und täuscht sich nicht darüber, daß es Farbe oder Schall ist, sondern, was das Farbige ist oder wo, und was das Schallende ist oder wo.²⁸⁴

Hier wird deutlich, welche Gefahr insbesondere bei einer Konzentration auf „proper sensibles“ bestehen kann: Wenn (bspw.) unsere begriffliche Erfahrung durch das eigentümlich Wahrnehmbare bestimmt ist und dieses Aristoteles' Charakterisierung entspricht (wir uns nicht darüber im Irrtum befinden können), dann werden Erfahrung und Welt voneinander getrennt, ganz so, wie es in Sinnesdatentheorien der Fall ist.²⁸⁵ Denn dann kann eine Erfahrung (oder Wahrnehmung vgl. Kapitel 1) faktiv sein (da man sich nicht im Irrtum befinden kann), obwohl die Welt tatsächlich ganz anders ist. Eine Blume könnte uns blau erscheinen, obwohl sie eigentlich weiß ist. Konstruieren wir Erfahrung/Überzeugung/Wahrnehmung so, dass sie von Eigenschaften handelt, über die wir uns nicht im Irrtum befinden können, verlieren wir den Zusammenhang dieser Eigenschaften (erscheint blau) mit der Welt physischer Gegenstände (ist weiß).

Es gilt also auch bei einer Beschränkung auf „proper and common sensibles“ darauf zu achten, wie genau diese Eigenschaften charakterisiert werden (nach Möglichkeit so, dass man

²⁸⁴ Aristoteles, *De Anima*, [418 a 5-20], (1968), S. 51 f.

²⁸⁵ Siehe hierzu auch die Diskussion über „secondary qualities“ zum Beispiel bei Armstrong (1968), S. 270 ff.

sich über sie im Irrtum befinden kann) und wie diese wahrgenommenen Eigenschaften mit den physischen Eigenschaften von Gegenständen zusammenhängen.²⁸⁶

Wir haben nun ein etwas genaueres Bild für die Voraussetzungen der möglichen Positionen (1)-(5). Nach einer kurzen Klärung dessen, was unter „Proposition“ und „Begriff“ zu verstehen ist, konnten wir verschiedene Zusammenhänge konstatieren, die für unsere folgende Untersuchung von Bedeutung sind.

Zunächst haben wir festgestellt, dass es nur in seltenen Fällen eine zwingende Verbindung von Propositionalität und Begrifflichkeit gibt (nämlich bei Frege'schem Inhalt, s. Abschnitt 4.1.1.2.). Entsprechend lassen sich die Kandidaten (3) und (4) nicht von vorneherein ausschließen. Darüber hinaus hat eine Untersuchung von Inhalts- und Zustandssicht uns ein genaueres Bild derjenigen Kombinationen geliefert, die unter der jeweiligen Annahme zur inferentiellen Basis (1)-(5) möglich sind (vgl. Abschnitt 4.1.2.2.). Und schließlich konnten wir aufzeigen, dass „K-Properties“ nicht im Inhalt von Erfahrungen vorkommen müssen und es auch nicht tun sollten, wollen wir die erste Anforderung (AEÜ1) nicht gefährden (vgl. Abschnitt 4.1.2.3.). Mit diesen Vorinformationen können wir uns nun den einzelnen Positionen (1)-(5) zuwenden.

²⁸⁶ Das gilt auch für Theorien, die den Inhalt von Erfahrungen als nicht-begrifflich interpretieren. Denn auch hier muss der Zusammenhang zwischen wahrnehmbaren und tatsächlichen Eigenschaften auf eine Weise deutlich gemacht werden, die nicht zu Sinnesdatentheorien führt.

4.2. ÜBERZEUGUNG ALS NICHT-INFERENTIELLE BASIS (1)

Obwohl bisher sehr häufig die Erfahrung als Kandidat für die nicht-inferentielle Basis unserer Überzeugungen zur Sprache kam,²⁸⁷ sind Überzeugungen auf den ersten Blick die geeignetsten Zustände für inferentielle Beziehungen zu anderen Überzeugungen. Diesem Umstand wird oft mit einem bekannten Zitat Donald Davidsons Ausdruck verliehen: „[...] nothing can count as a reason for holding a belief except another belief.“²⁸⁸ Wenn nichts Grund dafür sein kann, eine Überzeugung zu vertreten, als eine andere Überzeugung, dann können nur Überzeugungen in inferentiellen Beziehungen zu Überzeugungen stehen.

4.2.1. Davidsons Gründe

Bevor wir uns Davidsons Begründung seiner These näher ansehen, sollten wir zwei einschränkende Bemerkungen zu seiner Verwendung von „Grund“ („reason“) voranschicken. Der Aufsatz, aus dem das angeführte Zitat stammt, ist vor allem ein Plädoyer für eine Kohärenztheorie („A Coherence Theory of Truth and Knowledge“). Obwohl der Titel etwas anderes suggeriert, vertritt Davidson hier vor allem eine Kohärenztheorie der Rechtfertigung: Er versucht zu zeigen, dass wir Überzeugungen nur durch andere Überzeugungen rechtfertigen können. In der Folge ist eine Überzeugung dann gerechtfertigt, wenn sie mit dem Gros der anderen Überzeugungen kohäriert.²⁸⁹ Wenn Davidson also von „Gründen“ („reasons“) spricht, hat er Rechtfertigung im Blick.

Im ersten Kapitel haben wir festgestellt, dass es einen Unterschied zwischen rechtfertigenden Relationen und inferentiellen Beziehungen gibt (Abschnitt 1.1.2.1.). Rechtfertigende Relationen können ohne entsprechende inferentielle Zusammenhänge bestehen (z.B. in externalistischen Rechtfertigungstheorien). Damit könnte es – nach Davidsons Terminologie

²⁸⁷ Was vor allem daran liegt, dass die Mehrzahl der Wahrnehmungsphilosophen Erfahrung als nicht-inferentielle Basis unserer Überzeugungen bestimmt.

²⁸⁸ Davidson (1986), S. 310.

²⁸⁹ Natürlich versucht Davidson auch zu zeigen, wie diese Auffassung von Rechtfertigung trotzdem zu Wahrheit führen kann, doch im Kontext des Zitates geht es primär um die Art und Weise der Rechtfertigung.

– sein, dass Überzeugungen Gründe für andere Überzeugungen lieferten, ohne dass diese in tatsächlichen inferentiellen Zusammenhängen stehen müssten.²⁹⁰

Darüber hinaus könnte man vermuten, dass Überzeugungen nach Davidsons Verständnis keine nicht-inferentielle Basis bilden. Denn anders als bei milden Formen von Fundamentalismus (die nach einer mehr oder minder ausgezeichneten Basis suchen), gibt es im Kohärentismus keine ausgezeichneten „nicht-inferentiellen“ Überzeugungen. Kohärenztheorien scheinen ihre Besonderheit darin zu haben, keine Basis für Rechtfertigung zu formulieren (sondern, bildlich gesprochen, Rechtfertigung im Kreis laufen zu lassen) und damit die Anforderung (AEÜ1) überflüssig zu machen. Doch Davidsons Verständnis einer Kohärenztheorie ist ein anderes, wie im Kontext seines berühmten Zitates deutlich wird:

It is natural to distinguish coherence theories from others by reference to the question whether or not justification can or must come to an end. But this does not define the positions, it merely suggests a form the argument may take. For there are coherence theorists who hold that some beliefs can serve as a the basis for the rest, while it would be possible to maintain that coherence is not enough, although giving reasons never comes to an end. What distinguishes a coherence theory is simply the claim that nothing can count as a reason for holding a belief except another belief.²⁹¹

Davidson unterscheidet Kohärenztheorien von Formen des Fundamentalismus an dieser Stelle nicht durch die Frage danach, ob es eine Art Fundament oder Basis für das Gros der Überzeugungen gibt, sondern danach, ob etwas anderes als Überzeugungen in rechtfertigenden Beziehungen zu Überzeugungen stehen kann. Damit wendet er sich (wie auch Vertreter von Glaubenstheorien, s.u.) gegen die Annahme, Erfahrungen (das Zeugnis der Sinne, wie Davidson es nennt) könnten eine nicht-inferentielle Basis für unsere Überzeugungen bilden. Erst in einem zweiten Schritt greift Davidson die Idee an, es könnte eine ausgezeichnete, fundamentale Gruppe von Überzeugungen geben (hierin unterscheidet sich seine Position wesentlich von Glaubenstheorien).

²⁹⁰ Eine Überzeugung könnte eine andere rechtfertigen (Grund für diese sein), ohne dass Letztere aus Ersterer gefolgert wurde.

²⁹¹ Davidson (1986), S. 310.

Wir sollten Davidsons „[...] nothing can count as a reason for holding a belief except another belief.“²⁹² damit nicht mit einem Argument gegen Überzeugungen als nicht-inferentielle Basis verwechseln, sondern es als einen Angriff auf jede andere Form von Basis (also auch Erfahrungen) verstehen: Davidson versucht zu zeigen, dass nur Überzeugungen eine Basis für Überzeugungen bilden können.

Dafür formuliert er, ganz ähnlich wie wir es getan haben, zwei Anforderungen, die eine Theorie, bei der Erfahrung als Basis fungieren soll, zu erfüllen hat (bzw. zwei Fragen, die durch eine solche Theorie angemessen beantwortet werden sollten):

The attempts worth taking seriously attempt to ground belief in one way or another on the testimony of the senses: sensation, perception, the given, experience, sense data, the passing show. All such theories must explain at least these two things: what, exactly, is the relation between sensation and belief that allows the first to justify the second? And why should we believe our sensations are reliable, that is, why should we trust our senses?²⁹³

Um zu überprüfen, inwieweit Theorien der genannten Art auf beide Fragen eine befriedigende Antwort geben können, teilt Davidson diese grob in zwei Gruppen auf: Die erste Gruppe von Theorien rückt (bestimmte) Überzeugungen sehr nahe an das „Zeugnis der Sinne“ („testimony of the senses“)²⁹⁴, während die zweite Gruppe Überzeugungen als über das „Zeugnis der Sinne“ hinausgehend versteht.

Es überrascht nicht, dass in Davidsons Augen keine Gruppe von Theorien eine befriedigende Antwort auf beide Fragen geben kann. Wir werden uns seine Argumente gegen Theorien beider Gruppen ansehen, um einschätzen zu können, inwiefern sie tatsächlich diesen Fragen und damit auch letztlich unseren beiden Anforderungen nicht gerecht werden können.

²⁹² Davidson (1986), S. 310.

²⁹³ Davidson (1986), S. 310.

²⁹⁴ Obwohl Davidson in dem angeführten Zitat eine Vielzahl von Interpretationen dieses Zeugnisses der Sinne angibt, spricht er im Folgenden nur noch von „sensations“. Vermutlich geht er davon aus, dass alles, was er von „sensations“ sagt, ebenso auf die anderen Interpretationen zutrifft. Allerdings – das werden wir im Folgenden noch sehen – liegt seinen Ausführungen eine Bestimmung von „sensations“ zugrunde, die nicht unbedingt mit modernen Interpretationen von „Erfahrung“ kompatibel ist.

4.2.1.1. Zwischen Überzeugungen und dem Zeugnis der Sinne gibt es keine Lücke

Die erste Gruppe von Theorien versucht laut Davidson die epistemische Lücke zwischen Wahrnehmung und Urteil auf null zu reduzieren. Er nennt drei Weisen, auf die das getan werden kann: Erstens kann das Zeugnis der Sinne (er spricht von den „sensations“) mit bestimmten Überzeugungen identifiziert werden²⁹⁵, zweitens kann der Inhalt des Zeugnisses der Sinne mit dem Inhalt von Urteilen identifiziert werden²⁹⁶ und drittens könnten bestimmte Überzeugungen ohne Möglichkeit des Irrtums aus dem Zeugnis der Sinne folgen.²⁹⁷ Alle drei Optionen verwirft Davidson, da sie keine genügenden Antworten auf seine gestellten Fragen geben können.

Die erste Herangehensweise (Identifikation von Zeugnis der Sinne und Überzeugung) kommentiert er nur sehr knapp, indem er ihren Ursprung auf eine Unklarheit Humes zurückführt: Dieser konnte das Zeugnis der Sinne mit Überzeugungen identifizieren, weil er nicht ausreichend zwischen propositionalen und nicht-propositionalen Verwendungen von „Wahrnehmung“²⁹⁸ unterschied.²⁹⁹ Eine solch unzureichende Unterscheidung kann dazu führen, dass wesentliche Unterschiede zwischen Zeugnis der Sinne und Überzeugungen (nicht-propositionale Verwendung) aufgrund anderer Gemeinsamkeiten (propositionale Verwendung) übersehen werden. Doch selbst wenn wir den eher unglücklichen Ursprung einer Identifikation von Zeugnis der Sinne und Überzeugungen für einen Moment ausblenden, scheint Davidson von diesem Ansatz nicht viel zu halten. Und dies wohl deshalb, weil ihm Folgendes offensichtlich erscheint: Wenn das Zeugnis der Sinne mit Überzeugungen identifiziert wird, kann Ersteres Letzere nicht rechtfertigen. Damit das möglich ist, müssten sich die beiden minimal unterscheiden.

²⁹⁵ Davidson (1986), S. 310: „The simplest idea is to identify certain beliefs with sensations.“

²⁹⁶ Davidson (1986), S. 310: „Such theories do not justify beliefs on the basis of sensations, but try to justify certain beliefs by claiming that they have exactly the same epistemic content as a sensation.“

²⁹⁷ Davidson (1986), S. 311: „A more plausible line is to claim that we cannot be wrong about how things appear to us to be. If we believe we have a sensation, we do; [...]“

²⁹⁸ Vgl. Abschnitt 1.2.1.1.

²⁹⁹ Davidson (1986), S. 310: „Thus Hume seems not to have distinguished between perceiving a green spot and perceiving that a spot is green. (An ambiguity in the word ‘idea’ was of great help here.)“

Also verbleiben bei dieser Theorie nur die Überzeugungen als rechtfertigende Elemente (und damit scheiden hier Erfahrungen als mögliche Kandidaten für eine nicht-inferentielle Basis aus).

Vielleicht hat der zweite Vorschlag bessere Chancen, eine gute Antwort auf Davidsons erste Frage (Wie kann das Zeugnis der Sinne Überzeugungen rechtfertigen?) zu geben. Wenn sich das Zeugnis der Sinne von Überzeugungen unterscheidet (weil es sich um einen anderen Zustand handelt oder der Inhalt ein anderes Format hat), aber den gleichen epistemischen Gehalt wie diese hat, könnte das Zeugnis der Sinne Überzeugungen gleichen Inhalts rechtfertigen. Doch dafür ergeben sich laut Davidson zwei andere Probleme: „[...] first, if the basic beliefs do not exceed in content the corresponding sensation they cannot support any inference to an objective world; and second, there are no such beliefs.“³⁰⁰ Das erste Problem macht deutlich, was Davidson über den Inhalt des Zeugnisses der Sinne („sensations“) denkt: Dieser Inhalt kann nicht von Objekten/Eigenschaften in Raum und Zeit handeln, sondern lediglich von Eigenschaften mentaler Objekte beziehungsweise diesen Objekten selbst. Ohne eine – argumentativ kaum zu etablierende – weitere Annahme über einen Zusammenhang zwischen mentalen Objekten und Objekten in Raum und Zeit können diese Überzeugungen keine Basis für Rückschlüsse auf eine objektive Welt (in Raum und Zeit) bilden. Und dann – auch darin können wir Davidson zustimmen – scheint es auch sehr unwahrscheinlich, dass es solche Überzeugungen überhaupt gibt; denn im Normalfall handeln unsere Überzeugungen von Objekten/Eigenschaften in Raum und Zeit.

Aber warum sollte der Inhalt des Zeugnisses der Sinne nur in Sinnesdatensprache auszudrücken sein? Wer – außer den Sinnesdatentheoretikern selbst – behauptet, das Zeugnis der Sinne handle nicht von Objekten/Eigenschaften in Raum und Zeit? Davidson schränkt hier, ähnlich wie Quine, die Anzahl der möglichen Positionen massiv ein. Aber nur unter dieser Einschränkung sind seine Ausführungen gegen Theorien, die den Inhalt von bestimmten Überzeugungen mit dem Inhalt des Zeugnisses der Sinne identifizieren,

³⁰⁰ Davidson (1986), S. 310.

stichhaltig. Damit gibt es also durchaus die Möglichkeit, für Erfahrungen als nicht-inferentielle Basis unserer Überzeugungen zu plädieren. Diese Erfahrungen müssen dann nur den gleichen Inhalt haben wie die entsprechenden Überzeugungen (und es muss gezeigt werden, wie sie – Davidsons zweiter Frage gemäß – verlässlich sein können). Aber vielleicht ist dies nicht der einzige Weg, das Zeugnis der Sinne als Basis für unsere Überzeugungen einzusetzen. Betrachten wir also die weiteren möglichen Theorien und Davidsons Einwände gegen dieselben.

Der dritte Weg, um die Lücke zwischen Überzeugung und Zeugnis der Sinne zu minimieren, ist der Verweis auf bestimmte Überzeugungen, die direkt aus dem Zeugnis der Sinne selbst folgen. Überzeugungen wie „Es erscheint mir, dass sich da vorne ein roter Luftballon befindet.“ können als unfehlbar angesehen werden, da sie aus dem Erscheinen selbst folgen. Gleichzeitig laufen diese Überzeugungen nicht Gefahr, nur in Sinnesdatensprache ausgedrückt werden zu können. Doch auch diese Version des Verhältnisses von Zeugnis der Sinne zu Überzeugungen bringt Probleme mit sich. Das Hauptproblem scheint dabei (in Davidsons Augen) darin zu liegen, dass auch hier das Zeugnis der Sinne nicht in angemessenem Maße für die Rechtfertigung der Überzeugungen herangezogen werden kann bzw. muss:

But in any case, it is unclear how, on this line, sensations justify the belief in those sensations. The point is rather that such beliefs require no justification, for the existence of the belief entails the existence of the sensation, and so the existence of the belief entails its own truth. Unless something further is added, we are back to another form of coherence theory.³⁰¹

Wenn wir von einer Überzeugung wie „Es erscheint mir, dass sich da vorne ein roter Luftballon befindet.“ sagen, dass sie, von einem aufrichtigen Subjekt geäußert, wahr sein muss, so bedarf es keiner zusätzlichen, durch die Überzeugung nicht implizierten Basis, um

³⁰¹ Davidson (1986), S. 311.

die Überzeugung zu rechtfertigen. Die Überzeugung enthält ihre eigene Wahrheit und bedarf damit nicht des Zeugnisses der Sinne (da sie die Existenz des Zeugnisses selbst impliziert).³⁰²

Im Falle der ersten und dritten Ausprägung von Theorien der ersten Gruppe (keine Lücke) kann Davidson also zeigen, dass das Zeugnis der Sinne in ihnen keine rechtfertigende Rolle einnehmen kann (oder muss). Doch bei der zweiten Ausprägung konnten wir (aufgrund einer unnötigen Einschränkung der möglichen Inhalte des Zeugnisses der Sinne) berechnete Zweifel an der Stichhaltigkeit von Davidsons Argumentation anmelden. Hier bleibt es möglich – unter der Voraussetzung, dass das Zeugnis der Sinne (Erfahrung) den gleichen Inhalt wie die entsprechende Überzeugung hat – Erfahrung als nicht-inferentielle Basis für Überzeugungen zu charakterisieren.

Und vielleicht finden wir in der zweiten Gruppe noch weitere gangbare Theorien, die ohne diese Voraussetzung auf Erfahrung (Zeugnis der Sinne) als nicht-inferentielle Basis zurückgreifen können.

4.2.1.2. Überzeugungen gehen über das Zeugnis der Sinne hinaus

Da in Davidsons Augen die Versuche, Zeugnis der Sinne und Überzeugungen eng miteinander zu verknüpfen, scheitern, betrachtet er die Möglichkeit einer weniger engen Verknüpfung.

Suppose we say that sensations themselves, verbalized or not, justify certain beliefs that go beyond what is given in sensation. So, under certain conditions, having the sensation of seeing a green light

³⁰² Es mag auf den ersten Blick schleierhaft erscheinen (ähnlich wie bei der Identifikation von Zeugnis der Sinne und Überzeugung), warum wir damit bei einer Kohärenztheorie landen. Wenn eine bestimmte Gruppe von Überzeugungen sich selbst wahr machte und diese Überzeugungen wiederum Überzeugungen über die Welt rechtfertigen könnten, bildete diese bestimmte Gruppe von Überzeugungen doch ein Fundament. Dass Davidson eine solche Form von Theorie trotzdem als Kohärenztheorie bezeichnet, hängt mit seiner Verwendung von „Kohärenztheorie“ zusammen (siehe 4.2.1.).

flashing may justify the belief that a green light is flashing. The problem is to see how the sensation justifies the belief.³⁰³

Wie kann das Zeugnis der Sinne Überzeugungen rechtfertigen (als Basis für Überzeugungen fungieren), die über es hinaus gehen („beliefs that go beyond what is given in sensation“)?

Diese Frage kann in zwei Unterfragen aufgeteilt werden: 1. Wie ist es möglich, dass ein Zustand, der sich von Überzeugungen unterscheidet, als Basis für dieselben fungieren kann?

2. Wie kann diese Basis ohne Zusatzannahmen eine über sie hinaus gehende Überzeugung rechtfertigen?

Davidson Kritik orientiert sich vor allem an der ersten Unterfrage. Das Zeugnis der Sinne ist weder eine Überzeugung noch – so Davidson – eine andere Form propositionaler Einstellung.³⁰⁴ Deswegen steht es bestenfalls in kausalen, nicht aber in rationalen Zusammenhängen mit Überzeugungen. Eine kausale Relation kann aber nicht erklären, wie das Zeugnis der Sinne Überzeugungen rechtfertigt. Und damit könnte das Zeugnis der Sinne nicht in rationalen (rechtfertigenden) Zusammenhängen mit Überzeugungen stehen (Vertreter dieses Verständnisses von Erfahrung/Zeugnis der Sinne wären nicht dazu in der Lage, die erste seiner Fragen sinnvoll zu beantworten).³⁰⁵ Davidson zufolge liegt also in der Andersartigkeit von Zeugnis der Sinne und Überzeugungen (Erstere sind keine propositionalen Einstellungen) der Grund für das Scheitern dieses zweiten Ansatzes (das Zeugnis der Sinne rechtfertigt Überzeugungen, die über es hinausgehen). Aber ist es tatsächlich unmöglich, das Zeugnis der Sinne anders zu charakterisieren als Überzeugungen, ohne dabei gleichzeitig den rationalen Zusammenhang zwischen beiden zu zerstören?

Wir haben bereits in Abschnitt 4.1.1. deutlich gemacht, dass auch Erfahrungen als propositionale Einstellungen verstanden werden können (zumindest von einigen Wahrnehmungsphilosophen so charakterisiert werden). Damit haben wir bereits eine Version

³⁰³ Davidson (1986), S. 311.

³⁰⁴ Davidson (1986), S. 311: „The relation between a sensation and a belief cannot be logical, since sensations are not beliefs or other propositional attitudes. What then is the relation? The answer is, I think, obvious: the relation is causal.”

³⁰⁵ Vgl. Davidson (1986), S. 311.

vom Zeugnis der Sinne, auf die Davidsons Kritik nicht zutrifft: Wenn Erfahrungen propositionale Einstellungen sind, können sie – das wird bei Davidson implizit zugestanden – in logischen (rationalen) Beziehungen zu Überzeugungen stehen. Und auch Vertreter nicht-propositionaler Erfahrungen würden eine solche Relation zwischen Erfahrung und Überzeugung postulieren wollen. Warum sollte es hier nur kausale Beziehungen geben können? Es scheint eine willkürliche Entscheidung zu sein, Erfahrungen als Relata rechtfertigender Relationen auszuschließen.³⁰⁶

Die erste Unterfrage kann also unter Umständen sinnvoll beantwortet werden. Aber wie verhält es sich mit der zweiten Unterfrage? Benötigen wir nicht einige Zusatzannahmen, um die über das Zeugnis der Sinne hinausgehende Überzeugung zu rechtfertigen? Und verfügen wir tatsächlich über solche Zusatzannahmen?

Wir werden uns mit diesem Problem noch eingehender beschäftigen (Abschnitt 4.2.1.2.). Klar sollte aber sein, dass von Zusatzannahmen, die massiv über bisherige Erfahrungen hinausgehen (hier sind insbesondere die Zusatzannahmen zu nennen, die Sinnesdatentheoretiker ins Feld führen müssen), kein Gebrauch gemacht werden sollte. In Kapitel 3 hatten wir eine solche zusätzliche Information (Prämisse 1) kennengelernt:

- | | |
|-------------------|--|
| Prämisse 1 | In einer millionenfachen Überzahl von Fällen rührte die Erregung der Netzhautstellen am äußeren Augenwinkel von äußerem Lichte her, welches von der Gegend des Nasenwinkels her in das Auge fiel. |
| Prämisse 2 | Die Netzhautstelle am äußeren Augenwinkel wird erregt. |

³⁰⁶ Siehe dazu auch Martin (1993), S. 78: „The difference, then, between Davidson and the intentional theory of experience is that the former takes the acquisition of beliefs to have causes but not justifications, although the beliefs acquired can stand in justificatory relations to each other. The intentional theory thinks that beliefs must have justificatory explanations provided by the experiences which cause them, but those experiences in turn have no such justificatory explanations. At least at this stage it would appear to be no more than a matter of taste where one thinks justification should have to come to an end.”

Konklusion 1 **Die Erregung der Netzhautstelle rührt von
äußerem Lichte her, welches von der Gegend des
Nasenwinkels her in das Auge fällt.**

Nehmen wir nun an (anders als Helmholtz), dass es sich hier um eine bewusste Schlussfolgerung handelt. Prämisse 1 steht dann für die zusätzliche Information, Prämisse 2 für das Zeugnis der Sinne und die Konklusion 1 für die Überzeugung. Da wir nicht die Möglichkeit haben, die zusätzliche Information (Prämisse 1) durch unsere Sinne zu begründen (da wir die Ursache für die Erregung laut dieser Theorie nicht wahrnehmen können), geht die Überzeugung (Konklusion 1) in einem Maße über das Zeugnis der Sinne (Prämisse 2) hinaus, das den rationalen Zusammenhang zwischen Zeugnis der Sinne und Überzeugung gefährdet. Die zusätzlichen Informationen/Annahmen müssen also nach Möglichkeit wiederum durch Erfahrungen gestützt und revidierbar sein. Zumindest bei einigen Überzeugungen sollte deshalb der Inhalt der Überzeugungen nicht über den Inhalt des Zeugnisses der Sinne hinausgehen.

Damit aber gefährdet eine Theorie, in der Überzeugungen immer über das Zeugnis der Sinne hinausgehen, unsere zweite Anforderung so massiv, dass wir sie als Möglichkeit ausschließen sollten.

Wir haben gesehen, dass einiges an Davidsons Ausführungen für Überzeugungen als eine Basis spricht, wenn auch seine Argumentation nicht zwingend gegen Erfahrungen (Zeugnis der Sinne) zu verwenden ist. Insbesondere Erfahrungen, die prinzipiell den gleichen Inhalt wie Überzeugungen haben können, entgingen Davidsons Kritik bzw. könnten seinen Anforderungen gerecht werden.

Im Folgenden werden wir trotzdem zunächst Überzeugungen als Kandidaten für eine nicht-inferentielle Basis untersuchen, bevor wir uns Erfahrungen zuwenden. Da Davidson selbst keinen Überzeugungs-Fundamentalismus vertritt (Überzeugungen keine nicht-inferentielle Basis bilden), sollten wir uns die Wahrnehmungstheorie David Malet Armstrongs

vornehmen, die Überzeugungen (bzw. dem Aufnehmen von Überzeugungen) eine solche Rolle zuspricht.

4.2.2. Glaubenstheorien

Neben George Pitcher gilt David M. Armstrong als einer der Hauptvertreter sogenannter Glaubenstheorien. Diese Theorien zeichnen sich dadurch aus, dass sie eine milde Form von Fundamentalismus vertreten, ohne sich auf Erfahrungen (oder vergleichbare Konzeptionen dessen, was Davidson als das Zeugnis der Sinne bezeichnet hat) zu berufen. Stattdessen interpretieren sie Wahrnehmung (und damit die Basis unserer Überzeugungen über die Welt) als den Erwerb bestimmter Überzeugungen: „Veridical perception is the acquiring of true beliefs, sensory illusion is the acquiring of false belief.“³⁰⁷ Dabei ist diese Bestimmung nicht als Beschreibung des Resultates (Wahrnehmung resultiert im Erwerb einer Überzeugung), sondern von Wahrnehmung selbst zu verstehen: Wahrnehmung ist nichts anderes als der Erwerb von Überzeugungen.³⁰⁸

Dass Armstrong vom „Erwerb einer Überzeugung“ („acquiring of belief“) im Gegensatz zur Überzeugung selbst spricht, ist auf den ereignishaften Charakter von Wahrnehmungen im Gegensatz zu Überzeugungen zurückzuführen.³⁰⁹ Trotzdem ist der Inhalt des entsprechenden Ereignisses im Inhalt der Überzeugung zu sehen. Wenn ich wahrnehme, dass da vorne ein grüner Baum ist, ist der Inhalt dieser Wahrnehmung der Inhalt der Überzeugung (dass da vorne ein grüner Baum ist). Insofern bildet der Erwerb von Überzeugungen mit Überzeugungsinhalten laut Armstrong die Basis für unsere inferentiellen Überzeugungen.

Der große Vorteil von Glaubenstheorien sollte nach unserer Betrachtung von Davidsons Einwänden gegen anders lautende Konzeptionen von Wahrnehmung offensichtlich sein: Wenn Überzeugungen (der Erwerb von Überzeugungen) als Basis fungieren, brauchen wir

³⁰⁷ Armstrong (1968), S. 209.

³⁰⁸ Da Armstrong nur für den veridischen Fall von „Wahrnehmung“ spricht, können wir trotz unserer Charakterisierung von Wahrnehmung und Erfahrung im ersten Kapitel seiner Verwendung folgen. Nichtsdestotrotz gilt seine Theorie (Überzeugungen als Basis) auch für den nicht-veridischen Fall.

³⁰⁹ Vgl. Kapitel 1, Abschnitt 1.2.2.: Wahrnehmung, Erfahrung und das Aufnehmen einer Überzeugung gelten als mentale Ereignisse, während Überzeugungen Zustände mit dispositionalem Charakter sind (bzw. sein können).

uns nicht zu fragen, wie diese Basis in rationalen (logischen) Zusammenhängen mit entsprechenden inferentiellen Überzeugungen stehen kann. Die Anforderung (AEÜ2) kann auf den ersten Blick ohne weitere Schwierigkeiten erfüllt werden.

Doch Glaubenstheorien scheinen nicht in der Lage zu sein, alle Intuitionen in Bezug auf Wahrnehmung einzufangen. Wenn Wahrnehmung nichts anderes ist als der Erwerb von Überzeugungen, wie kann es dann sein, dass ich wahrnehme, ohne eine Überzeugung auszubilden? Erinnern wir uns an die Müller-Lyer-Illusion. Wir kennen diese Illusion und erwerben deshalb beim Betrachten des Bildes nicht die Überzeugung, eine der Linien sei länger als die andere. Wenn Wahrnehmung aber nichts anderes als der Erwerb von Überzeugungen ist, bleibt das Phänomen der Müller-Lyer-Illusion (bei Vertrautheit mit derselben) vollkommen unverständlich.

Armstrong selbst antizipiert dieses Problem und versucht zu zeigen, wie Glaubenstheorien sehr wohl dieses und andere wesentliche Phänomene der Wahrnehmung einfangen können. Wir werden der Reihenfolge, die er in „A Materialist Theory of the Mind“ vornimmt, entsprechend zunächst auf das Problem der konstanten Wahrnehmung über einen längeren Zeitraum³¹⁰ eingehen, um uns dann der Wahrnehmung ohne entsprechende Überzeugung³¹¹ und der nicht-propositionalen Verwendung von „wahrnehmen“³¹² zuzuwenden.

4.2.2.1. Das Problem der konstanten Wahrnehmung über einen längeren Zeitraum

Das Problem der konstanten Wahrnehmung über einen längeren Zeitraum stellt sich für all jene Theorien, die Wahrnehmung – Gilbert Ryle folgend – als Erreichen („achievement“) interpretieren bzw. Verben der Wahrnehmung als Leistungswörter („achievement-words“):

We owe the recognition that perception is an event to Gilbert Ryle. He put the point, rather unhappily as we shall see in a moment, by saying that verbs of perception are ‘achievement-words’. His view is sometimes attacked by pointing out that we can perceive an unchanging scene for a period of time. To

³¹⁰ Vgl. Armstrong (1968), S. 214 f.

³¹¹ Ebd. S. 216.

³¹² Ebd. S. 227.

espy a robin may be an achievement, but where, it is asked, is the achievement involved in going on staring at the robin?³¹³

Wenn „wahrnehmen“ als „erreichen (bspw. einer Überzeugung)“ interpretiert wird, scheint das längere Betrachten eines Rotkehlchens keine Wahrnehmung mehr zu sein, da hier kein Erreichen mehr involviert ist. Armstrong führt diese Kritik an Ryles Konzeption auf eine unglückliche Wortwahl zurück und versucht das Problem wie folgt zu lösen:

However, if we think of perception as the acquiring of beliefs, and if we remember that we cannot look at a robin without time passing, this objection is easily met. At t_1 we acquire the information that the robin is there at t_1 . At t_2 we acquire the information that the robin is still there at t_2 . This is new, even if monotonous, information. And so for the whole stretch of time that we are looking at the robin.

Armstrong versucht das Problem dadurch zu lösen, dass er bestimmte Zeitpunkte als Teil der erworbenen Überzeugungen auffasst. Wenn wir zu zwei verschiedenen Zeitpunkten t_1 und t_2 ein Rotkehlchen betrachten, unterscheiden sich die Überzeugungen, weil sie von verschiedenen Zeitpunkten handeln (wenn die Information ansonsten auch monoton bleibt). Doch mit dieser anvisierten Lösung gehen zwei Probleme einher: Zum einen bestimmt Armstrong an anderer Stelle diejenigen Eigenschaften, die wahrgenommen werden, als „proper sensibles“ (unter Einschluss bestimmter „common sensibles“). Diejenigen Überzeugungen (bzw. ihr Inhalt), deren Erwerb als Wahrnehmung verstanden werden soll, müssten also aus entsprechenden Begriffen (Farbe, Form etc., siehe Abschnitt 4.1.2.3.) bestehen.³¹⁴ Zeitpunkte wie t_1 und t_2 sind wohl kaum als solche wahrnehmbare Eigenschaften zu verstehen. Denn welcher der Sinne sollte Zeit beziehungsweise Zeitpunkte wahrnehmen? Die Zeitpunkte können also nicht im Inhalt der Überzeugungen erfasst werden, sondern müssen den Überzeugungen oder deren Erwerb „von außen“ zugeschrieben werden.

³¹³ Armstrong (1968), S. 214.

³¹⁴ Vgl. Armstrong (1968), S. 235 f.: „The view I am putting forward is connected with the Aristotelian doctrine of the ‘proper sensibles’ that pertain to each sense. The list of visual properties (to take an instance) would however have to include certain properties that Aristotle classed as ‘common sensibles’ – shape and size, for instance – because he defines ‘proper sensibles’ as discernible by one sense *alone*.“

Zum anderen ergibt sich, selbst wenn eine solche Zuschreibung möglich sein sollte, noch ein weiteres Problem: Diese Zuschreibung müsste, selbst bei einer kurzen Zeitspanne, für unendlich viele Überzeugungen variieren. Zeit verläuft kontinuierlich und entsprechend können einer beliebig kurzen Zeitspanne unendlich viele Zeitpunkte zugeordnet werden. Damit aber werden unendlich viele Überzeugungen erworben, denn für jeden Zeitpunkt gibt es ja eine andere Überzeugung. Deren Inhalt bleibt zwar gleich (siehe oben), doch die Überzeugungen unterscheiden sich dadurch, dass sie zu unterschiedlichen Zeitpunkten gemacht werden.

Der einzige Ausweg scheint hier, wie bei Peirces Schildkröten-Dilemma³¹⁵, die Idee einer Taktung von Informationsgewinnung zu sein. Innerhalb einer Zeitspanne werden nur endlich viele Überzeugungen erworben, da die Zeit durch einen Takt unterteilt wird (vergleichbar der Informationsaufnahme und -verarbeitung beim Computer). Damit bleiben Glaubenstheorien in Bezug auf „kontinuierliche“ Wahrnehmungen zwar wenig intuitiv, sie könnten aber prinzipiell dazu in der Lage sein, das Phänomen in ihrer Theorie abzubilden. Zumindest im Vergleich zu dem nun folgenden Problem scheinen hier noch Lösungswege für den Glaubenstheoretiker offen zu stehen.

4.2.2.2. Wahrnehmung ohne Überzeugung

Die Fälle von Wahrnehmung ohne Überzeugung teilt Armstrong in zwei verschiedene Gruppen ein: 1. Wahrnehmung ohne Überzeugung und 2. Wahrnehmung ohne den Erwerb einer Überzeugung.

Die zweite Gruppe von Fällen zeichnet sich dadurch aus, dass keine neue Überzeugung erworben wird, da eine Überzeugung gleichen Inhalts bereits besteht. Auf den ersten Blick scheinen diese Fälle schon durch das Problem konstanter Wahrnehmung behandelt worden zu sein (Abschnitt 4.2.2.1.). Doch anders als dort, geht es hier um Überzeugungen, die von dem gleichen Zeitpunkt handeln:

³¹⁵ Vgl. Kapitel 3, Abschnitt 3.2.2.2. (3).

Thus, if I am looking at a red book, I may know with perfect certainty that it will continue to be red in the next instant. So when my eyes still rest upon the book during that instant, I cannot be said to acquire the true belief that it is now red, because I already knew it would be red during that instant.³¹⁶

Armstrong zufolge können wir zu diesem Zeitpunkt nicht die Überzeugung erwerben, dass das Buch rot ist, weil wir bereits zuvor für eben diesen Zeitpunkt die Überzeugung gewonnen haben, dass das Buch rot ist bzw. sein wird. Die Überzeugungen sollen also den gleichen Inhalt haben und für den gleichen Zeitpunkt t_1 gelten. Doch handelt es sich tatsächlich um die gleichen Überzeugungen?

Wir haben bereits erwähnt, dass Armstrong diejenigen Überzeugungen, deren Erwerb mit Wahrnehmung gleichzusetzen ist, als durch „proper and common sensibles“ bestimmt charakterisiert. Entsprechend handeln diese Überzeugungen nicht von „K-properties“ wie Büchern, sondern nur von Farbe, Form, Ausdehnung etc. Dann aber ist es fragwürdig, ob diejenige Überzeugung, die durch Schlussfolgerung erlangt wird („Wenn ich ein rotes Buch betrachte, kann ich mit perfekter Sicherheit wissen, dass es im nächsten Moment weiterhin rot sein wird.“), mit der durch Betrachtung erworbenen Überzeugung identisch sein kann. Die erschlossene Überzeugung enthält mit ziemlicher Sicherheit Ausdrücke für Arten (wie „Bücher“), während das – laut Armstrong selbst – bei den durch die Sinne erworbenen (nicht-inferentiellen) Überzeugungen nicht der Fall sein soll.

Unter dieser Voraussetzung kann das zweite Phänomen (Wahrnehmung ohne den Erwerb von Überzeugungen) nur in der unter 4.2.2.1. erwähnten Variante (Überzeugungen gleichen Inhalts zu unterschiedlichen Zeitpunkten) auftreten, nicht jedoch für Überzeugungen zu gleichen Zeitpunkten. Und damit birgt die zweite Gruppe von Fällen keine Probleme für eine Glaubenstheorie – zumindest keine Probleme, die nicht schon unter 4.2.2.1. angesprochen wurden.

Doch bei der ersten Gruppe von Fällen (Wahrnehmung ohne Überzeugung) sieht das etwas anders aus. Diese Gruppe bezieht sich auf Fälle, in denen ein Subjekt, trotz anderslautender Wahrnehmung, keine entsprechende Überzeugung erwirbt. Wir hatten eingangs mit der

³¹⁶ Armstrong (1968), S. 216.

Müller-Lyer-Illusion einen möglichen dieser Fälle angesprochen: Auch wenn die Illusion uns suggeriert, die beiden Linien seien unterschiedlich lang, erwerben wir keine entsprechende Überzeugung (und haben wir auch keine entsprechende Überzeugung), da wir wissen, dass beide Linien gleich lang sind. Wie kann eine Glaubeinstheorie nun aber den Umstand erklären, dass wir (1) keine entsprechende Überzeugung erwerben und (2) die Linien trotzdem unterschiedlich lang aussehen? Wenn Wahrnehmung der Erwerb von Überzeugungen ist, dann müssten wir entweder eine entsprechende Überzeugung erwerben (contra 1) oder keine solche „Erfahrung“ haben (contra 2).

Der Glaubeinstheoretiker versucht diese Phänomene dadurch zu erklären, dass er das „aussehen“ durch eine unterdrückte Neigung erklärt:

If a thing looks to be a certain way, although we know on independent grounds that it cannot actually be that way, we may still half-believe, or be inclined to believe, that it is as it looks. And this inclination to believe can persist even when we clearly recognize that the inclination is irrational. What is an inclination to believe? I think it is nothing but a belief held in check by a stronger belief.³¹⁷

Natürlich kann die Neigung nicht als „Neigung zu glauben, dass es ist, wie es aussieht“ interpretiert werden, denn die Neigung selbst soll ja das „aussehen“ erklären. Doch lassen wir diese Ungenauigkeit zunächst außer Acht. Das „aussehen“ kann, so Armstrong, durch eine Neigung zu glauben interpretiert werden, die nichts anderes ist als eine (erworbene) Überzeugung, die durch eine stärkere Überzeugung in Schach gehalten wird. Aber damit müssen wir gleichzeitig sich offenkundig widerstreitende Überzeugungen haben. Wir haben gleichzeitig die Überzeugung, dass die Linien gerade sind, und die Überzeugung, dass sie nicht gerade sind. Nur dass letztere Überzeugung von ersterer in Schach gehalten wird, da diese stärker ist. Aber warum wird sie nur in Schach gehalten und nicht beseitigt? Wenn ich Anlass zu der Vermutung habe, dass mein Nachbar eine Ente als Hund ausgibt (zum Beispiel weil ich sie quaken gehört habe), dann wird meine bisherige Überzeugung, dass mein Nachbar einen Hund hat, nicht durch diese neue Überzeugung in Schach gehalten, sondern vollkommen

³¹⁷ Armstrong (1968), S. 221. Vgl. auch Pitcher (1971), S. 92 f.

beseitigt. Ich habe keine Neigung zu glauben, mein Nachbar besäße einen Hund. Gerade das scheint es ja zu sein, was Überzeugungen von Wahrnehmungen/Erfahrungen unterscheidet.³¹⁸ Auf diesen Umstand kann ein Theoretiker nun auf zwei verschiedene Weisen reagieren. Zum einen kann er versuchen, nicht-inferentielle von inferentiellen Überzeugungen in einer Weise zu unterscheiden, die verständlich macht, warum die einen (nicht-inferentiellen) weiterbestehen können, auch wenn sie von anderen (inferentiellen) „in Schach gehalten“ werden. Und zum anderen kann er eine andere Analyse des Phänomens vorschlagen, die sich nicht auf unterdrückte Neigungen bezieht.

Die erste Reaktion wird durch Armstrongs Interpretation von „Überzeugung“ und „Begriff“ nahe gelegt. Diejenigen Überzeugungen, die wir durch unsere Sinne erwerben, sind Armstrong zufolge sub-verbal.³¹⁹ Sie sind zwar begrifflich, die entsprechenden Begriffe sind aber nichts anderes als eine Diskriminationsfähigkeit: Den Begriff „rot“ zu besitzen bedeutet nichts anderes, als rote Dinge von nicht-roten Dingen unterscheiden zu können.³²⁰ Überzeugungen, die wir durch unsere Sinne erwerben, können wir mit Tieren teilen. Doch das gilt nicht für alle unsere Überzeugungen. Überzeugungen wie „Diejenigen Überzeugungen, die wir durch unsere Sinne erwerben, sind sub-verbal.“ haben wir vermutlich nicht mit Tieren gemein. Wir könnten diesen Unterschied zum Anlass nehmen, um zwischen nicht-inferentiellen sub-verbalen und inferentiellen Überzeugungen zu unterscheiden. Die nicht-inferentiellen Überzeugungen wären dann durch eine spezielle Art von Begriffen gekennzeichnet, die zum einen nur die Klasse der „proper and common sensibles“ umfassen würde und zum anderen lediglich als Diskriminationsfähigkeit zu verstehen wäre. Solche Überzeugungen werden durch die Sinne erworben und sind so robust, dass sie nicht durch andere Überzeugungen beseitigt werden können. Auf diesen Überzeugungen könnten die

³¹⁸ Vgl. Schantz (1990) S. 133 in der Kritik an Pitchers (vergleichbarem) Interpretationsvorschlag des gekrümmten Aussehens eines Ruders bei gleichzeitigem gegenteiligen Wissen: „Was sich in dieser Wahrnehmungssituation nicht vollkommen unterdrücken läßt, auch wenn wir noch so viel über die physische Realität wissen, ist die phänomenologische Präsenz eines gekrümmt aussehenden Ruders.“

³¹⁹ Vgl. Armstrong (1968), S. 209.

³²⁰ Vgl. Armstrong (1968), S. 245 ff. Allerdings haben wir bereits in Abschnitt 4.1.2. festgehalten, dass eine solche Bestimmung von „Begriff“ etwas zu basal ist.

inferentiellen Überzeugungen aufbauen, die aus abstrakteren Begriffen aufgebaut sind und in mehr als nur einer Diskriminationsfähigkeit bestehen (siehe Abschnitt 4.1.2.).

Eine solche Unterscheidung könnte erklären, wieso bestimmte Überzeugungen von anderen in Schach gehalten werden, ohne dabei ganz zu verschwinden; doch ist sie letztlich mit einer Unterscheidung von nicht-inferentieller Erfahrung und Überzeugung identisch. Wenn die Begriffe sich derart unterscheiden, handelt es sich bei der Bezeichnung der nicht-inferentiellen Überzeugungen als begrifflich um ein reines Lippenbekenntnis: Der Unterschied zwischen nicht-inferentiellen Überzeugungen und inferentiellen Überzeugungen wäre so groß, dass man ruhig von „Erfahrungen“ und „Überzeugungen“ sprechen könnte, und die zweite Anforderung wäre ebenso gefährdet, wie sie es bei einer Unterscheidung von nicht-inferentiellen Erfahrungen und inferentiellen Überzeugungen ist.

Wir müssen also feststellen, dass eine Glaubenstheorie sich nicht auf einen grundlegenden Unterschied zwischen nicht-inferentiellen und inferentiellen Überzeugungen berufen kann, um dem Phänomen der Wahrnehmung ohne Überzeugung gerecht zu werden.

Aber vielleicht lässt sich das „aussehen“ durch eine andere Art der Analyse erklären. Wenn wir es nicht als unterdrückte, aber trotzdem bestehende Überzeugung interpretieren, sondern durch kontrafaktische Konditionale analysieren, können wir dem Problem entgehen, gleichzeitig sich offenkundig widerstreitende Überzeugungen haben zu müssen. Richard Schantz untersucht in seiner Kritik an Glaubenstheorien diese Analyse-Methode anhand des Beispiels einer Rose in rot beleuchteter Umgebung.³²¹ Wenn wir wissen, dass diese Rose eigentlich weiß ist, können wir versuchen, das Rot der Rose wie folgt zu analysieren:

(KFK 1) Wenn ich nicht überzeugt wäre (wüsste), dass die Rose weiß ist, würde ich glauben, dass sie rot ist.

Auf den ersten Blick scheint dieser kontrafaktische Konditionalsatz zumindest eine Möglichkeit zu bieten, das rote Aussehen der Rose ohne Rückgriff auf etwas anderes als

³²¹ Vgl. Schantz (1990), S. 133 ff.

Überzeugung (bzw. Wissen) zu analysieren. Doch was – so gibt Schantz zu bedenken – ist mit dieser Analyse in dem Fall, in dem ich nicht überzeugt bin, dass die Rose weiß ist, mir aber klar ist, dass sie rot beleuchtet wird? In diesem Fall wäre zwar das Antezedens erfüllt, nicht jedoch das Konsequens: Ich wüsste nicht, dass die Rose weiß ist, würde aber trotzdem nicht glauben, dass sie rot ist. Um diesen Fall angemessen abbilden zu können, muss (KFK 1) erweitert werden:

Ich glaube, Armstrong muß das Folgende sagen: Wenn ich nicht wüßte, daß die Rose weiß ist, und wenn ich darüber hinaus annähme, daß ich die Rose unter Bedingungen sehe, unter denen die Dinge so aussehen wie sie wirklich sind, dann würde ich glauben, daß sie rot ist.³²²

Doch bei dieser Analyse, so stellt Schantz zu Recht fest, ist ein Zirkel im Spiel. Das Analysans enthält den Ausdruck „aussehen“, der ja eigentlich analysiert werden sollte. Diese Analyse durch einen kontrafaktische Konditionalsatz ist also nicht zulässig. Aber können wir vielleicht eine Analyse finden, die ohne „aussehen“ auskommt und damit einen Zirkel vermeidet? Mir erscheint folgende Analyse als eine entsprechende Möglichkeit:

(KFK 2): Wenn ich nicht wüsste, dass die Rose weiß ist, und ich darüber hinaus annähme, dass die Rose nicht in einer Situation (bspw. unter roter Beleuchtung) ist, die zum Erwerb falscher Überzeugungen führen kann, dann würde ich glauben, dass sie rot ist.

Diese Formulierung greift nicht auf „aussehen“ zurück, sondern auf günstige bzw. ungünstige Situationen für den Erwerb richtiger/falscher Überzeugungen. Zwar liefert eine solche Analyse, im Gegensatz zu der von Schantz vorgeschlagenen, keine Erklärung dafür, dass die Situation günstig oder ungünstig ist³²³, trotzdem kann sie das Rot-Aussehen unter Berücksichtigung des angesprochenen Falles abbilden.

³²² Schantz (1990), S. 134.

³²³ Ob eine günstige oder ungünstige Situation besteht, kann im Falle einer Analyse mit Hilfe des Ausdrucks „Aussehen“ auf Umstände zurückgeführt werden, die das Aussehen verändern. Eine Analyse, die auf diesen Ausdruck verzichtet, kann nur konstatieren, welche Verhältnisse (schlechte Beleuchtung, getönte Scheiben, lang-

Allerdings ergibt sich mit einer Analyse der Situation, in der wir wahrnehmen ohne Entsprechendes zu glauben, ein ganz anderes Problem: Sie gefährdet unsere erste Anforderung. Wenn wir das Fehlen einer entsprechenden Überzeugung nicht durch eine bestehende, aber unterdrückte erworbene Überzeugung erklären, sondern darüber, was der Fall gewesen wäre, hätten wir nicht bereits anderslautende Überzeugungen gehabt, dann wird der Erwerb von Überzeugungen (und damit die nicht-inferentielle Basis unserer gesamten Überzeugungen) durch bereits vorhandene Überzeugungen in einem massiven Maße gesteuert. Wenn Piglet und Pooh eine Rose unter roter Beleuchtung wahrnehmen, kann Piglet die Überzeugung erwerben, dass da eine rote Rose ist, während Pooh keine Überzeugung erwirbt, da er weiß, dass es sich um eine weiße Rose handelt. Soweit scheint hier kein großer Unterschied zwischen einer Analyse, die auf „Erfahrung“ zurückgreift, und einer, die sich auf den „Erwerb von Überzeugungen“ bezieht, zu bestehen. Spricht Piglet nun aber von der schönen roten Rose, kann Pooh – nach Interpretation der Glaubenstheorie – vollkommen schleierhaft bleiben, wovon Piglet eigentlich spricht. Er bildete keine (noch nicht einmal unterdrückte) Überzeugungen zu einer roten Rose. Die kontrafaktische Analyse (KFK 2) gibt lediglich an, was der Fall gewesen wäre, hätte Pooh nicht bereits andere Überzeugungen gehabt. Doch da dieser Fall nicht eingetreten ist, bildet Pooh auch keine Überzeugungen aus, die mit einer roten Rose in Zusammenhang zu bringen sind. Wir sehen also, dass eine solche Analyse die Neutralität unserer Basis massiv gefährdet.

Und unter weiterer Modifikation des Beispiels können wir auch feststellen, dass sie zu einem Verlust von Verlässlichkeit führt. Wenn Pooh fälschlicherweise glaubt, die Rose sei weiß, und deshalb in der entsprechenden Situation keine Überzeugung erwirbt, ist Pooh auch nicht in der Lage, seine Überzeugung zu revidieren. Selbst wenn Piglet Pooh hinterher klar machte, dass gar keine rote Beleuchtung vorhanden war und die Rose deshalb tatsächlich rot war, könnte Pooh nichts revidieren, da er keine Überzeugung erworben hat.

oder kurzfristige Veränderungen des Sehapparates...) zu einem Erwerb falscher Überzeugungen führen können, ohne diese zu erklären.

Das Phänomen der Wahrnehmung ohne Überzeugung bildet also, trotz aller Erklärungsversuche, ein massives Problem für Glaubenstheorien und ist wohl auch der Grund dafür, dass in der aktuellen Debatte nur selten Verfechter solcher Theorien zu finden sind.

Obwohl dieses Problem bereits ausreichenden Grund bietet, von Überzeugungen als Basis Abstand zu nehmen, werden wir uns der Vollständigkeit halber noch mit Armstrongs zuletzt genanntem Problem auseinandersetzen, der nicht-propositionalen Verwendung von „wahrnehmen“.

4.2.2.3. Die nicht-propositionale Verwendung von „wahrnehmen“

Überzeugungen werden, manchmal im Gegensatz zu Erfahrungen, als propositional und begrifflich verstanden. Wenn wir Wahrnehmung entsprechend als den Erwerb wahrer Überzeugungen interpretieren, müssen wir „wahrnehmen“ in einem propositionalen Sinne verwenden: Wir nehmen wahr, dass xyz.

Nun haben wir aber bereits festgestellt (Kapitel 1, Abschnitt 1.2.1.1.), dass es auch eine nicht-propositionale Verwendung von „wahrnehmen“ gibt: Subjekt A nimmt x wahr. Wenn aber Wahrnehmung nichts anderes ist als der Erwerb von Überzeugungen, wie können wir dann bspw. davon sprechen, ein Pferd wahrzunehmen? Welche Überzeugung erwerben wir in diesem Fall?

Auf den ersten Blick könnte man meinen, diese nicht-propositionale Verwendung von „wahrnehmen“ stehe, ebenso wie die unter 4.2.2.2. behandelten Fälle, für eine Wahrnehmung ohne Überzeugung. Doch Armstrong versucht zu zeigen, dass auch der nicht-propositionalen Verwendung von „wahrnehmen“ letztlich propositionale Überzeugungen zugrunde liegen:

When it is said that somebody perceives something, then the mental event that takes place is simply the acquiring of information about the environment, information or misinformation that may be ‘discounted’, for one reason or another, by the perceiving subject. But the peculiarity of the idiom ‘A perceives x’ is that to speak in this way does not tell us exactly what the information or misinformation is. The idiom tells us that it is information or misinformation *about x* that is acquired but it tells us nothing more.³²⁴

³²⁴ Armstrong (1968), S. 228.

Auch hier besteht die Wahrnehmung im Erwerb von Überzeugungen. Doch anders als im Fall der propositionalen Verwendung von „wahrnehmen“, wird mit der nicht-propositionalen Verwendung nicht deutlich zum Ausdruck gebracht, welchen exakten Inhalt die erworbenen Überzeugungen haben. In Armstrongs Augen ist die nicht-propositionale Verwendungsweise trotzdem sinnvoll, weil sie es in Anbetracht der Differenziertheit und Menge an erworbenen Überzeugungen überhaupt nur möglich macht, sich mit anderen Personen über ein Objekt zu unterhalten.³²⁵

Auch wenn diese Analyse nicht für jeden Fall vollkommen befriedigend sein mag (und nicht jede Implikation von „Ich nehme x wahr.“ aufgreift), zeigt sie auf, dass die nicht-propositionale Verwendung von „wahrnehmen“ nicht automatisch zu einem Problem für eine Glaubentheorie werden muss, ganz anders als das Phänomen der Wahrnehmung ohne Überzeugung.

Überzeugungen als Basis für unsere Überzeugungen über die Welt können also nicht in der Weise den Anforderungen an Wahrnehmung gerecht werden, wie wir sie mit einem milden Fundamentalismus fordern möchten. Sie erfüllen zwar wie selbstverständlich die zweite Anforderung, doch wenn kein prinzipieller Unterschied zwischen nicht-inferentiellen und inferentiellen Überzeugungen festgemacht werden kann (der dann den Unterschied zwischen nicht-inferentiellen Überzeugungen und begrifflichen + propositionalen Erfahrungen undurchsichtig macht), kann der ersten Anforderung nicht entsprochen werden. Wir werden uns deshalb dem nächsten Kandidaten auf der Liste zuwenden und sehen, ob dieser unseren Anforderungen besser gerecht werden kann.

³²⁵ Vgl. Armstrong (1968), S. 228 ff.

4.3. PROPOSITIONALE UND BEGRIFFLICHE ERFAHRUNGEN ALS BASIS (2)

John McDowell gilt mit seiner in „Mind and World“ vertretenen Position als einer *der* Verfechter von propositionaler, begrifflicher Erfahrung als Basis für unsere Überzeugungen über die Welt.³²⁶ Besonders die Begrifflichkeit (Inhalts- und Zustandssicht) der Erfahrung wird dabei in den Vordergrund gestellt, da sie das wesentliche Element zur Erfüllung der zweiten Anforderung zu sein scheint:

When we trace the ground for an empirical judgement, the last step takes us to experiences. Experiences already have conceptual content, so this last step does not take us outside the space of concepts.³²⁷

Während die Begrifflichkeit von Erfahrung mehrfach explizite Erwähnung findet, ist dies bei der Propositionalität nicht der Fall. Trotzdem gibt es Passagen, die Erfahrungen implizit als propositional charakterisieren.

In a particular experience in which one is not misled, what one takes in is *that things are thus and so*. *That things are thus and so* is the content of the experience, and it can also be the content of a judgement: it becomes the content of a judgement if the subject decides to take the experience at face value.

Da die propositionalen Urteile den gleichen Inhalt haben sollen wie Erfahrungen (und dieser Inhalt mit einem „dass“ eingeleitet wird), kann man davon ausgehen, dass auch Erfahrungen propositional sind.³²⁸ Die Basis unserer Überzeugungen über die Welt wird in diesem Bild also von begrifflichen, propositionalen Erfahrungen gebildet.

³²⁶ Wie wir sehen werden, nimmt McDowell selbst in späteren Schriften („Avoiding the Myth of the Given“) Abstand von dieser Interpretation der Erfahrung.

³²⁷ McDowell (1996), S. 10.

³²⁸ McDowell selbst kennzeichnet seine in „Mind and World“ vertretene Auffassung in anderen Schriften auf diese Weise. Vgl. McDowell (2009), S. 258: „I used to assume that to conceive experiences as actualizations of conceptual capacities, we would need to credit experiences with *propositional* content, the sort of content judgments have.“

Im Gegensatz zu Überzeugungen als Basis hat dieser Ansatz auf den ersten Blick bessere Chancen, den Phänomenen gerecht zu werden: Er kann einen Unterschied zwischen der Basis (Erfahrung) und den darauf aufbauenden Überzeugungen einfangen, ohne dabei die Erfüllung der zweiten Anforderung zu gefährden. Während Überzeugungen nur bestehen können, wenn sie geglaubt werden, kann ein Subjekt auch dann sinnliche Erfahrungen machen, wenn es ihrem Inhalt nicht zustimmt. Das Problem widerstreitender Überzeugungen, das für den Glaubenstheoretiker zur Crux wurde, kann mithilfe begrifflicher und propositionaler Erfahrungen eingefangen werden. Denn mit diesen können Subjekte bspw. die sinnliche Erfahrung machen, dass die Linien bei der Müller-Lyer-Illusion unterschiedlich lang sind („that things are thus and so“), der Inhalt dieser Erfahrung wird aber nicht der Inhalt eines affirmativen Urteils. Da wir mit der Müller-Lyer-Illusion vertraut sind, urteilen wir entsprechend ablehnend über den Inhalt unserer Erfahrungen. Der Inhalt der Erfahrung selbst bleibt aber von dem Urteil unberührt und damit läuft McDowells Theorie auf den ersten Blick, anders als Glaubenstheorien, nicht Gefahr, unsere Anforderung AEÜ1 zu gefährden.

Gleichzeitig – und das ist für McDowell einer der wesentlichen Vorteile seiner Theorie – kann er Davidsons Anforderungen an einen rationalen Zusammenhang zwischen Basis (Erfahrung) und aus ihr folgender Überzeugung gerecht werden: Da Erfahrungen bereits begrifflich und propositional sind, gibt es keinen Abstand zwischen dem Inhalt von Erfahrungen und entsprechenden Überzeugungen (vgl. Abschnitt 4.2.1.1.), trotzdem erfolgt durch Letztere eine (rationale) Beurteilung Ersterer – im Sinne einer Ablehnung oder Zustimmung. Erfahrungen und Urteile sind damit zwar voneinander verschiedene Zustände (contra Glaubenstheorie), sie können jedoch gleichen Inhalt haben.³²⁹

So attraktiv diese Position in ihrer Versöhnung der beiden Anforderungen (insbesondere vor dem Hintergrund der Probleme mit Glaubenstheorien) auf den ersten Blick erscheinen mag,

³²⁹ Vgl. Crane (2011), S. 88: „But the propositional-attitude thesis does not say that perceptions are beliefs; it only says that they have the same kind of *content* as beliefs.”

bringt sie doch Probleme mit sich,³³⁰ die letztlich sogar McDowell selbst dazu bewegten, seine Position aus „Mind and World“ zu revidieren.

Die meisten Argumente gegen begriffliche und propositionale Erfahrungen beziehen sich entweder auf den begrifflichen oder auf den propositionalen Charakter (manchmal auch auf beides) derselben. Wesentlich ist dabei immer, dass der Unterschied zwischen Erfahrungen und Überzeugungen nicht allein in Bezug auf den Zustand gemacht werden kann. Auch der Inhalt von Erfahrungen und Überzeugungen unterscheidet sich. Diesem Umstand kann entweder über die fehlende Propositionalität oder die fehlende Begrifflichkeit von Erfahrungen (im Gegensatz zu Überzeugungen) Rechnung getragen werden.

Da McDowell selbst in „Avoiding the Myth of the Given“ vor allem den propositionalen Charakter als problematisch einstuft, wollen wir uns zunächst mit seiner Kritik an der Propositionalität sinnlicher Erfahrungen befassen.

I used to assume that to conceive experiences as actualizations of conceptual capacities, we would need to credit experiences with *propositional* content, the sort of content judgments have. And I used to assume that the content of an experience would need to include *everything* the experience enables its subject to know non-inferentially. But both these assumptions now strike me as wrong.³³¹

Den zweiten Punkt können wir vorerst außer Acht lassen, er wird uns im folgenden Abschnitt noch genauer beschäftigen (Abschnitt 4.4.). Beginnen wir mit dem ersten und fragen wir uns: Warum erscheint McDowell seine vormalige Annahme, Erfahrungen hätten propositionalen Inhalt, nun als falsch?

Um diese Wandlung zu erläutern, können wir mit McDowell zum Ursprung seiner Annahme, Erfahrungen seien propositional, zurückkehren. Sie hat ihren Ausgang in dem Umstand, dass Erfahrungen begrifflich³³² sein sollen:

³³⁰ Vgl. z.B. die Auseinandersetzung zwischen Schantz (2001) und McDowell (2001).

³³¹ McDowell (2009), S. 258.

³³² Hier allerdings nur im Sinne der Zustands-Sicht.

| | |
|------------------------------|---|
| Prämisse 1 | Begriffliche Fähigkeiten müssen in der Erfahrung am Werk sein, damit wir den Mythos des Gegebenen vermeiden können. ³³³ |
| Prämisse 2 | Wenn man das Begriffliche (und damit auch das Begriffliche der Erfahrungen) näher spezifizieren möchte, sollte man sich auf den Inhalt von Urteilen konzentrieren. ³³⁴ |
| Prämisse 3 | Urteilen ist eine diskursive Aktivität. ³³⁵ Der Inhalt von Urteilen ist diskursiv. ³³⁶ |
| Prämisse 4 | Diskursiver Inhalt ist artikuliert. ³³⁷ |
| Ehemalige Konklusion daraus: | Der Inhalt von Erfahrungen ist artikuliert. |

Tatsächlich finden sich ähnliche Charakterisierungen von Erfahrungsinhalt (als artikuliert) an mehreren Stellen in „Mind and World“.³³⁸ Und anscheinend ist dieses Artikuliertsein für McDowell mit Propositionalität gleichzusetzen.³³⁹

Doch Erfahrungen – verstanden als eine Form von Kants Anschauungen („intuitions“) – können nicht solcher Art artikuliert (und damit nicht propositional) sein.³⁴⁰ Für diesen

³³³ McDowell (2009), S. 262: „So far, conceptual capacities are on the scene only as the kind of capacities that must be in play in experience if we are to avoid the Myth: capacities that belong to rationality in a demanding sense.“

³³⁴ McDowell (2009), S. 262: „If the idea of the conceptual singles out a kind of content, it seems right to focus on the content of judgments.“

³³⁵ McDowell (2009), S. 262: „We can think of judgments as inner analogue to assertions. That makes it natural to count judgment as discursive activity [...]“

³³⁶ Diese zweite Annahme ist bei McDowell nicht explizit zu finden, muss aber (wie wir gleich sehen werden) eingefügt werden, damit seine Argumentation stimmig ist.

³³⁷ McDowell (2009), S. 262: „Discursive content is articulated.“

³³⁸ Vgl. Z.B. McDowell (1996), S. 6, S.47.

³³⁹ Siehe (indirekt) McDowell (2009), S. 267: „[...] I have been spelling out a conception of intuitions on which they do not have conceptual content. [...] Though they are not discursive, intuitions have content of a sort that embodies an immediate potential for exploiting that same content in knowledgeable judgments.“

³⁴⁰ McDowell (2009), S. 262: „Now intuiting is not discursive, even in the extended sense in which judging is. Discursive content is articulated. Intuitive content is not.“

Umstand gibt McDowell zwei Gründe an. Erstens gibt es Aspekte des Inhaltes von Erfahrungen, die diskursiv zu artikulieren das Subjekt (noch) keine Mittel hat. So könnten visuelle Anschauungen Charakteristika von Objekten aufweisen, die das Subjekt nicht in entsprechende Urteile überführen kann.³⁴¹ Und zweitens, selbst wenn das Subjekt die für einen bestimmten Anschauungs-/Erfahrungsinhalt notwendigen diskursiven Fähigkeiten/Mittel bereits hat, unterscheidet sich die Art des Inhalts von Urteilen noch immer massiv von der der Erfahrungen. Die diskursiven Fähigkeiten werden benötigt, um aus dem kategorial einheitlichen Inhalt der Erfahrung den Inhalt eines Urteils herauszuarbeiten.³⁴² Der Inhalt von Erfahrungen und Urteilen unterscheidet sich also strukturell. Während Letztere Bedeutungen zusammenbringen, ist dies bei Ersteren nicht der Fall: Der Inhalt von Erfahrungen ist in einheitlicher Form (ohne vorherige Zuordnung) gegeben.

Es fällt schwer, diese etwas kryptischen Bemerkungen McDowells ausreichend klar darzustellen. Das liegt allerdings nicht nur an seiner wenig konkreten Weise, seine Theorien darzustellen, sondern auch daran, dass jede Form von Sprache bereits artikuliert ist. Jeder Versuch, den nicht-artikulierten Inhalt von Erfahrungen durch artikuliert Sprache zu beschreiben, kann im besten Falle Hinweise darauf geben, wie dieser Inhalt zu verstehen ist. McDowells Charakterisierung des Erfahrungsinhaltes scheint den Umstand einfangen zu wollen, dass es uns oft nicht möglich ist, den gesamten Inhalt von Erfahrungen zu artikulieren. Wenn wir einen Blick in unsere Umgebung werfen, leuchtet diese Beschreibung ein: Es ist uns kaum möglich, unsere visuelle Erfahrung in allen Einzelheiten zu artikulieren. Das kann zum einen daran liegen, dass wir für bestimmte Beschreibungen noch keine Instrumente haben, zum anderen bemerken wir aber auch schnell, dass es eine gewisse Arbeit erfordert, die Erfahrung zu explizieren: Sie liegt noch nicht in der Form vor, in der wir sie dann artikulieren.

³⁴¹ Vgl. McDowell (2009), S. 263. McDowell scheint hier die Fähigkeit des Artikulierens von begrifflichen Fähigkeiten zu trennen. Der Inhalt der Erfahrung ist bereits begrifflich, es ist aber möglich, dass wir noch nicht diejenigen Fähigkeiten besitzen, die nötig sind, um den entsprechenden Inhalt zu artikulieren. Wie genau die Begrifflichkeit der Erfahrung dann zu verstehen ist, werden wir im nächsten Abschnitt besprechen (4.4.).

³⁴² Vgl. McDowell (2009), S. 263 f.

Darüber hinaus bekämen Erfahrungen, hätten sie den gleichen Inhalt wie Überzeugungen, schnell einen ähnlichen Charakter wie diese. Beide können prinzipiell den gleichen Inhalt haben und wahr oder falsch sein. Worin genau läge der Unterschied zwischen einer Erfahrung und dem Erwerb einer Überzeugung? Ist es wirklich sinnvoll zu behaupten, wir stimmten erst in Überzeugungen dem Inhalt der Erfahrungen zu? Wäre „erfahren“ nicht immer auch schon „überzeugt sein“?

If experiences have propositional content, it is hard to deny that experiencing is taking things to be so, rather than what I want: a different kind of thing that entitles us to take things to be so.³⁴³

Erfahrungen – als propositional und begrifflich verstanden – scheinen eine zu große Nähe zu Überzeugungen aufzuweisen. So können bestimmte Besonderheiten von Erfahrungen (bzw. deren Inhalt) nicht eingefangen werden und gleichzeitig besteht weiterhin die Gefahr, Erfahrungen und Urteile zu assimilieren.

Sollten wir Erfahrungen entsprechend als nicht-propositional, aber begrifflich charakterisieren, um diesem Unterschied zwischen dem Inhalt von Erfahrungen und dem Inhalt von Überzeugungen Rechnung tragen zu können? Oder könnten auch nicht-begriffliche propositionale Erfahrungen diesen Unterschied abbilden? Wir werden im Folgenden beide Herangehensweisen betrachten und überprüfen.

³⁴³ McDowell (2009), S. 269.

4.4. NICHT-PROPOSITIONALE UND BEGRIFFLICHE ERFAHRUNGEN ALS BASIS (3)

In „Avoiding the Myth of the Given“ weicht McDowell von seiner vielbeachteten Position aus „Mind and World“ ab, indem er Erfahrung – die Basis unseres Wissens über die Welt – als nicht-propositional charakterisiert. Der Inhalt von Erfahrungen unterscheidet sich dadurch seiner Art nach von Überzeugungsinhalten. Das bedeutet aber auch, dass sich eine (wenn vielleicht auch kleine) rationale Lücke zwischen Erfahrungen und Überzeugungen auftut: Wenn sie nicht Inhalt gleicher Art (gleichen Formats) haben, muss es eine Transformation (die immer auch fehleranfällig ist) zwischen beiden geben. Zum einen kann es sich dabei um eine Transformation der Information handeln (die Überzeugung geht über das Zeugnis der Sinne hinaus), zum anderen ist auch eine einfache Transformation des Formates (gekoppelt mit einer Selektion) denkbar.³⁴⁴

Auf den ersten Blick kann es deshalb erscheinen, dass die Erfüllung der zweiten Anforderung durch eine solche Position nun gefährdet wäre. Denn wenn sich eine – wenn auch kleine – Lücke zwischen Erfahrung und Überzeugung auftut, scheint der rationale Zugang zu Erfahrungen auf dem Spiel zu stehen (zumindest nach McDowells Sicht aus „Mind and World“). McDowell versucht diese Lücke „zu schließen“, indem er weiterhin auf der Begrifflichkeit von Erfahrungen besteht:

If intuitional content is not discursive, why go on insisting that it is conceptual? Because every aspect of the content of an intuition is present in a form in which it is already suitable to be content associated with a discursive capacity, if it is not – at least not yet – actually so associated.³⁴⁵

Zwar ist der Inhalt von Erfahrungen seiner Art nach nicht identisch mit dem Inhalt von Überzeugungen, doch durch die Begrifflichkeit des Erfahrungsinhaltes kann sichergestellt werden, dass dieser sich immer schon in einer Form befindet, die mit diskursiven Fähigkeiten assoziiert und damit in Überzeugungsinhalt überführt werden kann. Ohne diese

³⁴⁴ Vgl. Kapitel 3, Abschnitt 3.2.1.

³⁴⁵ McDowell (2009), S. 264.

Begrifflichkeit – da scheint McDowell an „Mind and World“ anzuknüpfen – gefährdeten wir die rationale Zugänglichkeit der Erfahrungen.

Aber wie genau ist diese Begrifflichkeit zu verstehen? In „Mind and World“ konnte die Begrifflichkeit der Erfahrungen einfach durch die Begrifflichkeit der Überzeugungen bestimmt werden: Da Erfahrungen und Überzeugungen Inhalt gleicher Art hatten, mussten alle Begriffe, die in Wahrnehmungsurteilen vorkommen konnten, auch in den entsprechenden Erfahrungen auftauchen. Dieser Umstand wurde von vielen Seiten attackiert. McDowells Position aus „Avoiding the Myth of the Given“ scheint dem gegenüber gewisse Vorteile zu bieten. Dafür muss hier aber geklärt werden, welche Art von Begriffen bei Erfahrungen eine Rolle spielen („proper and common sensibles“ oder „K-properties“?) und inwiefern Erfahrungen begrifflich sind (Zustands-Sicht oder Inhalts-Sicht?). Beiden Fragen werden wir im Folgenden nachgehen.

4.4.1. Welche Begriffe?

In dem unter 4.3. angeführten (dritten) Zitat verweist McDowell auf zwei Teilaspekte seiner Position aus „Mind and World“, die er nun revidieren möchte. Der erste Teilaspekt ist die Propositionalität der Erfahrungen – auf diesen Aspekt und die entsprechende Revision sind wir bereits eingegangen. Wir wollen uns hier mit dem zweiten Teilaspekt beschäftigen: der Annahme, dass der Inhalt von Erfahrungen alles umschließen muss, was das Subjekt durch ihn nicht-inferentiell wissen kann.

McDowell beginnt seine Auseinandersetzung über diesen Teilaspekt mit einem Beispiel.³⁴⁶ Nehmen wir an, ich hätte ungetrübte Sicht auf einen Vogel. Diese ungetrübte Sicht ermöglicht es mir zu wissen, dass es sich um einen Kardinal handelt. Ich muss für dieses Wissen nicht in einem Bestimmungsbuch nachschlagen, ich weiß, wie Kardinäle (zumindest die Vogelart) aussehen. Dieses Wissen bezeichnet McDowell als nicht-inferentiell. Wenn wir das nicht-

³⁴⁶ Vgl. McDowell (2009), S. 258 f.

inferentielle³⁴⁷ Wissen (die Überzeugung) erlangen, dass da ein Kardinal ist, muss die entsprechende Erfahrung (gemäß McDowells Position in „Mind and World“) den gleichen Inhalt und damit auch die gleichen Begriffe haben. Wenn ich ohne Bezugnahme auf anderes Wissen urteile, dass dies ein Kardinal ist, müsste ich auch erfahren, dass dies ein Kardinal ist. Aber dann unterscheidet sich der Inhalt dieser Erfahrung wesentlich von dem Inhalt der Erfahrung einer Person, die keine Ahnung von Kardinälen hat. Und damit wäre die erste Anforderung massiv gefährdet (siehe Abschnitt 4.1.2.3.): Die Erfahrung könnte kein neutrales Element in der Auseinandersetzung zwischen mir und der Person, die keine Ahnung von Kardinälen hat, bilden.

Um diesem Problem zu entgehen, stehen prinzipiell drei Wege offen. Erstens kann man versuchen zu zeigen, dass die basalsten Überzeugungen (diejenigen, die den Erfahrungen am nächsten liegen) keine Begriffe für „K-properties“ (wie „Kardinal“ oder „Vogel“) enthalten. Zweitens können Überzeugungen generell als inferentiell verstanden werden in dem Sinne, dass ihr Inhalt über den Inhalt des Zeugnisses der Sinne hinausgeht: Der Inhalt von Überzeugungen könnte dann Begriffe für „K-Properties“ enthalten, während der Inhalt von Erfahrungen auf Begriffe für „proper and common sensibles“ beschränkt wäre. Und drittens könnte man, wenn man ohnehin schon so weit ist, behaupten, der Inhalt von Erfahrungen sei nicht-begrifflich und insofern habe er ohnehin nicht den (potentiell) gleichen Inhalt wie entsprechende Überzeugungen.

McDowell wählt in „Avoiding the Myth of the Given“ den zweiten Weg. Darüber, warum der erste Weg ihm nicht attraktiv erscheint, können wir nur spekulieren. Es hängt vermutlich mit der Tatsache zusammen, dass wir uns für gewöhnlich keiner Überzeugungen bewusst sind, deren Inhalt ausschließlich aus Begriffen für „proper and common sensibles“ aufgebaut ist, und es deshalb weniger plausibel erscheint, solche Überzeugungen als Ausweg aus dem anvisierten Problem zu postulieren.

Den dritten Weg hingegen schließt McDowell (für sich) explizit aus:

³⁴⁷ „Nicht-inferentiell“ bedeutet hier zunächst nur, dass kein weiteres (explizites) Wissen an der Entstehung beteiligt war.

Should we drop the very idea that perceptual experiences had by rational animals have conceptual content?

That would be too drastic. Nothing in what I have said about recognitional capacities dislodges the argument on pain of the Myth of the Given, capacities that belong to the higher cognitive faculty must be operative in experience. Some concepts that figure in knowledge afforded by an experience can be excluded from the content of experience itself, in the way I have illustrated with the concept of a cardinal, but not all can.

A natural stopping point, for visual experiences, would be proper sensibles of sight and common sensibles accessible to sight. We should conceive experience as drawing on conceptual capacities associated with concepts of proper and common sensibles.³⁴⁸

Der dritte Weg erscheint McDowell deshalb unattraktiv, weil er die zweite Anforderung zu stark gefährdet: Nicht-begriffliche Erfahrung liefert uns – in seinen Augen – keine rationale, sondern bestenfalls eine kausale Basis für unsere Überzeugungen. Er geht deshalb den zweiten Weg und schlägt vor, dass Erfahrung begriffliche Fähigkeiten in Anspruch nimmt, die mit Begriffen für „proper and common sensibles“ assoziiert sind.

Aber was genau bedeutet das für die Begrifflichkeit von Erfahrungen? Es scheint doch etwas anderes zu sein, begrifflichen Inhalt zu haben, als begriffliche Fähigkeiten in Anspruch zu nehmen.

4.4.2. Zustands-Sicht oder Inhalts-Sicht?

In „Mind and World“ vertritt McDowell offensichtlich sowohl eine Inhalts- als auch eine Zustands-Sicht begrifflicher Erfahrung. Begriffliche Erfahrungen sind Zustände, in denen man sich nur als Wesen mit entsprechenden begrifflichen Fähigkeiten befinden kann und deren Inhalt aus Begriffen besteht. Mit der stärkeren Trennung von Erfahrungen und Überzeugungen, die McDowell in „Avoiding the Myth of the Given“ vornimmt, scheint diese Offensichtlichkeit verloren zu gehen. An zwei markanten Stellen – die wir beide bereits angeführt haben³⁴⁹ – wird begründet, warum trotz einer Unterscheidung von

³⁴⁸ McDowell (2009), S. 260.

³⁴⁹ Vgl. die beiden zuletzt angeführten Zitate.

Erfahrungsinhalt und Überzeugungsinhalt nach Format (Propositionalität) und Begriffen („proper and common sensibles“) auch Erfahrungsinhalt nach wie vor als begrifflich verstanden werden sollte. In einem Fall verweist McDowell auf die Form, die der Inhalt bereits haben muss, um mit diskursiven Fähigkeiten assoziiert zu werden (prinzipiell artikulierbar zu sein);³⁵⁰ im anderen Fall wird betont, dass begriffliche Fähigkeiten bereits in der Erfahrung am Werk sein müssen, um nicht dem Mythos des Gegebenen anheim zu fallen.³⁵¹

Beide Male ist sowohl von begrifflichem Inhalt als auch von bestimmten Fähigkeiten die Rede, was auf den ersten Blick wiederum für eine Kombination aus Inhalts- und Zustands-Konzeptualismus (klassischer Konzeptualismus K) spricht. Allerdings sind diese Begriffe anderer Natur als jene, die in Überzeugungen vorkommen (und jene, die McDowell in „Mind and World“ Erfahrungen zuschreibt). Begriffe des Erfahrungsinhaltes sind nicht-artikuliert und stehen nur für „proper and common sensibles“. Die Begriffe des Überzeugungsinhaltes hingegen sind artikuliert (oder ohne Umstände artikulierbar) und können auch von „K-Properties“ handeln. Erfahrungsinhalt besteht nur insofern aus Begriffen, als er in einer Form vorliegt, die es ermöglicht, jeden Aspekt des Inhaltes auch Inhalt bspw. einer Überzeugung sein zu lassen. Doch dass Erfahrungsinhalt in einer solchen Form vorliegen muss, würde auch ein Inhalts-Nicht-Konzeptualist akzeptieren. Er würde nur, entgegen McDowell, diese Form nicht mit Begriffen identifizieren. Dann aber wäre McDowells Position als bloßer Zustands-Konzeptualismus zu verstehen (H2): Erfahrungen sind begriffsabhängige Zustände; um uns in ihnen befinden zu können, müssen wir über entsprechende begriffliche Fähigkeiten verfügen.³⁵²

³⁵⁰ McDowell (2009), S. 264: „If intuitional content is not discursive, why go on insisting that it is conceptual? Because every aspect of the content of an intuition is present in a form in which it is already suitable to be content associated with a discursive capacity, if it is not – at least not yet – actually so associated.“

³⁵¹ McDowell (2009), S. 260: „We should conceive experience as drawing on conceptual capacities associated with concepts of proper and common sensible.“

³⁵² In einer Fußnote zu dem Satz Toribio (2008), S. 352: „Perceptual conceptualists defend the view that the way a subject represents the world can be fully specified by using concepts she possesses.“ gibt Toribio eine ähnliche Einschätzung von McDowells neuer Position: „In the Gareth Evans Memorial Lecture delivered at Oxford in 2007 (‘Avoiding the Myth of the Given’), McDowell rejected this view of what being conceptual amounts to. He now relies

4.4.3. Probleme mit begrifflichen Erfahrungen

Unabhängig davon, was genau McDowells Position bei Zustands- und Inhalts-Sicht ist, können wir festhalten, dass beide Optionen (K und H2) in Bezug auf nicht-propositionale, begriffliche Erfahrungen denkbar sind, wobei mir erscheinen will, dass H2 dem Unterschied zwischen Erfahrungs- und Überzeugungsinhalt besser gerecht werden kann.

Und es gibt weitere Hinweise für gewisse Vorteile der Position H2 gegenüber K. Bloßer Zustands-Konzeptualismus (H2) und reiner Konzeptualismus (K) sind Objekt vieler Argumente gegen begriffliche Erfahrung. Dabei – das werden wir im Folgenden sehen – kann H2 in den meisten Fällen überzeugender gegen diese Argumente vorgehen als K.

In „Is There a Problem about Nonconceptual Content“ nennt Jeff Speaks sieben Argumente für nicht-begriffliche Erfahrungen, die wir auch als Argumente gegen begriffliche Erfahrungen verstehen können.³⁵³ Die drei – auch in anderen Zusammenhängen – am häufigsten angeführten Argumente³⁵⁴ daraus sind: 1. das Argument aus der Erfahrung bei

heavily on the Kantian notion of ‘Anschauung’ so as to recast the content of perceptual experiences as intuitional – as opposed to conceptual. Intuitional content doesn’t have propositional structure and is not composed of concepts.”

³⁵³ Speaks (2005), S. 362 f.:

„ARGUMENTS FROM FEATURES OF PERCEPTION

- (1) The contents of perceptions are more rich/detailed/fine-grained than the conceptual contents of thoughts and beliefs.
- (2) The perceptions of at least some nonhuman animals are nonconceptual. But, since human beings and (at least some) nonhuman animals are capable of the same kinds of perceptual awareness of the world, human perception is nonconceptual as well.
- (3) The contents of perceptions are situation-dependent in a way that conceptual contents are not.
- (4) The way in which perception provides information to memory shows that perception is nonconceptual.

ARGUMENTS FROM GENERAL THESES ABOUT THE CONCEPTUAL

- (5) We should be able to explain how we come to possess particular concepts; but we can only explain our acquisition of demonstrative concepts by supposing that the contents of perceptions are nonconceptual.
- (6) Conceptual thought requires the ability to conceive of contents as objective. Because having perceptions with objective content does not require this, the contents of perception are nonconceptual.
- (7) Conceptual contents, such as the contents of beliefs and thoughts, are individuated by Frege’s criterion of difference for senses; but the contents of perceptions are not individuated by Frege’s criterion.”

³⁵⁴ Was damit auch diejenigen Argumente sind, von denen sich die Vertreter nicht-begrifflicher Erfahrungen die größte Wirkung versprechen.

Tieren und Kleinkindern³⁵⁵, 2. das Argument aus der Reichheit/Feinheit der Erfahrung³⁵⁶ und 3. das Argument aus der Möglichkeit, neue Begriffe zu erlernen.³⁵⁷

4.4.3.1. Das Argument aus der Erfahrung bei nicht-menschlichen Tieren und Kleinkindern

Dieses Argument findet sich bei vielen Autoren³⁵⁸ in unterschiedlichen Darstellungen. Jeff Speaks verwendet für seine Version eine sehr übersichtliche Darstellung des Argumentes in vier Schritten:

- (1) **Animals possess no concepts.**
- (2) **The contents of the perceptions of animals are nonconceptual. (1)**
- (3) **Animals and human beings are related to the same kind of content in perception.**
- (C) **The contents of human perceptions are nonconceptual. (2,3)³⁵⁹**

Die vorausgesetzten Prämissen sind Prämisse 1 und 3. Prämisse 2 soll aus Prämisse 1 folgen, während die Konklusion dann aus Prämisse 2 und 3 zu schließen ist. Sowohl Prämisse 1 als auch Prämisse 3 müssen nicht akzeptiert werden. Während Armstrong auch Tieren den Besitz von Begriffen zuschreiben würde (da einen Begriff zu besitzen für ihn ja nur bedeutet, entsprechende diskriminative Fähigkeiten zu besitzen), weist McDowell in „Mind and World“ die dritte Prämisse zurück: Er geht davon aus, dass der Erfahrungsinhalt sich bei Tieren (inklusive Kleinkindern) und erwachsenen Menschen wesentlich unterscheidet.³⁶⁰

Doch auch wenn wir diese beiden Prämissen akzeptieren, scheint die Konklusion nur für den klassischen Konzeptualismus (K) Probleme zu bereiten. Im klassischen Konzeptualismus muss der Inhalt der (menschlichen) Erfahrungen begrifflich sein. Das widerspricht offensichtlich der Konklusion (C) des angeführten Argumentes. H2 ist allerdings mit (C) kompatibel. Denn nach dieser Position sind die Inhalte menschlicher Erfahrung ja tatsächlich

³⁵⁵ Vgl. Speaks Argument (2).

³⁵⁶ Vgl. Speaks Argument (1).

³⁵⁷ Vgl. Speaks Argument (5).

³⁵⁸ Vgl. insbesondere Peacocke (2001a).

³⁵⁹ Speaks (2005), S. 382.

³⁶⁰ Vgl. McDowell (1996), S.114 ff.

nicht-begrifflich (Inhalts-Nicht-Konzeptualismus); Erfahrungen sind insofern begrifflich, als der Zustand der Erfahrung begriffsabhängig ist (Zustands-Konzeptualismus). Um das Argument aus der Erfahrung bei Tieren auch auf H2 anzupassen, müssen wir es entsprechend modifizieren:

| | |
|------------------------|--|
| Prämisse 1 | Tiere besitzen keine Begriffe |
| Prämisse 2* | Sinnliche Erfahrungen können bei Tieren keine begriffsabhängigen Zustände sein. |
| Prämisse 3* | Tiere und Menschen haben Erfahrungen gleichen Typus. |
| Konklusion (C)* | Sinnliche Erfahrungen können bei Menschen keine begriffsabhängigen Zustände sein. |

Prämisse 3* ist schwächer als Prämisse 3. Es erscheint um einiges plausibler, Tieren die gleichen Erfahrungsinhalte, aber andere Zustände zuzuschreiben, als sowohl Erfahrungsinhalt wie auch Erfahrung (als Zustand) bei Tieren und Menschen der Art nach zu unterscheiden. Die Konklusion ist in keinem Falle zwingend, da Prämisse 3* und Prämisse 3 nicht akzeptiert werden müssen, dennoch erscheint H2 im Zusammenhang mit diesem Argument plausibler als K, da wir mit H2 nur Prämisse 3* zurückweisen müssen, nicht jedoch Prämisse 3 (K muss beide zurückweisen).

4.4.3.2. Das Argument aus der Reichheit/Feinheit der Erfahrung

In „The Varieties of Reference“ von Gareth Evans taucht dieses Argument gegen begrifflichen Erfahrungsinhalt in Form einer eher rhetorischen Frage auf: „Do we really understand the proposal that we have as many color concepts as there are shades of colour that we can sensibly discriminate?“³⁶¹ Wir scheinen in der Erfahrung mehr Farben unterscheiden zu

³⁶¹ Evans (1982), S. 229.

können, als wir Farbbegriffe haben. Wie aber kann unsere Erfahrung dann (rein) begrifflich sein? Etwas formaler dargestellt, lautet Evans Argument wie folgt:

| | |
|---|---|
| Prämisse 1 | Wir können eine schier unendliche Vielzahl von (bspw.) Farbschattierungen sinnlich diskriminieren. |
| Prämisse 2 | Wir haben nur eine begrenzte Anzahl von Begriffen. |
| Konklusion 1 | Wir haben weniger Begriffe als wir Farbschattierungen sinnlich diskriminieren können. |
| <i>Prämisse 3 (implizite Annahme)</i> | <i>Was wir sinnlich diskriminieren können, ist Teil unserer sinnlichen Erfahrung.</i> |
| Konklusion 2 | Sinnliche Erfahrungen sind (zumindest zum Teil) nicht-begrifflich. |

Um diesem Schluss zu entgehen, versuchen Konzeptualisten aufzuzeigen, dass Prämisse 2 beziehungsweise der Übergang von Prämisse 2 zu Konklusion 1 nicht ganz korrekt ist. Dafür greifen sie entweder auf die besondere Rolle 1. demonstrativer Begriffe oder 2. wiedererkennender („recognitional“) Begriffe zurück.

McDowells Umgang mit Evans' Bemerkung lässt auf den ersten Blick vermuten, er bevorzuge eine Lösung des Problems über demonstrative Begriffe:

In the throes of an experience of the kind that putatively transcends one's conceptual powers – an experience that ex hypothesi affords a suitable example – one can give linguistic expression to a concept that is exactly as fine-grained as the experience, by uttering a phrase like “that shade”, in which the demonstrative exploits the presence of a sample.³⁶²

³⁶² McDowell (1996), S. 56 f.

Dieser Textausschnitt kann als ein Lösungsansatz im folgenden Sinne gelesen werden: Es ist richtig, dass wir nicht für jede Farbnuance, die wir wahrnehmen können, einen Ausdruck wie „Umbra gebrannt“ besitzen. Trotzdem ist es möglich, uns mithilfe eines demonstrativen Ausdrucks wie „diese Farbschattierung“ explizit auf jede erfahrbare Farbe zu beziehen. Insofern haben wir – McDowell zufolge – auch entsprechende Farbbegriffe. Denn die Fähigkeit des Artikulierens verweist auf Begrifflichkeit.

Nehmen wir an, jemand äußert auf Basis einer Erfahrung den Satz „Dieser Farbton gefällt mir.“. Es gibt dann zwei Möglichkeiten, Erfahrung als begrifflich zu bestimmen. Zustands-Konzeptualisten (Vertreter der Position H2) können die entsprechende Erfahrung insofern als begrifflich charakterisieren, als die Person, die diese Erfahrung macht, über den entsprechenden demonstrativen Begriff verfügen muss (um diese Erfahrung machen zu können). Bei H2 muss keine Annahme über Begriffe getroffen werden, die im Inhalt von Erfahrungen vorkommen. Anders verhält es sich bei Vertretern eines Inhalts-Konzeptualismus. Sie müssen deutlich machen, welchem Begriff des Erfahrungsinhaltes mit „dieser Farbton“ Ausdruck verliehen wird. Dafür können sie entweder davon ausgehen, dass „dieser Farbton“ tatsächlich ein Begriff des Erfahrungsinhaltes selbst ist oder lediglich einen Begriff des Erfahrungsinhaltes artikuliert. Nur im ersten Fall könnte man davon sprechen, dass demonstrative Begriffe Teil des begrifflichen Inhaltes von Erfahrungen sind.

Christopher Peacocke versucht an verschiedenen Stellen zu zeigen, dass klassische Konzeptualisten für diesen ersten Ausweg (über demonstrative Begriffe) aus Evans' Problem letztlich immer auf Nicht-Begriffliches zurückgreifen müssen.³⁶³ Dabei beginnt er seine Auseinandersetzung über demonstrative Begriffe als Teil des Erfahrungsinhaltes mit einer Kritik an der Ergänzung des Demonstrativums. Wenn „dieser Farbton“ Teil des begrifflichen Inhaltes von Erfahrungen ist, müssen wir den Begriff „Farbton“ haben, um einzelne Farbtöne erfahren zu können. Wer nicht den allgemeinen Begriff („Farbton“) besitzt, kann keine spezifischen Erfahrungen („dieser Farbton“) machen. Darüber hinaus kann der begriffliche

³⁶³ Wir werden uns in der Folge vor allem auf seine ausführliche Auseinandersetzung in „Does Perception Have a Nonconceptual Content?“ Peacocke (2001a), S. 244-252 beziehen.

Inhalt bei Erfahrung identischer Farbtöne von Person zu Person variieren.³⁶⁴ Während mein Erfahrungsinhalt den Begriff „dieser Farbton“ enthält, kann der Erfahrungsinhalt einer anderen Person in der gleichen Situation den Begriff „dieser Rotton“ enthalten. Damit aber unterscheiden sich der Inhalt beider Erfahrungen.

Um diese Konsequenz zu vermeiden, schlägt Peacocke vor,³⁶⁵ nur das Demonstrativum „das“ (that) zu verwenden. Aber auch dieser Vorschlag kann – das versucht Peacocke zu zeigen – den Inhalts-Konzeptualisten, der demonstrative Begriffe als Teil des Erfahrungsinhaltes interpretiert, nicht retten. „Das“ bezieht sich – auch ohne entsprechende Ergänzung – oft auf einen bestimmten Aspekt einer Sache. Wenn wir beim Hören eines Musikstückes sagen „Das ist wunderschön“, können wir uns damit nicht nur auf das Musikstück im Allgemeinen, sondern auch auf das Timbre eines bestimmten Musikinstrumentes beziehen.³⁶⁶ Wie aber können wir diesen Umstand erklären?

The natural treatment of such cases is that the type of the perceptual demonstrative involved is individuated by a demonstrative element (which would [be] expressed in an utterance by ‘that’) – an element to which I shall return – together with some particular way that enters the representational content of the perceptual experience that makes the whole perceptual demonstrative available.³⁶⁷

Diese Weise aber ist in Peacockes Augen nicht durch Begriffe erklärbar. Sie bildet ein nicht-begriffliches Element. Wenn demonstrative Begriffe („that“) Teil des Erfahrungsinhaltes sein sollen, können sie dies nicht ohne selbst wieder durch nicht-begriffliche Weisen individuiert zu werden. Dann aber ist es nicht möglich, einen Inhalts-Konzeptualismus auf der Basis von demonstrativen Begriffen zu verteidigen.

³⁶⁴ Das Problem ist parallel zu dem von McDowell angesprochenen Problem bei der Wahrnehmung eines Kardinals.

³⁶⁵ Wir lassen hier einen argumentativen Zwischenschritt Peacockes aus, der die Möglichkeit von reduzierten Ergänzungen (bspw. „that-C“ für die Farbe an einem bestimmten Ort) beleuchtet. Diese Option besitzt nur geringe Plausibilität (wird auch nicht von einem Konzeptualisten vertreten) und macht die Auseinandersetzung in unserem Kontext unnötig komplex. Trotzdem sei sie der Vollständigkeit halber erwähnt.

³⁶⁶ Vgl. Peacocke (2001a), S. 246.

³⁶⁷ Peacocke (2001a), S. 246.

Eine Möglichkeit der Replik besteht darin, demonstrative Begriffe (Wörter für dieselben) als Ausdruck von Farbbegriffen zu verstehen. Die demonstrativen Begriffe bspw. von Überzeugungen unterscheiden sich dann von denjenigen des Erfahrungsinhaltes, auf die sie Bezug nehmen. Diese Vorgehensweise erinnert an McDowells Position aus „Avoiding the Myth of the Given“. Und auch hier gilt: Wenn die Begriffe des Erfahrungsinhaltes sich derart von den Begriffen des Überzeugungsinhaltes unterscheiden, ist es wenig plausibel, Erstere überhaupt noch als Begriffe zu bezeichnen. Der Inhalts-Konzeptualismus scheint beim Problem der Feinheit des Erfahrungsinhaltes auf verlorenem Posten zu stehen.

Auch hier erweist sich also ein reiner Zustands-Konzeptualismus (kombiniert mit einem Inhalts-Nicht-Konzeptualismus, siehe H2) als die vielversprechendere Option. Ihm folgend muss ein Subjekt über demonstrative Begriffe verfügen, um angemessen feine Erfahrungen machen zu können. Diese Begriffe müssen aber nicht Teil des Erfahrungsinhaltes sein, sondern lediglich in Form von begrifflichen Fähigkeiten in der Erfahrung am Werk sein. Über die demonstrativen Begriffe kann der nicht-begriffliche Erfahrungsinhalt Eingang in begriffliche Überzeugungen finden. H2 kann also über demonstrative Begriffe erklären, wie wir Erfahrungen verschiedenster Farbnuancen (Geschmacksnuancen etc.) machen können.

Aber sind *diese* demonstrativen Begriffe tatsächlich als Begriffe im herkömmlichen Sinne zu verstehen? Es scheint, der Zustands-Konzeptualist benötigt ein nicht-begriffliches Muster, auf das sich die demonstrativen Begriffe beziehen können. In dem Moment, in dem das Muster weg ist, kann sich der demonstrative Begriff auf nichts mehr beziehen. Aber fehlt demonstrativen Begriffen dadurch, dass sie nur im Moment der Erfahrung anwendbar sind, nicht ein wesentliches Element von Begriffen? Und ist insofern auch die Lösung des Zustands-Konzeptualisten irgendwie faul?

In „Mind and World“ scheint McDowell seinen Ausführungen eine solche Annahme zugrunde zu legen. Dem zu Beginn dieses Abschnittes angeführten Zitat schließt sich folgende Passage an:

We need to be careful about what sort of conceptual capacity this is. We had better not think it can be exercised only when the instance that it is supposed to enable its possessor to embrace in thought is available for use as a sample in giving linguistic expression to it. That would cast doubt on its being recognizable as a conceptual capacity at all.³⁶⁸

Damit laut McDowell demonstrative Begriffe, die sich auf feinste Nuancen beziehen, tatsächlich als Begriffe (die entsprechenden begrifflichen Fähigkeiten tatsächlich als begriffliche Fähigkeiten) bezeichnet werden können, müssen sie auch abseits der entsprechenden Erfahrung anwendbar sein. „Dieser Farbton“ muss auch ohne das Muster (die aktuelle Erfahrung) in mentalen Zuständen (Überzeugungen) vorkommen können.³⁶⁹ McDowell versucht diesem Anspruch an Begriffe gerecht zu werden, in dem er sich auf eine wiedererkennende („recognitional“) Fähigkeit bezieht. Diese wiedererkennende Fähigkeit setzt mit der Erfahrung ein und dauert meist nur für einen sehr kurzen Zeitraum an. Doch dieser Zeitraum erstreckt sich – und das ist das Besondere der wiedererkennenden Fähigkeit – weiter als die Erfahrung selbst.³⁷⁰ Entsprechend sollte es uns möglich sein, noch kurz nach der Erfahrung eines bestimmten Rottones, diesen Rotton wiederzuerkennen.

Aber ist uns das tatsächlich möglich? Eine Reihe von Überlegungen zieht die Fähigkeit, noch nach der aktuellen Erfahrung die entsprechende Nuance wiederzuerkennen, stark in Zweifel.³⁷¹ Wiedererkennende Fähigkeiten sind abhängig von der Fähigkeit sich zu erinnern. Nur wenn wir uns an das Muster aus der Erfahrung erinnern können, werden wir es kurz nach der Erfahrung wiedererkennen. Doch unsere sinnlichen (Erfahrungs-) Diskriminationsfähigkeiten sind wesentlich feiner als die Diskriminationsfähigkeiten unserer

³⁶⁸ McDowell (1996), S. 57.

³⁶⁹ Textor (2009), S. 82 formuliert diese Anforderung an Begriffe wie folgt: „Eine demonstrative Vorstellung ist nur dann ein Begriff, wenn ihr Besitz es uns ermöglicht, an etwas *x* zu denken, auch dann, wenn kein demonstrierbares Muster von *x* zuhanden ist.“

³⁷⁰ Vgl. McDowell (1996), S. 57: „In the presence of the original sample, “that shade” can give expression to a concept of a shade; what ensures that it is a concept – what ensures that thoughts that exploit it have the necessary distance from what would determine them to be true – is that the associated capacity can persist into the future, if only for a short time, and that, having persisted, it can be used also in thoughts about what is by then in the past, if only the recent past. What is in play here is a recognitional capacity, possibly quite short lived, that sets in with the experience.”

³⁷¹ Vgl. für die folgenden Überlegungen u.A. Peacocke (2001a), S. 251 f.

Erinnerung. Entsprechend kann es passieren, dass wir „diesen Farbton“ ohne entsprechende Erfahrung in andere Relationen setzen („ist gleich diesem Farbton“) als mit der Erfahrung. Und selbst wenn wir annähmen, Erinnerungen könnten Anlass zu solch feinen Unterscheidungen bieten, wie Erfahrungen, ergäben sich für McDowells Position Probleme: Wären wir nicht dazu in der Lage, die entsprechenden Nuancen wiederzuerkennen (zum Beispiel, weil unser Erinnerungsvermögen aufgrund eines Defektes nicht funktioniert), hätte unsere Erfahrung noch immer diese feinen Nuancen und wir hätten die Möglichkeit uns mithilfe von Äußerungen wie „dieser Farbton“ auf die entsprechenden Nuancen zu beziehen.³⁷²

Unsere demonstrativen Begriffe können also nicht in der von McDowell vorgeschlagenen Weise mit wiedererkennenden Fähigkeiten zusammenhängen. Um trotzdem (zumindest) einen Zustands-Konzeptualismus aufrecht erhalten zu können,³⁷³ haben wir in der Folge zwei verschiedene Möglichkeiten: 1. Wir können unsere Bestimmung davon, was ein Begriff ist, so modifizieren, dass er nicht ohne entsprechendes Muster verwendbar sein muss.³⁷⁴ 2. Wir können die Art und Weise der Bezugnahme nach Verschwinden des Musters anders bestimmen.³⁷⁵

Obwohl beide Herangehensweisen nicht ohne Auswirkungen bleiben, scheinen sie gangbar zu sein. Entsprechend kann die Position H2 unter Berufung auf demonstrative Begriffe (und eine Modifikation dessen, was es bedeutet einen Begriff zu besitzen) der Feinheit der Erfahrungen gerecht werden. Ein reiner Konzeptualismus (K) hingegen kann diese Feinheit nur dann einfangen, wenn er für den Erfahrungsinhalt Begriffe postuliert, über die das Subjekt im aktiven Denken nicht verfügt. Das aber scheint eine nicht akzeptable Konsequenz zu sein und der klassische Konzeptualismus sollte damit von der Liste der Kandidaten gestrichen werden.

³⁷² Vgl. hierfür auch Speaks (2005), S. 381.

³⁷³ Einen Inhalts-Konzeptualismus haben wir bereits ausgeschlossen (Peacockes „that“ und die nicht-begrifflichen Weisen), auch wenn die meisten der hier angeführten Positionen sich eher auf einen Inhalts- denn auf einen Zustands-Konzeptualismus beziehen.

³⁷⁴ Vgl. Speaks (2005), S. 381 f.

³⁷⁵ Vgl. Textor (2009), S. 87 ff.

4.4.3.3. Das Argument aus der Möglichkeit, neue Begriffe zu erlernen

Prinzipiell ist es – ein bestimmtes Begriffsrepertoire gegeben – möglich, eine Menge neuer Begriffe allein durch Rekombination zu gewinnen. Insofern bedarf es nicht der Erfahrung, um das Erlernen neuer Begriffe grundsätzlich plausibel zu machen. Wie aber verhält es sich mit Begriffen, die direkt der Beobachtung entstammen? Ist es unter einer konzeptualistischen Position möglich, das Erlernen neuer Beobachtungsbegriffe verständlich zu machen?

Nehmen wir – zusammen mit Peacocke³⁷⁶ – an, „Pyramide“ wäre ein solcher (auf die Form eines Objektes bezogener) Beobachtungsbegriff. Wir wollen einem Kind diesen Begriff beibringen, indem wir ihm verschiedene pyramidenförmige Objekte zeigen. Laut Inhalts- und Zustands-Konzeptualismus muss das Kind den Begriff jedoch bereits besitzen, um eine entsprechende Erfahrung machen zu können: Wenn „Pyramide“ tatsächlich ein Beobachtungsbegriff ist, muss er entweder bereits Teil des Inhaltes der Erfahrung sein (Inhalts-Konzeptualismus) oder das Kind muss den Begriff besitzen, um überhaupt eine entsprechende Erfahrung machen zu können (Zustands-Konzeptualismus). Nun haben wir gesehen, dass es keineswegs notwendig oder gar sinnvoll ist, Begriffe für „K-Properties“ (wie „Pyramide“ einer sein könnte) als Beobachtungsbegriffe im strengen Sinne zu formulieren. Konzeptualisten beider Lager (K, H2) können also darauf verweisen, dass „Pyramide“ im strengen Sinne kein Beobachtungsbegriff ist (was sie allerdings auf die Position festlegt, nur „proper and common sensibles“ - und unter Umständen sogar nur eine enge Auswahl aus diesen – für Erfahrungen zuzulassen).

Aber wie verhält es sich mit Begriffen für „proper and common sensibles“? Wenn wir nicht davon ausgehen, dass diese Begriffe angeboren sind, sondern davon, dass sie erworben werden, muss es einen Zeitpunkt geben, zu dem ein Kind diese Begriffe erlernt hat. Um dieses Erlernen einzufangen, kann der Konzeptualist prinzipiell zwei Wege beschreiten. Zum einen kann er eine besondere frühkindliche Periode ausweisen, in der das Kind sämtliche Begriffe, die im Inhalt der Erfahrung vorkommen können, erlernt. In dieser Phase hat das Kind noch keine Erfahrung im anspruchsvollen Sinne (seine sinnlichen Erlebnisse sind denen von Tieren

³⁷⁶ Peacocke (2001a), S. 252.

vergleichbar). Erst nach Abschluss dieser Phase erfährt das Kind seine Umwelt auf eine Art und Weise, die den Inhalt seiner Erfahrungen rational zugänglich macht. Da der Inhalt der Erfahrung begrifflich ist (Inhalts-Konzeptualismus) bzw. das Kind nur Erfahrungen machen kann, wenn es über entsprechende begriffliche Fähigkeiten verfügt (Zustands-Konzeptualismus), kann es ab diesem Zeitpunkt (Ende der frühkindlichen Phase) keine neuen Beobachtungsbegriffe mehr erlernen.

Der zweite Weg, der beschritten werden kann, lässt die Möglichkeit des Erlernens neuer Beobachtungsbegriffe offen. Er steht allerdings nur einem reinen Zustands-Konzeptualisten (H2) zur Verfügung. Denn dieser Weg baut auf dem Umstand auf, dass der Inhalt der Erfahrung nicht-begrifflich ist. Nicht-begrifflicher Erfahrungsinhalt kann mehr Informationen enthalten, als durch die begrifflichen Fähigkeiten des Subjektes abbildbar ist. Es ist also möglich, auf Basis des nicht-begrifflichen Inhalts neue begriffliche Fähigkeiten zu entwickeln (neue Form-, Geschmacks, Geruchsbegriffe etc. zu bilden). Trotzdem müssen wir damit nicht die Bedingung des Zustands-Konzeptualismus gefährden, dass sich in einer Erfahrung zu befinden bedeutet, über entsprechende begriffliche Fähigkeiten zu verfügen: Diejenigen begrifflichen Fähigkeiten, die für aufbauende Überzeugungen relevant sind, müssen vom Subjekt bereits erlernt worden sein, damit Anforderung (AEÜ2) aus Sicht des Konzeptualisten erfüllt ist.³⁷⁷ Gleichzeitig erlaubt es der nicht-begriffliche Inhalt aber, neue Begriffe zu gewinnen, die dann nach sicherem Erlernen wiederum als Basis für weitere Überzeugungen dienen können. Machen wir das an einem Beispiel deutlicher: Die Geschmackskomponente „umami“ bildet eine eigenständige Geschmacksqualität abseits von „sauer“, „salzig“, „süß“ und „bitter“. Sie kann aber einem Westeuropäer vollkommen unbekannt sein. Trifft er nun auf einen Asiaten (bspw. auf einen Nachfahren von Kikunae Ikeda, der als Entdecker dieser Geschmacksqualität gilt), kann dieser ihm anhand verschiedener Gerichte demonstrieren, was „umami“ ist. Der Westeuropäer verfügte zuvor nicht über entsprechende begriffliche Fähigkeiten und konnte deshalb keine Erfahrungen

³⁷⁷ Diejenigen „Ausschnitte“ von Erfahrung, die als Basis für Überzeugungen fungieren sollen, wären begriffsabhängig. Diejenigen „Ausschnitte“, die begriffsunabhängig sind, könnten nicht als Basis für Überzeugungen fungieren (sie müssen erst mit entsprechenden Begriffen in Verbindung gebracht werden).

machen, die Anlass zu einer Überzeugung wie „Das schmeckt umami“ gegeben hätten. Er kann aber trotzdem den Begriff erlernen, da sein nicht-begrifflicher Erfahrungsinhalt diese Geschmacksqualität enthält. Nachdem er zwei, drei Gerichte gegessen hat, die „umami“ schmecken, verfügt er über diesen Begriff (hat ihn erlernt) und kann seinem asiatischen Lehrer verkünden: „Das schmeckt umami“.

Konzeptualisten beider Lager können also durchaus erklären, wie Subjekte Begriffe erlernen. Doch nur Konzeptualisten der Form H2 können dieses Erlernen als eine lebenslange Option beschreiben.

In allen drei Fällen scheinen die Argumente gegen begriffliche Erfahrungen dem reinen Zustands-Konzeptualisten weniger zuzusetzen, während der Inhalts-Konzeptualist insbesondere mit der Feinheit der Erfahrung massive Probleme hat. H2 scheint gegenüber K also wesentliche, wenn nicht gar entscheidende Vorteile zu haben. Aber wenn wir schon so weit sind, einen reinen Zustands-Konzeptualismus einem Inhalts- und Zustandskonzeptualismus vorzuziehen, warum sollten wir nicht weiter gehen und jede Form des Konzeptualismus ablegen? Kann nicht-begriffliche Erfahrung unseren Anforderungen nicht viel einfacher gerecht werden als begriffliche?

4.5. PROPOSITIONALE UND NICHT-BEGRIFFLICHE ERFAHRUNG ALS BASIS (4)

4.5.1. Probleme mit nicht-begrifflicher Erfahrung

Wilfrid Sellars entwickelt in „Empiricism and the Philosophy of Mind“ ein Argument gegen Sinnesdatentheorien, das auch als generelles Argument gegen die Idee von etwas „Gegebenem“ und damit Nicht-Begrifflichem in der Erfahrung gelesen werden kann (und gelesen wurde). Er versucht zu zeigen, dass klassische Sinnesdatentheorien auf einer inkonsistenten Trias von Annahmen beruhen:

A. *X senses red sense content s entails x non-inferentially knows that s is red.*

B. *The ability to sense sense contents is unacquired.*

C. *The ability to know facts of the form x is ϕ is acquired.*

A and B together entail not-C; B and C entail not-A; A and C entail not-B.³⁷⁸

Um dieser Inkonsistenz zu entgehen, muss der Sinnesdatentheoretiker eine der drei Annahmen zurückweisen. Der beste Kandidat hierfür scheint A zu sein. Wieso sollte die sinnliche Erfahrung (X senses red sense content s) nicht-inferentielles Wissen (x non-inferentially knows that s is red) enthalten?

Sellars antizipiert diesen Einwand des Sinnesdatentheoretikers und stellt heraus, dass mit Aufgabe von A die sinnliche Erfahrung zu einer nicht-kognitiven Tatsache wird, die kein Wissen konstituieren kann.³⁷⁹ Erfahrung muss ihm zufolge Wissen enthalten, da sie sonst keine rechtfertigende Rolle für weiteres Wissen/weitere Überzeugungen spielen kann. Wenn Sellars mit dieser Annahme Recht hat, dann betrifft sein Argument nicht nur klassische

³⁷⁸ Sellars (1997), S. 21.

³⁷⁹ Vgl. Sellars (1997), S. 21: „He can abandon A, in which case the sensing of sense contents becomes a noncognitive fact – a noncognitive fact, to be sure which may be a necessary condition, even a *logically* necessary condition, of noninferential knowledge, but a fact, nevertheless, which cannot *constitute* this knowledge.“

Sinnesdatentheorien, sondern jede Form von Theorie, die nicht-begriffliche und/oder nicht-propositionale Erfahrung als Basis für unsere Überzeugungen postuliert.

Daniel Bonevac versucht in „Sellars vs. The Given“ deutlich zu machen, dass Sellars' Argument nicht so zwingend ist, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag. Dazu expliziert er dessen Einwand gegen eine simple Zurückweisung von A durch eine Re-Formulierung der Trias unter der Annahme Nicht-A:

(B) The ability to sense sense contents is unacquired.

(C) The ability to know facts of the form x is ϕ is acquired.

(-A) Therefore, x senses red sense content s does not entail x non-inferentially knows that s is red.

(E) x 's sensing a red sense content s can play a role in justifying x 's grasping that s is red only if x 's sensing such a content entails x non-inferentially knows that s is red.

(J) Therefore, x 's sensing a red sense content s can play no role in justifying x 's grasping that s is red.³⁸⁰

Was Bonevac hier als „grasping“ bezeichnet, können wir – unserer bisherigen Terminologie entsprechend – als „eine Überzeugung haben/erwerben“ interpretieren. Die entscheidende Annahme in dieser erweiterten Darstellung ist (E). Wenn die sinnliche Erfahrung nur dann eine rechtfertigende Rolle³⁸¹ spielt, wenn sie entsprechendes nicht-inferentielles Wissen enthält, kann sinnliche Erfahrung (bspw. in Form von Sinnesdaten) keine rechtfertigende Rolle für unsere Überzeugungen einnehmen. Und das gilt auch für nicht-begriffliche Erfahrung: Wissen sollte als begrifflich verstanden werden (mindestens in einem Zustands-Sinne, vermutlich aber auch in einem Inhalts-Sinne). Wenn Erfahrung aber nicht-begrifflich ist, dann kann sie kein entsprechendes Wissen enthalten.

Aber warum sollten wir (E) akzeptieren? Eine mögliche Motivation für (E) (oder vergleichbare Annahmen) kann in den Anforderungen an eine Rechtfertigungs-Beziehung

³⁸⁰ Bonevac (2002), S. 22.

³⁸¹ Wir werden hier, Bonevacs und Sellars' Sprachgebrauch folgend, von „rechtfertigender Rolle“ sprechen. Es sollte aber klar sein, dass für unsere Zwecke weniger die rechtfertigende als die rationale/inferentielle Rolle (Siehe Kapitel 1, Abschnitt 1.1.2.1.) von Bedeutung ist. Wir können (abgesehen von den reliabilistischen Einwänden) für „rechtfertigende Rolle“ aber „rationale Rolle“ substituieren, denn die sich ergebenden Konsequenzen sind in beiden Fällen die gleichen.

gesehen werden. Rechtfertigende Zusammenhänge³⁸² werden gerne durch die Darstellung in einem Argument aufgezeigt. Die Prämissen und Konklusionen eines Argumentes haben aber propositionale und begriffliche Form. Entsprechend liegt es nahe anzunehmen, dass nur propositionale und begriffliche Erfahrungen die Basis für propositionale und begriffliche Erfahrungen bilden können. Wir können (E) also wie folgt formulieren:

(E)* *x's sensing a red sense content s can play a role in justifying x's grasping that s is red only if x's sensing such a content entails x senses that s is red (conceptual, propositional).*

Bisher haben wir noch keine zwingenden Gründe dafür kennengelernt, (E)* zu akzeptieren (wir haben gesehen, dass McDowell selbst seine Position entgegen (E)* modifiziert hat). Bill Brewer bringt in „Perception and Reason“ ein Argument an, dass als ein solcher zwingender Grund für (E)* (zumindest für die Begrifflichkeit dieses Inhaltes) gelesen werden kann.

Wir haben Auszüge aus Brewers Position bereits im ersten Kapitel³⁸³ angesprochen. Dort haben wir festgestellt, dass er Beziehungen dann als inferentiell (und entsprechend auch rechtfertigend) bezeichnet, wenn der Inhalt der Relata (der beiden Zustände) in Form eines Argumentes dargestellt werden kann: Erfahrung/Wahrnehmung und Urteil/Überzeugung müssen in Form von Prämissen und Konklusion eines Argumentes darstellbar sein. Aus diesem Umstand – zusammen mit ein paar zusätzlichen Annahmen – versucht er zu folgern, dass Gründe (Erfahrungen, die eine rechtfertigende Rolle spielen können) begrifflicher Inhalte bedürfen. Dabei sollte erwähnt werden, dass Brewer „begriffliche Erfahrung“ im Sinne eines klassischen Konzeptualismus (K) versteht, dem nur ein klassischer Nicht-Konzeptualismus (N) gegenüber stehen kann.³⁸⁴ Für die Zwischenpositionen H2 und H1N lässt er keinen Raum. Wir werden Brewers Argumentation deshalb zunächst vor dem Hintergrund einer Identifikation von Inhalts- und Zustands-Sicht darstellen (wenn etwas begrifflichen Inhalt hat, ist auch der Zustand begrifflich; wenn etwas nicht-begrifflichen Inhalt hat, ist auch der

³⁸² Darauf werden wir in Zusammenhang mit Brewer noch ausführlicher eingehen.

³⁸³ Abschnitt 1.1.2.2.

³⁸⁴ Vgl. Brewer (1999), S. 149.

Zustand nicht-begrifflich). Erst im Anschluss werden wir untersuchen, inwiefern H2 und H1N durch seine Argumente betroffen sind.

Im Überblick können wir Brewers Argumentation wie folgt zusammenfassen:

| | |
|--------------|--|
| Prämisse 1 | Gründe zu geben involviert die Identifikation bestimmter relevanter Propositionen – derjenigen Inhalte, die als Prämissen und Konklusionen der Argumente fungieren können, die das Denken/Argumentieren explizit artikulieren. ³⁸⁵ |
| Prämisse 2 | Diese Gründe müssen die eigenen Gründe des Subjektes sein. ³⁸⁶ |
| Konklusion 1 | Deshalb müssen die Propositionen, die in expliziten Argumenten verwendet werden (Prämisse 1), nicht nur theoretisch, sondern für das Subjekt offensichtlich (direkt) mit den Gründen zusammenhängen (Prämisse 2). ³⁸⁷ |
| Prämisse 3 | Nicht-begrifflicher Inhalt kann aus Sicht des Subjektes (für das Subjekt offensichtlich) nur über „second-order knowledge“ (grundsätzliches Wissen über die Zusammenhänge von Zuständen mit nicht-begrifflichen Inhalten und Zuständen mit begrifflichen Inhalten) mit den entsprechenden Propositionen eines expliziten Argumentes zusammenhängen. ³⁸⁸ |

³⁸⁵ Brewer (1999), S. 151: „[...]giving reasons involves identifying certain relevant propositions – those contents which figure as the premises and conclusions of inferences explicitly articulating the reasoning involved.“ Auch wenn Brewer hier von „inferences“ spricht, in vergleichbaren Kontexten verwendet er „arguments“ (siehe vorhergehende Fußnote); „inferences“ bezeichnen damit für Brewer nicht Vorgänge im Subjekt, sondern explizite Argumente.

³⁸⁶ Brewer (1999), S. 151: „These must be the subject’s *own* reasons, which figure as such *from his point of view*.“

³⁸⁷ Brewer (1999), S. 152: „[...]it cannot be the case that the proposition, reference to which is required by the first premise above [auch hier Prämisse 1] in characterizing the reason in question can merely be related to this mental state of the subject’s indirectly, by the theorist in some way.“

³⁸⁸ Brewer (1999), S. 169: „Suppose that experiences with non-conceptual contents provide reasons for empirical beliefs. If they are genuinely to be the *subject’s* reasons, then these have to be recognized by him as such. Given the

| | |
|---------------------------------|---|
| Prämisse 4 | Das Modell, das auf „second-order-knowledge“ Bezug nimmt (second-order instrumental model), ist nicht die Norm. |
| Konklusion 2 (Stützung (E)*) | Nicht-begrifflicher Inhalt kann keine Gründe liefern. |
| Konklusion 3 (Thesis (C)) | Gründe benötigen begrifflichen Inhalt. |

Damit aus dieser Argumentation ein gültiges Argument wird, bedarf es zwar an einigen Stellen noch Ergänzungen (bspw. Ausführungen dazu, was genau unter einem „second-order instrumental model“ zu verstehen ist), für eine grobe Darstellung der Argumentation kann diese Zusammenfassung jedoch genügen.

Um Brewers Konklusion zu vermeiden, können folgende Prämissen der Argumentation angegriffen werden:

Prämisse 1: Brewers erste Prämisse ist relativ scharf formuliert. Es ist fraglich, ob ein Subjekt – wie Brewer im ersten Teil der Prämisse andeutet – zu jedem Urteil/jeder Überzeugung entsprechende Gründe *geben* kann.³⁸⁹ Wahrscheinlicher ist es, dass ein Subjekt Gründe *hat*, über die es oft auch bewusst verfügen kann.³⁹⁰ Diese etwas mildere Formulierung hat zwar einen gewissen Einfluss auf die erste Konklusion (der Zusammenhang von Propositionen eines Argumentes und Gründen muss nicht immer offensichtlich sein), auf die prinzipielle These hat das jedoch keinen Einfluss. Denn selbst wenn es nicht immer der Fall sein muss, dass ein Subjekt sich seiner Gründe und ihres Zusammenhangs mit möglichen Propositionen

non-conceptual nature of the contents of the experiences in question, this is only possible on the second-order instrumental model given above.”

³⁸⁹ Brewer verwendet teils mildere, teils schärfere Formulierungen für die Verfügbarkeit des Subjektes über seine Gründe. Mal spricht er davon, diese Gründe müssten erfassbar, „recognizable“, sein (Brewer (1999), S. 163), dann wieder sollen sie vom Subjekt tatsächlich als solche erfasst werden („[...] she recognizes the given reasons as her reasons [...]“, Brewer (1999), S. 164).

³⁹⁰ Vgl. bspw. Byrne (2004) S. 242 ff.

eines Argumentes bewusst ist, muss es doch zumindest prinzipiell eine Einsicht in diese Zusammenhänge haben, damit die Gründe als *seine* Gründe gelten können. Das bedeutet nicht, dass es diese als „Gründe“ oder „Prämissen“ bezeichnen kann, sondern dass es auf die Frage „Warum glaubst du, dass sich niemand im Kaninchenloch befindet?“ antworten kann: „Weil eine Stimme genau das gesagt hat“.

Den zweiten Teil der Prämisse haben wir bereits im ersten Kapitel (Abschnitt 1.1.2.2.) ausführlich besprochen und als korrekt bewertet (für den Fall, dass auch Argumente mit einer Prämisse und einer Konklusion, die gegebenenfalls identisch sind, als eine solche Darstellung gelten).

Prämisse 2: Prämisse 2 ist, sollte die Argumentation aus dem ersten Kapitel (1.1.2.1.) stichhaltig sein, korrekt. Ein Subjekt kann zwar gerechtfertigt sein, ohne über die rechtfertigenden Gründe zu verfügen; damit es aber rational agieren (und bestimmte Schlussfolgerungen revidieren) kann, müssen die Gründe (hier die nicht-inferentielle Basis in der Wahrnehmung) verfügbar sein.

Prämisse 3: Die dritte Prämisse scheint die kritischste Annahme in Brewers Argumentation zu sein. Warum sollte es dem Subjekt nur mit „second order knowledge“ möglich sein, über Erfahrungen/Wahrnehmungen mit nicht-begrifflichen Inhalten als Gründen zu verfügen? Brewer versucht herauszufinden, welche Art von Proposition als Prämisse eines Argumentes, das den rationalen Übergang von Erfahrung/Wahrnehmung mit nicht-begrifflichem Inhalt zu Urteil/Überzeugung ausdrückt, fungieren kann. Für „scenario content“ (Peacockes Version nicht-begrifflichen Inhalts) müsste eine solche Proposition und das entsprechende Argument – bspw. bei der Wahrnehmung eines Quadrates – in seinen Augen wie folgt aussehen³⁹¹:

Prämisse 1* (mit Da sind verschiedene Linien, Oberflächen und so

³⁹¹ Brewer (1999), S. 159 f.: „[...] the presence of this reason is dependent upon an association between the experience in question and a certain proposition, that there are various lines, surfaces, and so on, distributed in such and such a way around the perceiver. This serves, along with a geometrical definition of a square, as a premise of a deductive inference to the conclusion that the relevant item in front of him is, roughly, square-shaped.”

| | |
|---|--|
| Inhalt der Erfahrung assoziierte Proposition) | weiter auf diese Art und Weise um mich herum verteilt. |
| Prämisse 2* (geometrische Definition) | *geometrische Definition eines Quadrates* |
| Konklusion 1* (Inhalt der Überzeugung) | Das Gebilde vor mir ist mehr oder weniger quadratisch. |

Brewer versucht nun zu zeigen, dass zwischen der ersten Prämisse* (der durch sie ausgedrückten Proposition) und dem nicht-begrifflichen Erfahrungsinhalt kein Zusammenhang (bzw. nur ein Zusammenhang über „second order knowledge“) bestehen kann, der den Erfahrungsinhalt/die Erfahrung als Grund erfassbar macht.

Um das zu zeigen, beginnt er mit der Feststellung, dass die eigenen Gründe einer Person, zu glauben oder zu tun, was sie glaubt oder tut, für sie in gewisser Weise als solche erfassbar sein müssen.³⁹² Mit der Formulierung „in gewisser Weise“ („in some sense“) und „erfassbar“ („recognizable“) ist diese Feststellung offen genug, um gemeinhin akzeptiert zu werden: Damit etwas als ein rationaler Grund für etwas anderes verstanden werden kann, muss es dem Subjekt prinzipiell möglich sein, ihn als solchen zu erfassen.³⁹³

Doch anders als im Falle begrifflicher Erfahrung (die Brewer im Sinne eines klassischen Konzeptualismus – Inhalts- und Zustands-Sicht – interpretiert), ist der Zusammenhang zwischen Prämisse 1* und nicht-begrifflicher Erfahrung für das entsprechende Subjekt nicht automatisch offensichtlich: Eine nicht-begriffliche Erfahrung zu haben ist nicht hinreichend

³⁹² Brewer (1999), S. 163: „[...] a person's own reasons for believing or doing what she does must, in some sense, be *recognizable* by her as such.”

³⁹³ Dabei müssen wir noch nicht einmal davon ausgehen, dass das Subjekt ein näheres Verständnis davon haben muss, was ein rationaler Grund ist (oder dass es über die entsprechenden Begriffe verfügen muss). Es könnte schon ausreichen, wenn es dazu in der Lage wäre, auf die Frage „Warum (glaubst du, dass y)?“ die sinnliche Erfahrung bzw. deren Inhalt anzugeben. Die Formulierung „in some sense“ ist so offen, dass auch eine solche Bestimmung bereits Brewers Kriterium entspricht.

für ein Verständnis der in Prämisse 1* ausgedrückten Proposition.³⁹⁴ Die Assoziation von Erfahrung und Proposition kann nicht von der Erfahrung selbst/allein herrühren. Wir können diesen Umstand am Beispiel der sinnlichen Erfahrung bei Tieren deutlich machen. Nicht-Konzeptualisten (N) gehen davon aus, dass Menschen und Tiere ähnliche Erfahrungen machen können.³⁹⁵ Bei Tieren ist es allerdings eher abwegig diese Erfahrungen als Gründe für Überzeugungen zu bezeichnen. In einem strengen Sinne können Tiere keine Überzeugungen haben, da sie nicht über entsprechende Begriffe verfügen. Wenn es aber möglich ist, eine nicht-begriffliche Erfahrung zu machen, ohne damit einen Grund für eine Überzeugung zu haben, ist das Haben der entsprechenden Erfahrung nicht hinreichend für das Verständnis der Prämisse 1* (ein Tier wäre nicht dazu in der Lage, die durch 1* ausgedrückte Proposition zu verstehen).

Deshalb ist der Nicht-Konzeptualist (N) in Brewers Augen dazu gezwungen, neben der nicht-begrifflichen Erfahrung noch „second order knowledge“ zu postulieren. Denn nur mithilfe dieses zusätzlichen Wissens kann die Erfahrung – so Brewer – als Grund des Subjektes (den es als solchen erkennen kann) fungieren³⁹⁶:

| | |
|---|---|
| Prämisse 1** | Dieser Zustand ist F. |
| Prämisse 2** (second order knowledge) | Alles, was F ist, ist ein Grund für die Überzeugung, dass y. |

³⁹⁴ Brewer (1999), S. 167: „The situation is more difficult in the case of supposedly non-conceptual reasons. For here mere possession of the mental state involved in having such a ‘reason’ is explicitly insufficient for the subject’s understanding of the proposition whose association with this state grounds its putative status as his reason for doing what he does.”

³⁹⁵ Vgl. Abschnitt 4.4.3.1.

³⁹⁶ Brewer (1999), S. 168.: „Indeed, to categorize a state as non-conceptual just is to deny that it is given to the subject in such a way as to provide for the possibility of this recognition directly. Instead, he must argue about the state as follows: this state is *F*; anything which is *F* is a reason for believing that *p* (or for \boxtimes -ing); therefore I have reason to believe that *p* (or to \boxtimes). Only then can he recognize his position as one of having a reason for believing that *p* (or for \boxtimes -ing); only then, therefore, does he have a genuine reason for doing so.”

Dieses Argument ist keine Alternative zu dem zuerst genannten (*), sondern soll den Zusammenhang zwischen sinnlicher Erfahrung mit nicht-begrifflichem Inhalt und der entsprechenden Proposition (vorherige Prämisse 1*) herstellen. Die Prämisse 2** drückt dabei „second order knowledge“ aus: Erst mit diesem Wissen kann die Erfahrung laut Brewer hinreichend für das Verständnis der Prämisse 1* sein.

Aber stimmt das tatsächlich? Bedarf es eines solchen Meta-Wissens, um eine Erfahrung als Grund für eine Überzeugung zu erkennen (bzw. prinzipiell erkennen zu können)?

Ich denke Brewer unterschätzt hier die Rolle, die auch der Nicht-Konzeptualist dem Besitz von Begriffen einräumen kann. Es ist zwar richtig, dass nicht-begriffliche Erfahrung als solche nicht hinreichend für das Verständnis der Prämisse 1* ist (da auch Tiere vergleichbare Erfahrungen machen können, ohne den Inhalt der Prämisse zu verstehen), aber zusammen mit den begrifflichen Fähigkeiten, die das Subjekt besitzen muss, um eine entsprechende Überzeugung zu bilden (das stellen weder H1N noch N infrage), verfügt es sehr wohl über eine hinreichende Basis um Prämisse 1* als Grund zu erkennen.

Versuchen wir, das an einem Beispiel zu verdeutlichen. Wenn ein Tier und ein Mensch einen Apfel betrachten, können sie laut Nicht-Konzeptualismus Erfahrungen gleichen Typs machen. Doch anders als das Tier kann der Mensch aufgrund dieser Erfahrung eine Überzeugung ausbilden. Und zwar genau dann, wenn er über diejenigen Begriffe verfügt, die zur Konzeptualisierung der entsprechenden (Teil-) Information (Ausdruck der Proposition p) vonnöten sind. Wenn dieser Mensch gelernt hat, was ein Apfel ist und was Röte, kann er auf Basis seiner sinnlichen Erfahrung zur Überzeugung „Dieser Apfel ist rot.“ gelangen (Es ist möglich, dass er noch mehr Begriffe besitzen muss, aber daraus entsteht für den Nicht-Konzeptualisten kein Problem.). Und dann kann er auch erkennen, dass seine Erfahrung der Grund für seine Überzeugung ist. Ohne den Begriff der Röte (oder vergleichbare Begriffe) kann der Mensch ebenso wenig wie das Tier seine Erfahrung als Grund für eine Überzeugung erkennen/sie als einen Grund verwenden. Die Möglichkeit des Nicht-Konzeptualisten,

Begriffsbesitz in dieser Weise als Bedingung für das Verstehen der Prämisse 1* einzusetzen, scheint Brewer vollkommen zu entgehen.³⁹⁷

Diejenige Proposition, die wir in einer Darstellung des rationalen Zusammenhangs zwischen Erfahrung und Überzeugung mit dem Erfahrungsinhalt assoziieren (ausgedrückt in Prämisse 1*), muss damit weder dem gesamten Erfahrungsinhalt entsprechen noch muss das Subjekt (wenn es eine entsprechende Erfahrung macht) zwingend über diese verfügen können. Um das zu verdeutlichen, können wir Brewers Rekonstruktion des rationalen Zusammenhangs zwischen Erfahrungsinhalt und Überzeugungsinhalt wie folgt modifizieren:

| | |
|---|---|
| Prämisse 1* (mit Inhalt der Erfahrung assoziierte Proposition) | Da ist eine quadratische Form. |
| Prämisse 2* | *eventuell zusätzliche Annahmen (bspw. über Umgebung und Zustand des Wahrnehmungssystems)*³⁹⁸ |
| Konklusion 1* (Inhalt der Überzeugung) | Das Gebilde vor mir ist mehr oder weniger quadratisch. |

Nun ist offensichtlich, dass Prämisse 1* nicht den gesamten nicht-begrifflichen Erfahrungsinhalt wiedergibt, sondern lediglich mit dem Teilaspekt assoziiert ist, der Basis für die entsprechende Überzeugung liefert. Prämisse 1* kann dabei prinzipiell mit Konklusion 1* identisch sein: Wir stellen durch dieses Argument ja nur den rationalen Zusammenhang

³⁹⁷ Das wird besonders dann deutlich, wenn er davon spricht, dass das Subjekt laut Non-Konzeptualist einen Grund für eine Überzeugung haben kann, ohne über die entsprechenden Begriffe zu verfügen. Brewer (1999), S. 160: „For it is possible for a person to have an experience with just that scenario content, who therefore has a reason to form a belief in question, yet who does not have the component concepts of the proposition, those concepts required to state explicitly how the lines, surfaces, and so on, are represented as distributed around him.”

³⁹⁸ Es muss nicht notwendigerweise eine Zusatzannahme geben (siehe Einleitung zu diesem Kapitel); aber insbesondere dann, wenn der Erfahrungsinhalt abgelehnt wird, kann man davon ausgehen, dass Zusatzannahmen im Spiel sind.

zwischen einem Aspekt der Erfahrung und der entsprechenden Überzeugung dar. Es handelt sich nicht um einen sprachlichen Ausdruck vorhandener Propositionen.³⁹⁹ Damit aber ist es möglich, Aspekte nicht-begrifflichen Erfahrungsinhaltes als rationalen Grund zu erfassen, ohne dafür auf ein Meta-Wissen über bestimmte Zustände zurückzugreifen. Brewers dritte Prämisse – und folglich auch seine Konklusionen 2 und 3 – kann also zurückgewiesen werden.

Zu Prämisse 4: Prämisse 4 kann zwar prinzipiell angefochten werden (man könnte annehmen, dass jede Form von Schlussfolgerung auf Basis der Erfahrung „second order knowledge“ involviert), allerdings bringt dieser Ansatz zwei Probleme mit sich. Zum einen ist sich das Subjekt so gut wie nie entsprechenden Wissens bewusst („second order knowledge“) und zum anderen ist die Herkunft dieses Wissens (dieser Zusatzannahmen, vgl. Einleitung dieses Kapitels) strittig. Zusatzannahmen wie „Erfahrungen der Art x haben Objekte der Art y als Ursache“ können nicht auf Basis von Erfahrungen erschlossen werden.

Wir können also festhalten, dass weder Sellars noch Brewer ausreichend schlüssige Argumente gegen einen klassischen Nicht-Konzeptualismus vorbringen konnten. Und das gilt auch für die Zwischenpositionen H1N und (insbesondere) H2. Für H1N und H2 können wir ebenso wie für N argumentieren, dass ein wahrnehmendes Subjekt nur dann eine entsprechende Überzeugung ausbilden kann, wenn es über die notwendigen Begriffe verfügt (Überzeugungen sind bei N, H2 und H1N begriffsabhängige Zustände).

Dass nur begrifflichen Erfahrungen (Erfahrungsinhalten) eine rechtfertigende Rolle zukommen kann (erster Teil des Klammerausdrucks in E*), wird damit durch Brewers Argumentation nicht untermauert. Entsprechend können wir E* im besten Fall modifizieren:

(E)* x 's sensing a red sense content s can play a role in justifying x 's grasping that s is red only if x 's sensing such a content entails x senses that s is red (propositional).

³⁹⁹ Vgl. Kapitel 3, Abschnitt 3.2.2.1.: Dort haben wir bereits einen vergleichbaren Unterschied in der Darstellung eines Vorganges durch ein Argument (Ebene der Aufgabe, tatsächlicher Inhalt) erfahren.

Nicht-Konzeptualisten können nun also entweder aufzeigen, dass Erfahrungen zwar nicht-begrifflich, aber propositional sind, oder sie finden einen Weg deutlich zu machen, dass auch nicht-begriffliche und nicht-propositionale Erfahrungen eine rechtfertigende Rolle spielen können.⁴⁰⁰ Wir werden uns zunächst mit der ersten Möglichkeit befassen (propositionale und nicht-begriffliche Erfahrung als Basis), bevor wir im folgenden Abschnitt die Chancen von nicht-propositionaler und nicht-begrifflicher Erfahrung als Basis betrachten.

4.5.2. Propositionale und nicht-begriffliche Erfahrung

Obwohl eine Verbindung nicht-begrifflicher *und* propositionaler Erfahrung als Basis für unsere Überzeugungen eine gewisse Attraktivität hat, fällt es schwer, einen genuinen Vertreter einer entsprechenden Position zu identifizieren.

In „Is Perception a Propositional Attitude“ charakterisiert Tim Crane Alex Byrnes Position (im Gegensatz zu McDowells) so, als wäre Erfahrung ihr zufolge sowohl propositional als auch nicht-begrifflich:

McDowell's idea is a specific version of the claim that experience has a propositional content [Crane bezieht sich hier auf „Mind and World“]. He thinks that experience can only have this structure if its content is conceptual. Some of those who believe that experience has a non-conceptual content (like Byrne) disagree with this claim: experience can have propositional content without that content being conceptual.⁴⁰¹

Allerdings scheint diese Zuschreibung nicht ganz richtig zu sein. Byrne plädiert zwar in seiner Kritik an McDowells Position aus „Mind and World“ für die *Möglichkeit* einer Verbindung von Nicht-Begrifflichkeit und Propositionalität in der Erfahrung.⁴⁰² Doch insbesondere seine neueren Schriften weisen eher eine Distanz zwischen dieser Möglichkeit

⁴⁰⁰ Zu diesem Schluss kommt auch Bonevac (2002), S. 23: „To give sensings a justificatory role, then, one must either assign them propositional content or show how something without propositional content can play such a role.“

⁴⁰¹ Crane (2011), S. 84.

⁴⁰² Byrne (1995).

und Byrnes eigener Position auf.⁴⁰³ Auch Daniel Bonevac versucht die Möglichkeit einer solchen Position deutlich zu machen, ohne sie dabei selbst einzunehmen.⁴⁰⁴ Wir werden dieser Möglichkeit im Folgenden nachgehen, auch wenn sich kein expliziter Vertreter einer entsprechenden Position finden lässt und sich damit gewisse Anhaltspunkte für eine fehlende Attraktivität dieser Alternative ergeben.

Nicht-begriffliche und propositionale Erfahrungen bringen auf den ersten Blick einige Vorteile mit sich. Auf der einen Seite entgehen sie den Problemen begrifflicher Erfahrung, auf der anderen Seite könnten sie trotzdem als propositionale Einstellungen zu dem *gleichen* Inhalt interpretiert werden, zu dem auch Überzeugungen propositionale Einstellungen sind: Es gibt keine rationale Lücke zwischen Erfahrungsinhalt und Überzeugungsinhalt.

Doch nicht allen möglichen Kandidaten (N, H1N, H2) steht der Weg zu nicht-begrifflichen, propositionalen Erfahrungen in gleicher Weise offen. Damit es sich bei Erfahrungs- und Überzeugungsinhalt tatsächlich um die gleiche Art von Inhalt handelt, müssten beide Zustände Einstellungen zur gleichen Proposition sein, was wiederum nahe legt, dass beide Zustände Einstellungen zu Propositionen gleichen Typs sind. Erinnern wir uns: Zu Beginn des Kapitels haben wir verschiedene Bestimmungen von Propositionen kennengelernt. Wenn wir nun davon ausgehen, dass Erfahrungen beispielsweise propositionale Einstellungen zu Russell'schen Propositionen sind, dann liegt es nahe, auch Überzeugungen als propositionale Einstellungen zu Russell'schen Propositionen zu bestimmen. Andernfalls bliebe die Rede von einem gleichen Inhalt bei Überzeugungen und Erfahrungen wenig intuitiv.

Daraus folgt aber, dass Erfahrungen und Überzeugungen auch in Hinblick auf Begrifflichkeit Inhalt gleichen Typs haben müssen (ein Typ von Proposition wird kaum in einem Fall Begriffe als Konstituenten haben und in einem anderen bspw. Objekte – zumindest dann nicht, wenn die Information identisch bleiben soll). Wenn wir unsere Übersicht über mögliche Positionen zu Erfahrung und Überzeugung auf diejenigen reduzieren, die Erfahrung

⁴⁰³ Byrne (2004), (2011). In beiden neigt Byrne eher dazu, Erfahrungen (oder etwas Vergleichbares) als begrifflich zu charakterisieren.

⁴⁰⁴ Vgl. Bonevac (2002).

entweder im Hinblick auf den Zustand oder im Hinblick auf Zustand und Inhalt als nicht-begrifflich charakterisieren, verbleiben folgende Möglichkeiten:

| | Zustand (Erfahrung) | Zustand (Überzeugung) | Inhalt (Erfahrung) | Inhalt (Überzeugung) |
|-----|------------------------|--------------------------|-----------------------|-------------------------|
| N | - | + | - | + |
| H1N | - | + | - | - |
| H2 | + | + | - | + |

Nach allem, was wir über die Vorteile einer nicht-begrifflichen und propositionalen Erfahrung als Basis gesagt haben, fallen H2 und N als Optionen weg. Denn in beiden Fällen unterscheidet sich der Inhalt von Erfahrung und Überzeugung in einer Weise, die, sollten beide propositional sein, Propositionen unterschiedlichen Typs auf den Plan riefen. Damit ist eine Kombination von Propositionen unterschiedlichen Typs in einer Theorie nicht prinzipiell ausgeschlossen⁴⁰⁵, allerdings macht sie einen wesentlichen Vorteil nicht-begrifflicher, propositionaler Erfahrung zunichte (keine Lücke). H1N scheint für nicht-begriffliche, propositionale Erfahrung also der vielversprechendste theoretische Ansatz zu sein.

Wir haben bereits angemerkt, dass weder Byrne noch Bonevac nicht-begriffliche, propositionale Erfahrung vertreten, sondern lediglich die Möglichkeit einer solchen Option anbringen. Aber warum, wenn diese Option doch wesentliche Probleme anderer Ansätze vermeiden kann, erscheint sie nicht attraktiv genug, um sie tatsächlich einzunehmen?

Die mangelnde Attraktivität ist vermutlich in der Propositionalität der Erfahrung zu sehen. Ohne dass wir uns auf eine konkrete Interpretation von „Proposition“ (strukturiert oder nicht; Russell'sch oder nicht) einlassen, können wir festhalten, dass Propositionen die Träger von Wahrheitswerten sind. Damit aber sind Erfahrungen (bzw. deren Inhalte) wahr oder falsch, was auf den ersten Blick kontraintuitiv erscheint: Denn bspw. visuelle Erfahrungen

⁴⁰⁵ Bspw. Tye (2006).

werden aufgrund ihrer besonderen Beschaffenheit häufig mit Bildern verglichen. Diese sind aber weder wahr noch falsch, sondern eher korrekt oder inkorrekt.⁴⁰⁶

Eng mit diesem intuitiv empfundenen Unterschied zwischen Erfahrungen und Überzeugungen hängt ein zweites Problem zusammen: Wenn Überzeugungen den gleichen propositionalen Gehalt haben wie Erfahrungen, kann dann der Unterschied zwischen beiden nur durch die Begriffsabhängigkeit des einen Zustandes im Gegensatz zur Begriffsunabhängigkeit des anderen erklärt werden? Und ergibt es wirklich Sinn zu sagen, der Inhalt von Überzeugungen (wie zum Beispiel „Da ist ein Kaninchen.“) kann auch der Inhalt von Erfahrungen sein? Es erscheint doch naheliegender anzunehmen, dass Überzeugungen und Erfahrungen nicht die gleiche Struktur haben (vgl. McDowell, Abschnitt 4.4.). Der Inhalt der Überzeugungen wird durch das Subjekt aus dem Inhalt der Erfahrungen gewonnen, aber damit scheint eine gewisse Arbeit verbunden zu sein. Diese Besonderheiten propositionalen Gehaltes sind sicherlich kein hinreichender Grund, propositionale, nicht-begriffliche Erfahrung als Basis undenkbar zu machen. Doch sie sind vermutlich verantwortlich dafür, dass diese Position meist nur als Möglichkeit benannt, nicht jedoch tatsächlich vertreten wird. Wir können also festhalten, dass eine solche Kombination von H1N (und prinzipiell auch von H2 und N) mit propositionaler, nicht-begrifflicher Erfahrung möglich, aber tendenziell kontraintuitiv ist. Vielleicht fahren wir mit nicht-propositionalen und nicht-begrifflichen Erfahrungen als Basis besser?

⁴⁰⁶ Vgl. Crane (2011).

4.6. NICHT-PROPOSITIONALE UND NICHT-BEGRIFFLICHE ERFAHRUNG ALS BASIS

(5)

Der klassische Opponent des Konzeptualisten argumentiert für nicht-begriffliche (meist der Form N) und nicht-propositionale Erfahrung als Basis unserer Erfahrungen. Und der Vorwurf, der dieser Position klassischerweise gemacht wird, lautet, dass sie nicht dazu in der Lage ist, die zweite Anforderung zu erfüllen.

Wir haben bereits verschiedene Formulierungen dieses Vorwurfs kennengelernt (Davidson, Sellars, McDowell, Brewer). Dabei haben wir deutlich gemacht, dass Nicht-Begrifflichkeit die zweite Anforderung nicht gefährden muss (siehe insbesondere die Einwände gegen Brewers Argument, Abschnitt 4.5.1.). Aber vielleicht sorgt fehlende Propositionalität gepaart mit Nicht-Begrifflichkeit für eine solche Gefährdung?

Bonevac versucht ein Argument zu rekonstruieren, dass die rechtfertigende Rolle von nicht-begrifflicher, nicht-propositionaler Erfahrung („sensings“) in Zweifel ziehen soll:

(4.2.1.) Only what has propositional content can be a premise of an inference.

(4.2.2.) Things can play roles in justifying beliefs only by acting as a premise of inferences.

(4.2.3.) Therefore, things can play justificatory roles only if they have propositional content.⁴⁰⁷

Um die Konklusion (4.2.3.) zu vermeiden, muss laut Bonevac die zweite Prämisse (4.2.2.) zurückgewiesen werden. Dazu kann man darauf verweisen, dass ein inferentielles⁴⁰⁸ Modell der Rechtfertigung (Rechtfertigung kann nur bestehen, wenn sie in Form eines Argumentes darstellbar ist) nicht das einzig denkbare Rechtfertigungsmodell ist. Auch reliabilistische Theorien können Rechtfertigungsmodelle liefern: Etwas kann dann eine rechtfertigende Rolle spielen, wenn es Teil eines verlässlichen kausalen Prozesses ist.

⁴⁰⁷ Bonevac (2002), S. 25.

⁴⁰⁸ Mit „inferentiell“ ist hier nicht der Inferenzbegriff aus Kapitel 2 gemeint, sondern ein spezifisches Rechtfertigungsmodell (s. oben).

Wir haben in Kapitel 1 (Abschnitt 1.1.2.1.) versucht zu zeigen, dass bspw. reliabilistische Theorien zur *rechtfertigenden* Rolle eine Alternative bieten. Doch wenn es um die Gründe geht, die einem Subjekt zur Verfügung stehen, ist ein solches Modell nicht anwendbar. Denn dann müssen die Gründe prinzipiell in der Reichweite des Subjektes liegen und das ist im Fall eines rein verlässlichen Prozesses nicht gegeben. Um das „Haben von Gründen“ nicht mit „gerechtfertigt sein“ in eins zu setzen, empfiehlt es sich, nicht auf Bonevac's Argument zurückzugreifen, sondern Brewers Angriff auf nicht-begrifflichen Inhalt entsprechend zu reformulieren. Dafür müssen wir lediglich „nicht-begrifflich“ gegen „nicht-propositional“ und „begrifflich“ gegen „propositional“ austauschen:

| | |
|---------------------|--|
| Prämisse 1 | Gründe zu geben involviert die Identifikation bestimmter relevanter Propositionen – derjenigen Inhalte, die als Prämissen und Konklusionen der Argumente fungieren können, die das Denken/Argumentieren explizit artikulieren. |
| Prämisse 2 | Diese Gründe müssen die eigenen Gründe des Subjektes sein. |
| Konklusion 1 | Deshalb müssen die Propositionen, die in expliziten Argumenten verwendet werden (Prämisse 1), nicht nur theoretisch, sondern für das Subjekt offensichtlich (direkt) mit den Gründen zusammenhängen (Prämisse 2). |
| Prämisse 3 | Nicht-propositionaler Inhalt kann aus Sicht des Subjektes (für das Subjekt offensichtlich) nur über „second-order knowledge“ (grundsätzliches Wissen über die Zusammenhänge von Zuständen mit nicht-propositionalen Inhalten und Zuständen mit propositionalen Inhalten) mit den entsprechenden Propositionen eines expliziten Argumentes zusammenhängen. |
| Prämisse 4 | Das Modell, das auf „second-order-knowledge“ Bezug nimmt (second-order instrumental |

model), ist nicht die Norm.

Konklusion 2
(Stützung (E)*)

Nicht-propositionaler Inhalt kann keine Gründe liefern.

Konklusion 3
(Thesis (C))

Gründe benötigen propositionalen Inhalt.

Da wir bereits für die ursprüngliche Formulierung des Argumentes die Prämissen im Einzelnen durchgesprochen und insbesondere Prämisse 3 als problematisch angesehen haben, können wir hier ohne detaillierte Prüfung der anderen Prämissen direkt Prämisse 3 in Augenschein nehmen.

Können wir nur über Meta-Wissen („second order knowledge“) aus Sicht des Subjektes einen Zusammenhang zwischen der Prämisse eines entsprechenden Argumentes und unserer nicht-propositionalen Erfahrung bzw. deren Inhalt herstellen? Auch hier scheinen sich andere Möglichkeiten aufzutun. Wie McDowell bereits selbst angemerkt hat, kann das Subjekt dazu in der Lage sein, aus einer nicht-propositionalen Erfahrung mit den entsprechenden diskursiven Fähigkeiten einen diskursiven, propositionalen Inhalt zu gewinnen (vgl. Abschnitt 4.4.). Die Erfahrung kann dann als Grund fungieren, wenn die entsprechenden diskursiven Fähigkeiten vorhanden sind und angewendet werden können. Ohne diese Fähigkeiten ist die Erfahrung kein Grund.

Wir können also – mithilfe von McDowells Ausführungen – gegen die dritte Prämisse des abgewandelten Argumentes eine Möglichkeit aufzeigen, aus Sicht des Subjektes einen Zusammenhang zwischen der Prämisse eines Argumentes und der Erfahrung herzustellen. Diese Möglichkeit verläuft analog zu derjenigen, die wir gegen Brewers ursprüngliche dritte Prämisse (gegen Nicht-Begrifflichkeit) angeführt haben (vgl. Abschnitt 4.5.1.). Damit müssen Erfahrungen weder begrifflich noch propositional sein, um als Grund fungieren zu können. Aber können sie auch gleichzeitig nicht-begrifflich und nicht-propositional sein oder ergeben sich aus dieser Kombination zusätzliche Schwierigkeiten?

McDowell versucht in „Avoiding the Myth of the Given“ aufzuzeigen, dass wir, fassen wir Erfahrungen als nicht-propositional auf, an der Begrifflichkeit der Erfahrungen festhalten sollten.

If intuitional content is not discursive, why go on insisting that it is conceptual? Because every aspect of the content of an intuition is present in a form in which it is already suitable to be content associated with a discursive capacity, if it is not – at least not yet – actually so associated.⁴⁰⁹

Hier scheint McDowell einen Zusammenhang herzustellen zwischen der begrifflichen Form des Erfahrungsinhaltes und der Möglichkeit, propositionale Überzeugungen auf Basis der Erfahrung zu bilden. Ohne diese Begrifflichkeit des Inhalts, so der Kern der Textpassage, könnten die diskursiven Fähigkeiten nicht mit dem Erfahrungsinhalt assoziiert werden. Und damit wäre kein (aus Sicht des Subjektes offensichtlicher) Zusammenhang zwischen Erfahrung und Prämisse eines entsprechenden Argumentes möglich.

Es scheint, dass Erfahrungsinhalt in irgendeiner Weise strukturiert sein muss, damit er Basis für strukturierte Überzeugungen sein kann. Aber wenn Erfahrungsinhalt weder propositional noch begrifflich ist, wie kann er dann strukturiert sein?

McDowells Plädoyer für eine Begrifflichkeit des Erfahrungsinhaltes („Avoiding the Myth of the Given“) kann – wenn die Begrifflichkeit nicht im Sinne eines reinen Zustands-Konzeptualismus (H2) verstanden wird – zu zwei verschiedenen Arten von Begriffen führen.⁴¹⁰

Die einen sind unabhängig von Begriffsbesitz des Subjektes und stehen nur für „proper and common sensibles“ (Begriffe des Erfahrungsinhaltes), während die Begriffe des Überzeugungsinhaltes an den Begriffsbesitz des Subjektes gebunden sind und auch für „K-properties“ stehen können. Darüber hinaus liegt es bei der ersten Gruppe von Begriffen näher, einen Begriffsatomismus zu postulieren, während bei der zweiten Gruppe ein Begriffsholismus angebracht erscheint.

⁴⁰⁹ McDowell (2009), S. 264.

⁴¹⁰ Vgl. Abschnitt 4.2.2.2.

Wenn sich aber die Komponenten von Erfahrungen und Überzeugungen derart unterscheiden, warum sollten beide als Begriffe gelten? Es ist doch durchaus naheliegend, die Komponenten der Erfahrung als nicht-begriffliche Struktur zu interpretieren, die dann wiederum Anlass für eine Konzeptualisierung und „Propositionalisierung“ sein kann. Eine solche nicht-begriffliche Struktur könnte erklären, wie nicht-propositionale und nicht-begriffliche Erfahrung trotz ihrer Andersartigkeit eine Basis für propositionale und begriffliche Überzeugungen bildet.⁴¹¹

Vertreter nicht-begrifflicher und nicht-propositionaler Erfahrung können also auf nicht-begriffliche Strukturen von Erfahrungen verweisen, die es ermöglichen, dass Erfahrungen als Basis für Überzeugungen fungieren können.

⁴¹¹ Vgl. Crane (1992), S. 154: „So I conclude that the structure in the contents of perception is not conceptual structure [...]“

4.7. WAS IST NUN DIE BASIS?

Wir haben gesehen, dass es mehr als einen Kandidaten gibt, der unseren Anforderungen an eine nicht-inferentielle Basis für unsere Überzeugungen über die Welt gerecht werden kann:

- (1) Überzeugungen (propositional, begrifflich)
- (2) Erfahrungen (propositional, begrifflich)
- (3) Erfahrungen (nicht-propositional, begrifflich)
- (4) Erfahrungen (propositional, nicht-begrifflich)
- (5) Erfahrungen (nicht-propositional, nicht-begrifflich)

Im Zuge unserer Argumentation haben wir (1) Überzeugungen (4.2.2.) und (2) propositionale und begriffliche Erfahrungen (4.3.) komplett von der Liste möglicher Kandidaten gestrichen. Bei den verbleibenden drei Positionen gibt es jeweils Varianten, für die unter bestimmten Voraussetzungen argumentiert werden kann. Um diese Varianten nochmal im Überblick darzustellen, sei zunächst auf unsere Tabelle für begriffliche Erfahrung verwiesen:

| | Zustand (Erfahrung) | Zustand (Überzeugung) | Inhalt (Erfahrung) | Inhalt (Überzeugung) |
|-----|------------------------|--------------------------|-----------------------|-------------------------|
| K | + | + | + | + |
| N | - | + | - | + |
| H1 | - | + | + | + |
| H1N | - | + | - | - |
| H2 | + | + | - | + |
| H2N | - | - | - | + |

Von dieser Liste haben wir zuerst H1 und H2N gestrichen (Abschnitt 4.1.2.2.). Der reine Konzeptualismus (K) fiel unserer Argumentation in Abschnitt 4.4.3. zum Opfer. Es verbleiben also folgende Kandidaten:

| | Zustand (Erfahrung) | Zustand (Überzeugung) | Inhalt (Erfahrung) | Inhalt (Überzeugung) |
|-----|------------------------|--------------------------|-----------------------|-------------------------|
| N | - | + | - | + |
| H1N | - | + | - | - |
| H2 | + | + | - | + |

Diese Kandidaten unterscheiden sich nur in Bezug auf ihre Begrifflichkeit. Differenzieren wir weiter nach der Propositionalität oder Nicht-Propositionalität der Erfahrung (in der Tabelle beim Erfahrungsinhalt angesiedelt), so ergeben sich bei N und H2 jeweils zwei Varianten:

| | Zustand (Erfahrung) | Zustand (Überzeugung) | Inhalt (Erfahrung) | Inhalt (Überzeugung) |
|-------------------|------------------------|--------------------------|---|---|
| N (5) | nicht- begrifflich | begrifflich | nicht- begrifflich, nicht- propositional | begrifflich, propositional |
| N (4) | nicht- begrifflich | begrifflich | nicht- begrifflich, propositional | begrifflich, propositional |
| H1N (4) | nicht- begrifflich | begrifflich | nicht- begrifflich, propositional | nicht- begrifflich, propositional |
| H2 (3), (5) | begrifflich | begrifflich | nicht- begrifflich, nicht- propositional | begrifflich, propositional |
| H2 (2), (4) | begrifflich | begrifflich | nicht- begrifflich, propositional | begrifflich, propositional |

Bei H1N gibt es weiterhin nur eine Option, da eine Voraussetzung dieser Position ist, dass der Inhalt von Erfahrung und Überzeugung identisch ist. Und wenn wir den Inhalt von Überzeugungen (wie geschehen) als propositional charakterisieren, muss auch der Inhalt der Erfahrung propositional sein.

Die hinter den Kürzeln für die Positionen (N, H1N und H2) angegebenen Zahlen ((2), (3), (4) und (5)) stehen für die Kandidaten von unserer ursprünglichen Liste. Dass H2 gleich im Zusammenhang mit mehreren Kandidaten vertreten werden kann (zum Beispiel sowohl mit begrifflicher, nicht-propositionaler Erfahrung als auch mit nicht-begrifflicher, nicht-propositionaler Erfahrung), liegt an der Unterscheidung von Zustands- und Inhaltssicht. Es ist damit möglich, Erfahrung gleichzeitig als begrifflich ((3) mit einer Zustands-Sicht) als auch nicht-begrifflich ((5) mit einer Inhalts-Sicht) zu charakterisieren.

Doch auch von dieser Liste können wir noch zwei Kandidaten streichen (oder sie zumindest etwas von den anderen absetzen, da sie mit weiteren Problemen behaftet sind). N (5) und H2 (2), (4) charakterisieren sowohl Erfahrungen als auch Überzeugungen als propositional. Trotzdem soll der Inhalt dieser Erfahrungen nicht-begrifflich sein, während der Inhalt der Überzeugungen begrifflich ist. Mit dieser Kombination ergibt sich jedoch folgendes Problem: Wenn der propositionale Inhalt von Erfahrung sich derart vom propositionalen Inhalt von Überzeugungen unterscheidet, kann es sich kaum um die gleiche Art von Proposition handeln. N (5) und H2 (2), (4) müssten zwei verschiedene Arten von Propositionen miteinander kombinieren (bspw. eine Lewis/Stalnaker-Konzeption von Propositionen für Erfahrungen und eine Frege'sche Konzeption von Propositionen für Überzeugungen). Doch eine solche Kombination ist alles andere als naheliegend. In der Zusammenfassung scheinen also vor allem die dick gedruckten Positionen vielversprechende Kandidaten für eine nicht-inferentielle Basis zu sein, die beiden Anforderungen (AEÜ1 und AEÜ2) gerecht werden kann:

| | Zustand (Erfahrung) | Zustand (Überzeugung) | Inhalt (Erfahrung) | Inhalt (Überzeugung) |
|-------------------|--------------------------|--------------------------|---|---|
| N (5) | nicht- begrifflich | begrifflich | nicht- begrifflich, nicht- propositional | begrifflich, propositional |
| N (4) | <i>nicht-begrifflich</i> | <i>begrifflich</i> | <i>nicht-begrifflich, propositional</i> | <i>begrifflich, propositional</i> |
| H1N (4) | nicht- begrifflich | begrifflich | nicht- begrifflich, propositional | nicht- begrifflich, propositional |
| H2 (3), (5) | begrifflich | begrifflich | nicht- begrifflich, nicht- propositional | begrifflich, propositional |
| H2 (2), (4) | <i>begrifflich</i> | <i>begrifflich</i> | <i>nicht-begrifflich, propositional</i> | <i>begrifflich, propositional</i> |

Ein klassischer Nicht-Konzeptualismus, der nicht-begriffliche, nicht-propositionale Erfahrung als Basis ansetzt (N (5)), ein Nicht-Konzeptualismus, der nicht-begriffliche, propositionale Erfahrung als grundlegend bestimmt (H1N (4)), und ein Zustands-Konzeptualismus gepaart mit einem Inhalts-Nicht-Konzeptualismus, bei dem Erfahrungen gleichzeitig nicht-propositional sind (H2 (3), (5)), scheinen damit – nach unserem Stand der Untersuchung – die besten Kandidaten für die Erfüllung unserer Anforderungen an die nicht-inferentielle Basis der Überzeugungen zu sein.

Es ist durchaus möglich, dass auch weitere Positionen (N (4), H2 (2), (4)) als plausibel angesehen werden, allerdings muss dann geklärt werden, ob und wie es möglich ist, dass unsere mentalen Zustände verschiedene Arten von Propositionen als Objekte haben.

RESÜMEE

When we asked Pooh what the opposite of an Introduction was, he said "The what of what?" which didn't help us as much as we had hoped, but luckily Owl kept his head and told us that the Opposite of an Introduction, my dear Pooh, was a Contradiction: and, as he is very good at long words, I am sure that that's what it is.

A. A. Milne

Wir sind bei unserer Untersuchung von der Frage ausgegangen, ob es eine nicht-inferentielle Basis für unsere Überzeugungen über die Welt geben kann und – sollte es sie geben - welcher Gestalt sie wäre.

Zu diesem Zweck haben wir, nach einer kurzen Klärung der Voraussetzungen unserer Untersuchung im ersten Kapitel, zunächst den Inferenzbegriff im zweiten Kapitel etwas genauer bestimmt, als dies in der aktuellen Debatte allgemein der Fall ist. Dabei fiel auf, dass – trotz ausführlicher Debatte – kein Konsens darüber besteht, was mit „Inferenz“ im erkenntnistheoretischen Kontext gemeint ist. Es wurde, so hoffe ich, schnell klar, dass der fehlende Konsens darauf zurückzuführen ist, dass Inferenz auf verschiedenen Ebenen beschrieben werden kann und dass ihr je nach Ebene andere Merkmale zukommen können. Auf physischer Ebene kann Inferenz als ein kontinuierlicher Prozess mit einem Anfangs- und Endzustand gesehen werden. Auf Ebene der Aufgabe hingegen ist Inferenz dadurch gekennzeichnet, dass eine Ausgangsinformation (Input) in eine Endinformation (Output) umgewandelt wird.

Im dritten Kapitel haben wir dann bewusste (im Gegensatz zu einer möglichen unbewussten) Inferenz dadurch gekennzeichnet, dass Ausgangs- und Endinformation, sowie ein Zusammenhang der beiden, prinzipiell bewusst sein muss, während bei unbewusster Inferenz mindestens der Zusammenhang von Ausgangs- und Endinformation unbewusst sein muss. Mithilfe dieser Unterscheidung haben wir versucht herauszufinden, ob es – in einem

erkenntnistheoretisch relevanten Sinne (also in einem Sinne, der die Möglichkeit einer verlässlichen und neutralen nicht-inferentiellen Basis, die prinzipiell bewusst sein kann, einräumt) – so etwas wie unbewusste Inferenz geben muss. Dabei fanden wir heraus, dass es zwar unbewusste Prozesse gibt, die Inferenz in einigen Hinsichten ähneln, die jedoch nicht zu mangelnder Neutralität und mangelnder Verlässlichkeit ihres Outputs führen – zumindest nicht nach aktuellem Kenntnisstand.⁴¹² Diese unbewussten Prozesse gefährden damit nicht die Möglichkeit einer nicht-inferentiellen Basis. Sie können zwar als unbewusste Schlussfolgerungen bezeichnet werden, allerdings ähneln sie bewussten Schlussfolgerungen nur in einigen wenigen, kaum relevanten Merkmalen.

Wir haben die Möglichkeit einer nicht-inferentiellen Basis deshalb als gesetzt betrachtet und im vierten Kapitel untersucht, wie eine solche Basis näher zu bestimmen ist. Dabei mussten wir feststellen, dass wir nicht nur zwischen Propositionalität und Begrifflichkeit der nicht-inferentiellen Basis unterscheiden können, sondern dass es von Begrifflichkeit und Nicht-Begrifflichkeit sowohl eine Zustands- als auch eine Inhalts-Sicht gibt. Diese Tatsache führte uns zu einer Vielfalt grundsätzlicher möglicher Positionen, die wir aber nach und nach argumentativ auf die folgenden einschränken konnten:

| | Zustand (Erfahrung) | Zustand (Überzeugung) | Inhalt (Erfahrung) | Inhalt (Überzeugung) |
|------------|------------------------|--------------------------|---|---|
| N (5) | nicht- begrifflich | begrifflich | nicht- begrifflich, nicht- propositional | begrifflich, propositional |
| H1N (4) | nicht- begrifflich | begrifflich | nicht- begrifflich, propositional | nicht- begrifflich, propositional |

⁴¹² Es ist durchaus denkbar, dass wir in Zukunft Erkenntnisse über die unbewussten Vorgänge in unserem Gehirn erlangen, die für erkenntnistheoretisch relevante unbewusste Inferenz sprechen. Allerdings haftet solchen Erkenntnissen ein grundsätzliches Problem an: Wenn wir durch empirische Untersuchungen zu der Erkenntnis gelangen, dass unsere Erkenntnisse – für uns nicht kontrollierbar – von bspw. anderen Überzeugungen abhängen, ist es schwierig diese Erkenntnis selbst wiederum als verlässlich und neutral zu betrachten.

| | | | | |
|-------------------|-------------|-------------|---|-------------------------------|
| H2 (3), (5) | begrifflich | begrifflich | nicht- begrifflich, nicht- propositional | begrifflich, propositional |
|-------------------|-------------|-------------|---|-------------------------------|

Wir haben nicht weiter für eine dieser drei Positionen argumentiert. Es bleibt damit eine offene, an anderer Stelle zu bearbeitende Frage, welche Gründe für oder gegen diese Positionen im Einzelnen ins Feld geführt werden können.

Ich persönlich hege mehr Sympathien für N und H2 als für H1N. Es ist mir nicht ganz klar, wie eine nicht-begriffliche Erfahrung (Zustand und Inhalt) propositional sein kann. Zwar konnten wir keine Argumente finden, die gegen eine solche Kombination sprechen, doch es spricht in meinen Augen für sich, dass sich diese Position von niemandem explizit vertreten wird.

Was den klassischen Nicht-Konzeptualismus und die Zwitterposition H2 anbelangt, so hege ich für beide gewisse Sympathien. Anders als der klassische Nicht-Konzeptualismus, bedarf es bei H2 aber noch einer genaueren Ausarbeitung der Position, in deren Lauf natürlich neue, unbekannte Probleme auftauchen können. Sie hat aber, anders als der klassische Nicht-Konzeptualismus, einen versöhnlichen Aspekt, da sie auch Intuitionen des Konzeptualismus aufnimmt (Zustands-Konzeptualismus). In jedem Fall ist H2 eine Untersuchung wert, an deren Ende vielleicht die Entscheidung für eine ganz bestimmte Version der nicht-inferentiellen Basis unserer Überzeugungen stehen kann: eine nicht-propositionale, nicht-begriffliche (Inhalt) und vielleicht begriffliche (Zustand) Basis.

LITERATUR

- ARISTOTELES: Über die Seele, Übersetzung von Theiler, Willy, Reinbek bei Hamburg, 1968
- ARMSTRONG, D. M.: A Materialist Theory of the Mind, London, 1968
Perception and the Physical World, London, 1961
- AUSTIN, J. L.: Sense and Sensibilia, New York, 1962
- AYER, A. J.: The Foundations of Empirical Knowledge, (EA 1940), London, 1971
The Problem of Knowledge, 1956
- BERKELEY, GEORGE: „Philosophical Commentaries“ in A. A. Luce und T. E. Jessop (Hrsg.): Works, London, 1979a, Bd. 1, S. 1-139
„An Essay towards a New Theory of Vision“ in A. A. Luce und T. E. Jessop (Hrsg.): Works, London, 1979b, Bd. 1, S. 141-239
„The Theory of Vision Vindicated and Explained“ in A. A. Luce und T. E. Jessop (Hrsg.): Works, London, 1979c, Bd. 1, S. 241-279
„Three Dialogues between Hylas und Philonous“ in A. A. Luce und T. E. Jessop (Hrsg.): Works, London, 1979d, Bd. 5, S. 147-263
- BERMÚDEZ, JOSÉ
UND CAHEN, ARNON: „Nonconceptual Mental Content“, *The Stanford Encyclopedia of Philosophy (Spring 2012 Edition)*, Edward N. Zalta (ed.), URL =
<<http://plato.stanford.edu/archives/spr2012/entries/content-nonconceptual/>>

- BERMÚDEZ, JOSÉ: „What is at Stake in the Debate on Nonconceptual Content?“, *Philosophical Perspectives*, Vol.21, 2007; S. 55-72
- BONEVAC, DANIEL: „Sellars vs. the Given“, *Philosophy and Phenomenological Research*, Vol.64, 1, 2002, S. 1-30
- BRANDOM, ROBERT: „Placing McDowell’s Empiricism” in Smith, Nicholas (Hrsg.): *Reading McDowell-On Mind and World*, New York, 2002, S. 92-105
- Articulating Reasons, Harvard, 2000
- „Perception and Rational Constraint”, *Philosophy and Phenomenological Research*, Vol. 58, 1998, S. 369-74
- „Study Guide to ‘Empiricism and the Philosophy of Mind’“ in Sellars, Wilfrid: *Empiricism and the Philosophy of Mind*, Cambridge, Massachusetts, 1997, S. 119-81
- „Perception and Rational Constraint: McDowell’s Mind and World” in Villanueva, Enrique: *Perception (Philosophical Issues 7)*, Atascadero, CA: Ridgeview, 1995, S. 241-59
- Making it explicit, Harvard, 1994
- BREWER, BILL: „Perception and its objects“, *Philosophical Studies*, Vol. 132, 1, 2007, S. 87-97
- Perception and Reason, Oxford, 1999
- BREWER, W. F.
UND LAMBERT, B. L.: „The Theory-Ladenness of Observation and the Theory-Ladenness of the Rest of the Scientific Process”, *Philosophy of Science*, Vol. 68, 3, 2001, S. 176-186
- BROWN, D. G.: „Misconceptions of Inference“, *Analysis*, Vol. 15, 6, 1955, S. 135-144
- „The Nature of Inference“, *Philosophical Review*, Vol. 64, 1955, S. 351-369

- BYRNE, ALEX: „Experience and Content” in Hawley, Katherine und Macpherson, Fiona (Hrsg.): *The Admissible Contents of Experience*, Oxford, 2011, S. 60-82
- „Perception and Conceptual Content” in Sosa, Ernest und Steup, Matthias (Hrsg.): *Contemporary Debates in Epistemology*, *ORT*, 2004, S. 231-250
- Spin Control – Comment on John McDowell’s *Mind and World*” in Villanueva, Enrique: *Perception (Philosophical Issues 7)*, Atascadero, CA: Ridgeview, 1995, S. 261-273
- CARROLL, LEWIS: „What the Tortoise said to Achilles“, *Mind, New Series*, Vol. 4, 14, 1895, S. 278-280
- CHALMERS, D. J. : „Perception and the Fall from Eden” in Gendler, Tamar Szabó und Hawthorne, John (Hrsg.): *Perceptual Experience*, Oxford, 2006, S.49-125
- CHISHOLM, RODERICK: *Perceiving*, Ithaca, 1957
- CHURCHLAND, P.M.: „Perceptual Plasticity and Theoretical Neutrality; A Reply to Jerry Fodor”, *Philosophy of Science*, Vol. 55, 2, 1988, S. 167-187
- CHURCHLAND, P.S.: „Is the Visual System as Smart as It Looks?“, *PSA: Proceedings of the Biennial Meeting of the Philosophy of Science Association*, Vol. 2, 1982, S.541-552
- CONAN DOYLE SIR, ARTHUR: „A Scandal in Bohemia” in Conan Doyle Sir, Arthur: *The Complete Stories of Sherlock Holmes*, 2007a, S. 429-448
- „A Study in Scarlet” in Conan Doyle Sir, Arthur: *The Complete Stories of Sherlock Holmes*, 2007b, S. 13-93
- „The Sign of the Four” in Conan Doyle Sir, Arthur: *The Complete Stories of Sherlock Holmes*, 2007c, S. 97-174
- CRANE, TIM: „Is Perception a Propositional Attitude?“ in Hawley, Katherine und Macpherson, Fiona (Hrsg.): *The Admissible Contents of Experience*, Oxford, 2011, S. 83-100

- „Is There a Perceptual Relation?“ in Gendler, Tamar Szabó und Hawthorne, John (Hrsg.): *Perceptual Experience*, Oxford, 2006, S. 126-146
- „The nonconceptual content of experience“, in Crane, Tim: *The contents of experience*, Cambridge, Massachusetts, 1992, S.136-157
- „The Waterfall Illusion“, *Analysis*, Vol. 48, 3, 1988, S. 142-147
- CRAWFORD, D.D.: „Are There Mental Inferences in Direct Perceptions?“, *American Philosophical Quarterly*, Vol. 19, 1, 1982, S. 83-91
- DAVIDSON, DONALD: „A Coherence Theory of Truth and Knowledge“ in LePore, Ernest (Hrsg.): *Truth and Interpretation; Perspectives on the Philosophy of Donald Davidson*, Oxford, 1986, S. 307-19
- „On the Very Idea of a Conceptual Scheme“ in Davidson, Donald: *Inquiries into Truth and Interpretation*, Oxford, 1984, S. 183-98
- DESCARTES, RENÉ: *Meditationes de prima philosophia*, (Hrsg. Lüder Gäbe), Hamburg, 1992
- DRETSKE, FRED: „Simple Seeing“ in Dretske, Fred: *Perception, Knowledge and Belief*, Cambridge, 2000, S. 97-112
- Naturalizing the Mind*, Cambridge, Massachusetts, 1995
- Seeing and Knowing*, Chicago, 1969
- DUNN, JEFFREY: „The Obscure Act of Perception“, *Philosophical Studies: An Internal Journal for Philosophy in the Analytic Tradition*, Vol.139, 3, 2008, S. 367-393
- ECKES, MAGDALENA: „Elektronen, Amseln, Farben – wovon können unsere nicht-inferentiellen Beobachtungsüberzeugungen handeln?“, *Kriterion Journal of Philosophy*, 25, 2011, S. 19-29

- ECKES, MAGDALENA,
ERLL, SIMON UND
WENCLAWIAK, ANDRÉ: „Theory-Ladenness and Relativism” in Schantz, Richard und Seidel, Markus (Hrsg.): *The Problem of Relativism in the Sociology of (Scientific) Knowledge*, Heusenstamm, 2011, S. 85-104
- EVANS, GARETH: *The Varieties of Reference*, Oxford, 1982
- FODOR, JERRY: „How the Mind Works: What We Still Don't Know”, *Daedalus*, Vol.135, 3, 2006, S. 86-94
- „The Dogma that Didn't Bark“, *Mind, New Series*, Vol. 100, 2, 1991, S. 201-220
- „A Reply to Churchland's "Perceptual Plasticity and Theoretical Neutrality"”, *Philosophy of Science*, Vol. 55, 2, 1988, S. 188-198
- „Observation Reconsidered”, *Philosophy of Science*, Vol. 51, 1, 1984, S. 23-43
- The Modularity of Mind*, Cambridge, Massachusetts, 1983
- FOSTER, JOHN: A. J. Ayer, London, 1985
- FREGE, GOTTLLOB: „Über Sinn und Bedeutung“ in Frege, Gottlob: *Funktion – Begriff – Bedeutung*, Göttingen, 2002, S. 23-46
- GASKIN, RICHARD: *Experience and the World's Own Language*, Oxford, 2006
- GIBSON, J.J.: „The Perception of Visual Surfaces“ , *The American Journal of Psychology*, Vol.63, 3, 1950, S. 367-384
- GRUNDMANN, THOMAS: „Die Wahrnehmung kausaler Prozesse” in Schantz, Richard (Hrsg.): *Wahrnehmung und Wirklichkeit*, Heusenstamm, 2009, S. 211-227
- GUPTA, ANIL: „Experience and Knowledge” in Gendler, Tamar Szabó und Hawthorne, John (Hrsg.): *Perceptual Experience*, Oxford, 2006, S.181-204

- HALL, ROLAND: „Assuming: One Set of Positing Words”, *The Philosophical Review*, Vol. 67, 1, 1958, S. 52-75
- HANKS, PETER: „Recent Work on Propositions”, *Philosophy Compass*, 4/3, 2009, S. 469-486
- HATFIELD, GARY: „Perception and Unconscious Inference” in Heyer, Dieter und Mausfeld, Rainer (Hrsg.): *Perception and the Physical World*, Oxford, 1998, S. 115-143
- HECK, RICHARD: „Nonconceptual Content and the “Space of Reasons””, *The Philosophical Review*, Vol. 109, 4, 2000, S. 483-523
- HELMHOLTZ, HERMANN VON: *Handbuch der physiologischen Optik*, 3.Band: Die Lehre von den Gesichtswahrnehmungen, 3.Auflage, Hamburg und Leipzig, 1910
- HOFMANN, FRANK: „Wahrnehmung als Rechtfertigung” in Schantz, Richard (Hrsg.): *Wahrnehmung und Wirklichkeit*, Heusenstamm, 2009, S. 95-121
- HORSEY, RICHARD: „The Art of Chicken Sexing“, *UCLA Working Papers in Linguistics*, Vol. 14, 2002, S. 107-117
- JACKSON, FRANK: *Perception*, Cambridge, Massachusetts, 1977
- „The Existence of Mental Objects“, *American Philosophy Quarterly*, Vol.13, 1, 1976, S. 33-40
- JOHNSON-LAIRD, P.N. UND WASON, P.C.: „Introduction to inference and comprehension” in Johnson Laird, P.N. und Wason, P.C. (Hrsg.): *Thinking, Readings in Cognitive Science*, Cambridge, 1977, S. 341-354
- JOSKE, W.D.: „Inferring and Perceiving“, *The Philosophical Review*, Vol. 72, 4, 1963, S. 433-445
- KANT, IMMANUEL: *Kritik der reinen Vernunft*, Gesammelte Schriften, Bd. 4, Preussische Akademie der Wissenschaften (Hrsg), 1902.
- KEAR, JANET: *Ducks, Geese and Swans*, Vol. 1, Oxford, 2005
- KIM, JAEGWON: „What Is “Naturalized Epistemology?””, *Philosophical Perspectives*, Vol. 2, 1988, S. 381-405

- LOCKE, JOHN: An Essay Concerning Human Understanding, P.H. Nidditch (Hrsg.), London, 1975
- LUDWIG, KIRK: „Explaining Why Things Look the Way They Do“ in Akins, Kathleen (Hrsg.): Perception, Oxford, 1996, S. 18-60
- MALCOLM, NORMAN: „Direct Perception“, *Philosophy Quarterly*, Vol. 3, 13, 1953, S. 301-316
- MARR, DAVID: Vision, San Francisco, 1982
- MARTIN, M.G.F.: „On Being Alienated“ in Gendler, Tamar Szabó und Hawthorne, John (Hrsg.): Perceptual Experience, Oxford, 2006, S. 354-410
- „The Rational Role of Experience“, *Proceedings of the Aristotelian Society*, New Series, Vol. 93, 1993, S. 71-88
- MATTHEWS, GWYNNETH: „Metaphor, and Inference as Travelling“, *Analysis*, Vol.16, 6, 1956, S. 138-144
- MCDOWELL, JOHN: „Avoiding the Myth of the Given“ in McDowell, John: Having the World in View, Cambridge, 2009, S. 256-272
- „Responses“ in Smith, Nicholas(Hrsg.): Reading McDowell-On Mind and World, New York, 2002, S. 269-305
- „Comment on Richard Schantz ‘The Given Regained’“, *Philosophy and Phenomenological Research*, Vol. 62, 2001, S. 181-84
- „Précis of *Mind and World*“ in *Philosophy and Phenomenological Research*, Vol. 58, 1998, S. 365-368
- „Reply to Commentators“, *Philosophy and Phenomenological Research*, Vol. 58, 1998, S. 403-31
- Mind and World, Cambridge, Massachusetts, 1996
- „Précis of *Mind and World*“ in Villanueva, Enrique: Perception (Philosophical Issues 7), Atascadero, CA:

Ridgeview, 1995, S. 231-239.

„Reply to Gibson, Byrne, and Brandom“ in Villanueva, Enrique: *Perception (Philosophical Issues 7)*, Atascadero, CA: Ridgeview, 1995, S. 283-300

„The Content of Perceptual Experience“, *The Philosophical Quarterly*, Vol. 44, 175, 1994, S. 190-205

- MCGRATH, MATTHEW: „Propositions“, *The Stanford Encyclopedia of Philosophy (Summer 2012 Edition)*, Edward N. Zalta (ed.), URL = <http://plato.stanford.edu/archives/sum2012/entries/propositions/>
- MCQUEEN, DONALD: „Inference and Novelty“, *Analysis*, Vol.28, 2, 1967, S. 49-55
- MILL, J.S.: *A System of Logic, Ratiocinative and Inductive, Books I-III*, Toronto, 1973
- MILNE, A.A.: *Winnie-The-Pooh, The Complete Collection of Stories and Poems*, London, 1994
- PEACOCKE, CHRISTOPHER: „Does Perception Have a Nonconceptual Content?“, *The Journal of Philosophy*, Vol. 98, 5, 2001 (a), S. 239-264
- „Phenomenology and Nonconceptual Content“, *Philosophy and Phenomenological Research*, Vol. 62, 3, 2001 (b), S. 609-615
- Nonconceptual Content Defended“, *Philosophy and Phenomenological Research*, Vol. 58, 1998, S.381-388
- PEACOCKE CHRISTOPHER
UND MCGINN, COLIN: „Consciousness and Other Minds“, *Proceedings of the Aristotelian Society, Supplementary Volumes*, Vol. 58, 1984, S. 97-117 + 119-137
- PEIRCE, C.S.: „Lectures on Pragmatism “ in Hawthorne, Charles und Weiss, Paul: *Collected Papers of Charles Sanders Peirce*, Cambridge, Massachusetts, 1934, Bd. 5, S. 4-212
- PITCHER, GEORGE *A Theory of Perception*, Princeton, 1971

- POPPER, KARL: „On Hypotheses” in Johnson Laird, P.N. und Wason, P.C. (Hrsg.): *Thinking, Readings in Cognitive Science*, Cambridge, 1977, S. 264-273
- PRICE, H.H.: *Perception*, 1950 (second revised edition)
- PUTNAM, HILARY: „McDowell’s Mind and McDowell’s World” in Smith, Nicholas (Hrsg.): *Reading McDowell-On Mind and World*, New York, 2002, S. 174-90
- Hilary Putnam „Dewey Lectures“, *The Journal of Philosophy*, Vol. 91, No. 9, 1994, S. 445-517
- „Why Reasons Can’t be naturalized”, *Synthese*, Vol.52, 1, 1982, S. 3-23
- PYLYSHYN, ZENON: „Is Vision Continuous with Cognition? The Case for Cognitive Impenetrability of Visual Perception”, *Behavioural and Brain Sciences*, Vol. 22, 1999, S. 341-423
- QUINE, W.V.O.: „Epistemology naturalized“ in: *Ontological Relativity and Other Essays*, New York, 1969, S. 69-90
- „Two Dogmas of Empiricism” in: *From a Logical Point of View*, Cambridge, 1961 (EA 1953), S. 20-46
- RAFTOPOULOS, ANTHANASSIOS: „Reentrant Neural Pathways and the Theory-Ladenness of Perception“, *Philosophy of Science*, Vol. 68, 3, Supplement, 2001, S. 187-199
- REICHENBACH, HANS: *Experience and Prediction*, Chicago, 1938
- „Zur Induktions-Maschine”, *Erkenntnis*, Vol. 5, 1935, S.172-173
- RELIHAN, M.J.: „Fodor’s riddle of abduction”, *Philosophical Studies*, Vol. 144, 2009, S. 313-338

- ROBINSON, HOWARD: Perception, London, 1994
- ROCK, IRVIN: The Logic of Perception, Cambridge, Massachusetts, 1983
- „Inference in Perception“, PSA: Proceedings of the Biennial Meeting of the Philosophy of Science Association, Vol. 2, 1982, S. 525-540
- RUSSEL, BERTRAND: The Problems of Philosophy, Oxford, 1997
- RYLE, GILBERT: The Concept of Mind, 1949
- SCHANTZ, RICHARD: „Die Struktur der sinnlichen Erfahrung“ in Schantz, Richard (Hrsg.): Wahrnehmung und Wirklichkeit, Heusenstamm, 2009, S. 59-76
- „The Given Regained“, *Philosophy and Phenomenological Research*, Vol. 62, 2001, S. 167-80
- Wahrheit, Referenz und Realismus, Berlin, 1996
- Der sinnliche Gehalt der Wahrnehmung, München, 1990
- SCHUMACHER, RALPH: „Die kognitive Undurchdringbarkeit optischer Täuschungen. George Berkeleys Theorie visueller Wahrnehmung im Kontext neuerer Ansätze“, Zeitschrift für Philosophische Forschung, Vol. 58, 4, 2004, S. 505-526
- SEARLE, JOHN: Intentionality: An Essay in the Philosophy of Mind, Cambridge, 1983
- SELLARS, WILFRID: Empiricism and the Philosophy of Mind, Cambridge, Massachusetts, 1997
- SIEGEL, HARVEY: „Justification, Discovery and the Naturalizing of Epistemology“, *Philosophy of Science*, Vol.47, 2, 1980, S. 297-321
- SIEGEL, SUSANNA: „The Contents of Perception“, *The Stanford Encyclopedia of Philosophy (Winter 2011 Edition)*, Edward N. Zalta (ed.), URL =

<<http://plato.stanford.edu/archives/win2011/entries/perception-contents/>>

„The Visual Experience of Causation” in Hawley, Katherine und Macpherson, Fiona (Hrsg.): *The Admissible Contents of Experience*, Oxford, 2011, S. 150-171

„Which Properties are Represented in Perception?” in Gendler, Tamar Szabó und Hawthorne, John (Hrsg.): *Perceptual Experience*, Oxford, 2006a, S. 481-503

„Subject and Object in the Contents of Visual Experience”, *The Philosophical Review*, Vol. 115, 3, 2006b, S.355-388

SIEWERT, CHARLES: „Self-Knowledge and Phenomenal Unity”, *Noûs*, Vol. 35, 4, 2001, S. 542-568

SMITH, A.D.: *The Problem of Perception*, Harvard, 2002

„Space and Sight”, *Mind, New Series*, Vol. 109, 435, 2000, S. 481-518

SNOWDON, PAUL: „How to interpret ‘direct perception’” in Crane, Tim: *The contents of experience*, Cambridge, Massachusetts, 1992, S. 48-78

SPEAKS, JEFF: „Is there a problem with nonconceptual content?”, *The Philosophical Review*, Vol. 114, 3, 2005, S. 359-398

STALNAKER, ROBERT: „What Might Nonconceptual Content Be?” in Villanueva, Enrique (Hrsg.): *Concepts*, (Philosophical Issues 9), Atascadero, CA: Ridgeview, 1998, S. 339-352

STICH, S.P.: „Beyond Inference in Perception“, *PSA: Proceedings of the Biennial Meeting of the Philosophy of Science Association*, Vol. 2, 1982, S. 553-560

TEXTOR, MARK: „Feine Unterschiede und Demonstrative Begriffe” in Schantz, Richard (Hrsg.): *Wahrnehmung und Wirklichkeit*, Heusenstamm, 2009, S. 77-93

TORIBIO, JOSEFA: „State Versus Content: The Unfair Trial of Perceptual Nonconceptualism”, *Erkenntnis*, Vol. 69, 3, 2008, S. 351-

- TRAVIS, CHARLES: „The Silence of the Senses”, *Mind*, Vol. 113, 2004, S. 481-503
- TYE, MICHAEL: „The Admissible Contents of Visual Experience” in Hawley, Katherine und Macpherson, Fiona (Hrsg.): *The Admissible Contents of Experience*, Oxford, 2011, S. 172-193
- „Content, Richness and Fineness of Grain” in Gendler, Tamar Szabó und Hawthorne, John (Hrsg.): *Perceptual Experience*, Oxford, 2006, S.504-530
- WALTON, KENDALL: „The Dispensability of Perceptual Inferences”, *Mind*, New Series, vol. 72, 287, 1963, S. 357-368
- WELSH, PAUL: „Applying Principles of Inference“ mit Romane Clark, *Analysis*, Vol 17 Nr 1, 1956, S.14-20
- „On the Nature of Inference“, *The Philosophical Review*, Vol 66 Nr 4, 1957, S. 509-524
- WHITE, A.R.: „Inference“, *The Philosophical Quarterly*, Vol. 21, 85, 1971, S.289-302
- WILLIAMSON, JOHN: „Realization and Unconscious Inference“, *Philosophy and Phenomenological Research*, Vol. 27, 1, 1966, S. 11-26
- WRIGHT, CRISPIN: „McDowell’s Oscillation”, *Philosophy and Phenomenological Research*, Vol. 58, 2, 1998, S. 395-402

PERSONEN

Aristoteles 181, 189

Armstrong, D.M. 28, 201, 202, 203, 205, 206, 207, 209, 211

Berkeley, George 74, 88, 89, 90, 91, 92, 94, 95, 96, 97, 99, 105

Bonevac, Daniel 21, 237, 247, 249, 251, 252

Brandom, Robert 51, 102

Brewer, Bill 23, 24, 37, 156, 238, 239, 240, 241, 242, 243, 244, 245, 246, 251, 252, 253

Byrne, Alex 36, 164, 169, 171, 172, 240, 247, 248, 249

Carroll, Lewis 135

Chalmers, David 40

Chisholm, Roderick 29, 30, 31

Conan Doyle, Arthur 49, 63, 84

Crane, Tim 28, 32, 33, 34, 156, 161, 167, 168, 214, 247, 250, 255

Davidson, Donald 191, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 199, 201, 251

Dretske, Fred 120

Evans, Gareth 226

Fodor, Jerry 110

Frege, Gottlob 159, 162, 163, 164, 173, 174, 175

Gibson, J.J. 112, 113

Hall, Roland 48, 56, 57, 58

Hanks, Peter 162

Heck, Richard 166, 169, 172

Helmholtz von, Hermann 117, 119, 124, 131, 132, 133, 139, 141, 200

Johnson-Laird, P.N. 76, 80

Kant, Immanuel 9, 10

Lewis, C.I. 167

Ludwig, Kirk 78, 124

Marr, David 68, 75, 108

Martin, M.G.F. 43, 199

McDowell, John 3, 10, 11, 24, 104, 140, 181, 213, 214, 215, 216, 217, 218, 219, 220, 221, 222, 223, 224, 225, 228, 230, 231, 232, 238, 247, 250, 251, 253, 254

McGrath, Matthew 160

Mill, J.S. 132

Peacocke, Christopher 22, 24, 174, 228, 229, 231, 233, 241

Peirce, C.S. 77, 78, 135, 138

Pitcher, George 206

Popper, Karl 78

Price, H.H. 40

Quine, W.V.O. 19, 76, 195

Reichenbach, Hans 15, 16, 17

Rock, Irvin 123, 125, 128, 130

Russell, Bertrand 159, 163, 173

Ryle, Gilbert 53, 54, 59, 202, 203

Schantz, Richard 207, 208, 209

Sellars, Wilfrid 236, 237, 251

Siegel, Harvey 16

Siegel, Susanna 181, 182, 183, 184, 185, 187, 188

Speaks, Jeff 169, 224, 225, 232

Stalnaker, Robert 167

Textor, Mark 231, 232

Toribio, Josefa 165, 170, 171, 172, 173, 174, 175

Travis, Charles 37

Tye, Michael 249

Wason, P.C. 76, 80

White, A.R. 48, 54, 55, 57, 58, 60, 62, 63, 67

Wright, Crispin 6, 21, 22

